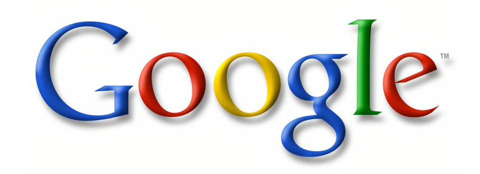
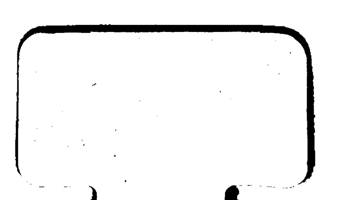



KF 20303
NEDL TRANSFER
HN 4RHA C



Kultur und Presse.

Kultur und Presse.

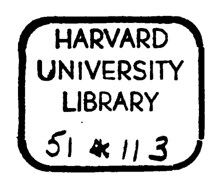
Von

Dr. Emil Löbl.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1903.




HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
51 * 113

Vorwort.

Mit der vorliegenden Schrift wird der Versuch einer systematischen und kritischen Darstellung des modernen Zeitungswesens unternommen. Die Zeitungskunde, die bisher meist nur historisch oder nebenher im Gefolge anderer wissenschaftlicher Betriebe abgehandelt wurde, soll hier als eigenberechtigte Disziplin in ihren Grundzügen entwickelt werden. Innerhalb dieses weiteren Rahmens der gesetzten Aufgabe war der Verfasser vorzüglich bemüht, die Stellung der Presse im Kulturleben der Gegenwart zu bestimmen und die zahllosen Ausstrahlungen ihrer Wirksamkeit zu verfolgen; dieser engeren und wichtigsten Absicht des Werkes wurde dessen Titel entnommen. Der Verfasser darf nicht hoffen, mehr als einen Versuch zu bieten; dafs aber dieser Versuch gewagt wurde, bedarf kaum einer Rechtfertigung. Insbesondere sollte die parteimäfsige, oft pamphletistische Behandlung, die dem neuzeitlichen Prefswesen vielfach zuteil wird und bei welcher gerade seine wichtigsten Seiten aufser acht bleiben, durch eine abstrakte, der Tendenz entrückte und leidenschaftslose Betrachtung ersetzt werden. Ob die Zeitungskunde den Rang einer Wissenschaft beanspruchen darf, ist strittig; sicherlich aber ist gegenüber einem Kulturphänomen von der Bedeutung der modernen Presse

wenigstens eine wissenschaftliche Betrachtungsweise geboten, welche die objektive Feststellung von Tatsachen und Zusammenhängen anstrebt. In diesem Sinne ist der Verfasser an seine Aufgabe herangetreten, in diesem Sinne möge die hier versuchte Lösung beurteilt werden.

Wien, im Herbste 1903.

Der Verfasser.

Systematische Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Eine methodische Wissenschaft von der Presse gibt es noch nicht. Einzelne Gebiete des Zeitungswesens, vornehmlich Prefsgeschichte, Prefsrecht und das Kapitel der Prefsfreiheit, wurden durchforscht und bearbeitet; jedoch das Ganze des Journalismus ist von der Wissenschaft vernachlässigt, man könnte sagen gemieden worden.

Das Zeitungswesen war stets ein Aschenbrödel der Forschung und hat nur wenige Schriftsteller zu locken gewufst. Die entlegensten Rätsel des Kirchenrechtes finden ihre Liebhaber; die purpurnen Finsternisse in der Vergangenheit verschollener Völkerschaften werden emsig durchleuchtet; kein volkswirtschaftliches Problem ist zu gering, als dafs es nicht strebsame Forscher zu einer wissenschaftlichen Tat anzuregen vermöchte. Und während hier die Suchenden auf abgegraster Heide den letzten dürren Halm sich streitig machen, ist dort unberührte üppige Weide, blühendes, prangendes Leben, das der Denkarbeit reiche Nahrung böte.

Es ist ein auffallendes Phänomen, dafs eine geistige Macht allerersten Ranges, die in einem kaum zu übersehenden Ausmafse das Denken und Empfinden, die Taten und Geschicke der Völker beeinflufst, so wenig Anreiz zu eindringlicher Betrachtung und Untersuchung geboten hat. Die Presse, dieses grofse Werkzeug intellektueller Bewegung, dieser Akkumulator aller geistigen Kräfte, dieser Führer und Verführer der Völker, der Segen und die Geifsel unserer Zeit, ein Bannerträger der Wahrheit und ein Vorkämpfer der Lüge, ein Faktor sittlicher Erhebung und ein Stachel

niedriger Triebe, — die Presse mit ihren tausendfältigen Funktionen und Einflüssen hat nur wenige Geschichtschreiber, noch weniger Dogmatiker gefunden, die sich ihrem Studium gewidmet haben.

So weit das Prefswesen bisher den Gegenstand besonderer Behandlung gebildet hat, wurde es vornehmlich aus zwei Gesichtspunkten ins Auge gefafst: in seinem geschichtlichen Werdegang und in seinem Verhältnisse zur Staatsgewalt. So wurde es zu einem Anhang zweier Wissensgebiete: der Geschichtsforschung, im besonderen der Literaturgeschichte, auf der einen Seite, und anderseits ein Appendix der Rechts- und Staatswissenschaften. Wir besitzen vortreffliche Untersuchungen über die Entwicklung des Prefswesens, und es wird sich im Verlaufe dieser Darstellung reichlich Gelegenheit ergeben, auf diese Arbeiten hinzuweisen. Die zahlreichen Beziehungen ferner, die sich zwischen der Staatsgewalt und dem Zeitungswesen in fiskalischer, polizeilicher und strafrechtlicher Hinsicht herausgebildet haben, boten gleichfalls der Untersuchung reichen Stoff. Allein die Presse verdient nach zwei anderen Richtungen hin gleichfalls sorgfältige Betrachtung. Die Zeitung an sich, in ihrer literarischen und technischen Eigenart, birgt eine grofse Fülle interessanter Momente, und das Zeitungswesen in seinen Beziehungen zur Gesellschaft und zur Kultur unserer Zeit bildet einen überaus markanten Zug in der Physiognomie der Gegenwart.

An sich, als eine literarische Erscheinung sui generis, weist die Zeitung so viel des Eigenartigen auf, hat eine so selbständige Technik und unterliegt so ganz besonderen Bedingungen des Wirkens, des Einflusses und des Erfolges, dafs es sich wohl verlohnt, sie nach dieser Seite hin sorgfältig ins Auge zu fassen. Noch gröfseren Reiz bieten die zahllosen Wechselbeziehungen zwischen dem Journalismus und der Gesellschaft. Es tritt uns hier ein Komplex von Erscheinungen entgegen, der völlig abseits liegt von dem früher erwähnten Verhältnisse zwischen Presse und Staatsgewalt. Wir sind neuestens zu einer scharfen begrifflichen

Sonderung zwischen Staat und Gesellschaft gelangt; wir wissen, dafs die Gesellschaft eine Fülle wichtiger Lebensbeziehungen umfafst, für die der Rahmen des Staatsbegriffes zu enge wäre. Namentlich ist es das geistige Leben der in organisierter Gemeinschaft lebenden Menschen, die ganze Methode ihres Denkens, ihrer politischen und ästhetischen Anschauungsweise, die durch das Prefswesen sehr empfindlich beeinflufst wird, — durchwegs Dinge, die mit dem Kapitel „Presse und Staatsgewalt“ oder kurz gesagt mit der Prefspolitik nichts zu schaffen haben. Das Thema „Presse und Staatsgewalt“ führt in letzter Konsequenz zur politischen Nützlichkeitsfrage der Prefsfreiheit; hingegen wird uns eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen Presse und Gesellschaft vor die grofse Frage nach der kulturellen Gesamtbilanz der Presse und ihres Einflusses auf die Entwicklung der Menschheit stellen.

Was im folgenden versucht werden soll, ist eine gedankliche Durchdringung, eine dogmatische Behandlung des gesamten Prefswesens, dem bisher fast ausschliefslich eine juristische und historische Behandlung zu teil wurde. Auch auf diesem Gebiete hat der Historismus eine unerfreuliche Vorherrschaft geübt, gleichwie in der Rechtswissenschaft und in der Volkswirtschaftslehre. Wir wissen auch hier ziemlich genau, wie die Dinge geworden sind, wir wissen, auf welchen Wegen, geraden und krummen, unter welchen Förderungen und Hemmnissen die Presse sich aus den ersten Anfängen zu ihrer heutigen unübersehbaren Gröfse entwickelt hat. Aber wir sollten uns nicht nur darum kümmern, wie das alles geworden ist, sondern was geworden ist und was wir, im Guten wie im Schlimmen, an der Presse besitzen. Was uns not tut, ist ein wenig Biologie, Physiologie und Philosophie des Journalismus. Das wird kein müssiges Beginnen sein. Eine kulturelle Erscheinung von der Bedeutung der Presse verdient schon um des nackten Erkenntnisinteresses willen einen solchen dogmatischen Versuch; aber die Mühe wird auch praktische Ergebnisse zeitigen, wir werden zu Einblicken und Erkenntnissen ge-

langen, die sich unmittelbar in praktische Verbesserungsvorschläge umsetzen lassen.

Ob man von einer Wissenschaft des Journalismus sprechen darf, bleibe dahingestellt. Es weht überhaupt eine scharfe Luft gegen die Geisteswissenschaften. Houston Stewart Chamberlain hat in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" der Jurisprudenz den Charakter der Wissenschaft aberkannt und ihr blofs den Rang einer Technik zugewiesen. Und er hat dies mit einer Argumentation getan, die geeignet ist, allen Wissenschaften von menschlichen Dingen den Charakter der strengen Wissenschaftlichkeit zu rauben: „Die Wurzel ‚vid' bedeutet im Sanskrit finden; soll die Sprache nicht zu farbloser Mehrdeutigkeit verblassen, so müssen wir dafür sorgen, dafs ein Wissen immer ein Finden bezeichne. Ein Finden setzt nun zweierlei voraus: erstens einen Gegenstand, der da ist und besteht, ehe wir ihn finden, zweitens die Tatsache, dafs dieser Gegenstand noch nicht gefunden und aufgedeckt wurde. Beides trifft für die Jurisprudenz nicht zu; denn ‚Recht' gibt es erst, wenn die Menschen es machen, es existiert nicht aufserhalb unseres Bewufstseins, aufserdem deckt die Rechtswissenschaft nichts anderes auf, findet sie nichts anderes als sich selbst" [1]). Diese Erwägung wäre geeignet, so ziemlich alle Geisteswissenschaften zu entthronen. Auch die geschichtlichen und die soziologischen Tatsachen entstehen erst durch die Menschen, sie existieren nicht als Gegenstand aufserhalb unseres Bewufstseins; das gleiche ist es mit den Dingen, Ereignissen und Beziehungen volkswirtschaftlicher Art —, so dafs Historie, Nationalökonomie, Soziologie den Rang als Wissenschaft verlieren würden. Da es vollends, um mit Chamberlain zu reden, keine Zeitungen ohne Menschen und aufserhalb des menschlichen Bewufstseins gibt, wäre bei Annahme dieser Begriffsbestimmung auch eine Wissenschaft vom Zeitungswesen ganz und gar unmöglich. Allein ich bestehe keineswegs auf

[1]) Bd. I, S. 159.

dem umstrittenen Titel und Charakter einer Wissenschaft und bescheide mich gerne damit, Wesen und Eigenart des Journalismus in systematischer Ordnung vorzuführen. —

Dafs das Prefswesen überhaupt so wenig eindringliche Behandlung gefunden hat, mag vorwiegend auf jene „superiöre Verachtung" zurückzuführen sein, die nach den Worten von Robert Prutz[1]) die Gelehrtenwelt, und ganz besonders die deutsche, gegenüber dem Journalismus empfindet. „Was treibt der Mensch? Er schreibt in die Zeitungen — armseliger Mensch! Was liest er? Er liest Zeitungen — armselige Lektüre!" In Frankreich hat schon vor zweihundert Jahren Pierre Bayle nach einer Geschichte der Zeitungen gerufen, und Sainte-Beuve, eine Zierde der Journalistik aller Zeiten, hat das Verlangen nachdrücklich erneuert. Frankreich besitzt denn auch eine gediegene Literatur über sein Zeitungswesen, in welcher der Name Eugène Hatins an erster Stelle genannt werden mufs. In deutschen Landen jedoch gilt noch heute die Berührung mit der Tagespresse als, wie soll man nur sagen, nicht ganz akademisch rein. Die Gründe dieser Erscheinung und das Mafs ihrer Berechtigung gehören mit zu den Dingen, worüber im Verlaufe dieser Darstellung gesprochen werden soll; hier sei nur die Tatsache selbst festgehalten. Der richtige Akademiker in deutschen Landen schreibt nicht nur nicht für Zeitungen, er schreibt auch nicht über sie und läfst ein Gebiet brach liegen, auf welchem wissenschaftliche Arbeit reichlich lohnen würde.

Eine weitere Ursache dieser Vernachlässigung des Prefswesens durch die zünftige Wissenschaft ist die, dafs die Zeitungskunde bisher keine akademisch anerkannte Disziplin bildet. Von den vereinzelten Fällen abgesehen, die weiterhin im Kapitel vom journalistischen Unterricht erörtert werden sollen, hat die Theorie und die Praxis des Journalismus noch nicht Eingang gefunden in die Hörsäle der Hochschulen,

---

[1]) „Geschichte des deutschen Journalismus" Bd. I. Hannover 1845, Seite 11.

es ist dies kein Gebiet, auf dem akademische Erfolge zu holen sind, und wer hier arbeitet, dem winkt bestenfalls die Aussicht auf jene innere Befriedigung, die eine gewissenhaft durchgeführte Arbeit bietet. Es fehlt somit der wirksame Anreiz der Hoffnung auf greifbaren Gewinn, und anderseits fehlt es an allen jenen Behelfen und Erleichterungen, die ein wohleingerichteter wissenschaftlicher Hochschulbetrieb gewährt.

Der Verfasser ist sich wohl bewufst der beängstigenden Schwierigkeiten, denen der Versuch einer zusammenfassenden und systematischen Untersuchung des modernen Prefswesens begegnet. Es sind Schwierigkeiten persönlicher und sachlicher Art. Um die eigenartige Natur des Prefswesens an sich und seines Verhältnisses zur zeitgenössischen Kultur allseitig zu ergründen, bedürfte es eines höchst umfassenden Geistes, der die Fähigkeiten des Historikers und Philosophen, des Politikers und Staatsmannes, des Ästheten und nicht zuletzt des erfahrenen Publizisten in sich vereinigte. Wenn somit der Verfasser kaum mehr erhoffen darf, als einige bescheidene Ansätze zu diesem Unternehmen zu liefern, so glaubte er, so Unvollkommenes er auch zu bieten haben mag, damit gleichwohl hervortreten zu dürfen. Er tat es vornehmlich in der Erwartung, dafs Berufenere fortführen werden, was hier schüchtern begonnen wurde.

Kaum geringer als die subjektiven sind die objektiven Schwierigkeiten des Unternehmens. Nirgends macht sich die Phrase so breit, nirgends droht so sehr die Gefahr, mit abgegriffenen parteimäfsigen Schlagworten in Berührung zu kommen und öder Kannegiefserei zu begegnen, wie bei jeder Betrachtung des Prefswesens. Mit Recht klagt Franz v. Liszt[1], dafs in allen prefsrechtlichen Fragen die Schlagworte zum Feldgeschrei geworden sind. Aber dieselbe Klage gilt für die ganze Diskussion über das Prefswesen. Überall begegnen wir hier eingewurzelten Vorurteilen, an denen jede Argumentation zerschellt, und die Erörterung

[1]) Lehrbuch des österr. Prefsrechtes. Leipzig 1878, S. 149.

wird mit einer Leidenschaftlichkeit geführt, die keine mittlere Meinung, sondern nur die Extreme kennt. Einem Heerlager unversöhnlicher Prefsfeinde — als ihre Häuptlinge könnte man Eduard v. Hartmann und den Oberprokuror des heiligen Synod K. P. Pobjedonoszeff nennen — stehen begeisterte Freunde, Verehrer und Schmeichler des Zeitungswesens gegenüber. Noch verworrener wird die Sachlage, wenn man sich's etwa beifallen läfst, die Presse nach Richtungen und Parteilagern zu sondern, zwischen einer guten und einer schlechten Presse zu unterscheiden, nicht über die Zeitung schlechtweg, sondern über diese oder jene Kategorie von Zeitungen zu sprechen. Um diese schlimmste Gefahr zu meiden, behandelt der Verfasser die moderne Zeitung an sich, d. h. die Zeitung in ihrer allgemein gültigen typischen Erscheinung, in völliger Loslösung von einem konkreten parteimäfsigen Inhalte, und absehend von jeder besonderen politischen, wirtschaftlichen, literarischen oder künstlerischen Richtung des Blattes. Der Verfasser mufste sich also eine Art Normalzeitung konstruieren, welche die allgemeinen Merkmale und alle technischen Eigentümlichkeiten eines Journals aus unseren Tagen aufweist, die aber jeder spezifischen Färbung und Tendenz entkleidet ist. Wir wollen also die Zeitung hier so behandeln, wie der Lehrer der Anatomie den der Medizin Beflissenen den „Menschen" vorführt: nicht diesen oder jenen Menschen, nicht den reichen oder armen, nicht den klugen oder dummen, nicht den guten oder schlechten Menschen, sondern den Menschen an sich und schlechtweg, das Schulbeispiel des Genus Mensch. Gewifs, dieser abstrakte Mensch existiert nicht, so wenig wie unsere abstrakte Zeitung zu finden ist. Beide sind spekulative Gebilde, beide aber unentbehrlich für eine sachgemäfse Erforschung des Objektes. Wir wollen uns also mit einer abstrakten Zeitung befassen, — oder anders ausgedrückt: wir wollen das methodologische Moment des Zeitungswesens in den Vordergrund stellen, seine eigentümliche Art, die Dinge und Ereignisse zu behandeln, und den Einflufs, den diese Art der Behand-

lung auf die moderne Menschheit, ihre ganze Denk- und Anschauungsweise übt. Anders als in dieser sozusagen entkörperten Darstellungsweise, für welche nur die Zeitung als solche in Betracht kommt, ist eine ernste Behandlung der Materie nicht zu erzielen, — Beweis dessen das abschreckende Beispiel jener zahllosen Pamphlete über neuzeitliches Prefswesen, die fast ausschliefslich aus wertlosem Parteitratsch bestehen, ein dicker Brei von Geschimpfe oder Lobhudelei, womit sich schlechterdings nichts beginnen läfst.

Die gelegentlichen Betrachtungen über Prefswesen bewegen sich zumeist in zwei Extremen: dem einen ist die Zeitung der Fluch unserer Tage, die anderen erheben den Journalismus zur leuchtenden Fackel unseres Geisteslebens, zum vornehmsten Träger von Aufklärung und Gesittung. Der Verfasser wird in die Lage kommen, allen Segen des Prefswesens zu beleuchten, den tiefgreifenden und vielverzweigten Einflufs zu würdigen, den es im guten Sinne auf die kulturelle Entwicklung der Menschheit geübt hat und noch ausübt. Aber gerade in Würdigung dieses Einflusses glaubt er auch dort nicht schweigen zu dürfen, wo gewisse Seiten der Entwicklung des Prefswesens Bedenken oder Tadel herausfordern. Denn es mufs unser Bestreben sein, diesen aufserordentlich kräftigen Faktor moderner Gesittung tunlichst nach allen Seiten hin zu vervollkommnen, ihn immer mehr zu einem brauchbaren Werkzeuge echten Fortschrittes zu gestalten. Darum müssen und werden hier auch die Schäden des Prefswesens und dessen ungünstige Wirkungen blofsgelegt werden, und der Verfasser ist dessen gewifs, dafs er hierin auch bei allen einsichtigen Publizisten Verständnis und objektive Würdigung finden wird. Amicus mihi Plato, sed magis amica veritas. —

Bei den folgenden Untersuchungen soll die nachstehende systematische Ordnung eingehalten werden:

I. Zunächst wird es sich darum handeln, die Zeitung aus dem Gesamtgebiete der literarischen Produktion begrifflich auszusondern, die eigentümlichen Merkmale, wodurch sie sich von den übrigen Erzeugnissen schriftstellerischer

Tätigkeit scheidet, tunlichst erschöpfend festzustellen und solcherart zu einer brauchbaren Begriffsbestimmung der Zeitung und der Presse zu gelangen. Hieran wird sich die Betrachtung des so gewonnenen Objektes „Zeitung“ zu schliefsen haben. Sie wird beginnen mit einer Übersicht über die verschiedenen Kategorien von Zeitungen und sich sodann im besonderen der Tagespresse zuwenden als demjenigen Zweige des Journalismus, der gegenwärtig zur höchsten Entfaltung gelangt ist, alle Eigenschaften der Presse in stärkster Konzentration vereinigt und den intensivsten Einflufs auf den einzelnen und die Masse, auf Staat und Gesellschaft ausübt. Hierauf wird das Zeitungsblatt nach seinen einzelnen Bestandteilen ins Auge zu fassen sein. Diese Einteilung mufs nach zwei Gesichtspunkten erfolgen. Es gibt zunächst eine innere Gliederung des Zeitungsinhaltes je nach den verschiedenen Funktionen, welche die einzelnen Teile des Blattes üben. Als oberste Funktion der Zeitung tritt uns 1. die Mitteilung von Tatsachen, die Nachrichtenvermittlung entgegen (referierender Teil); im Zusammenhange hiermit werden die Prinzipien der Berichterstattung im weitesten Sinne zu erörtern sein. Die nächste Funktion des Journalismus ist 2. die Propaganda der Meinungen und Tendenzen (räsonierender und kritischer Teil); hier wird das weite Gebiet des Subjektivismus in der Presse zu behandeln sein. Weiter ist 3. der rein schöngeistige Teil des Blattes als selbständige Kategorie anzuführen, die jedoch gegenüber den vorgenannten eine untergeordnete Rolle spielt. Endlich hat sich 4. eine wichtige wirtschaftliche Funktion der Presse herausgebildet, indem sie im geschäftlichen Verkehre als Publizitätsmittel und als Vermittlerin zwischen Angebot und Nachfrage auftritt (Anzeigenteil).

Die äufsere Gliederung des Blattes ist die jedem Zeitungsleser bekannte Einteilung in die verschiedenen Rubriken des Leitartikels, Feuilletons, der Chronik u. s. w. Im Zusammenhange mit der Erörterung des besonderen Charakters dieser Rubriken wird sich eine Darstellung der

schriftstellerischen Technik des Zeitungswesens ergeben, die aber nur insoweit behandelt werden soll, als sie eine wirklich spezifische, der Zeitung eigentümliche ist und scharfe Unterscheidungsmerkmale gegenüber der sonstigen literarischen Produktion wahrnehmen läfst; das rein Handwerksmäfsige des redaktionellen Zeitungsbetriebes bleibt hierbei aufser Betracht, weil es nur wenige Gesichtspunkte von allgemeinem Interesse zu bieten vermag. Endlich werden noch die äufseren Momente: Titel, Erscheinungsmodus, Format, Preis, Auflageziffern ins Auge zu fassen sein.

II. Von dem Journale, als dem Objekte und Erzeugnisse journalistischer Tätigkeit, wird sich hierauf die Betrachtung dem tätigen Subjekte zuwenden, der Journalistik als dem produzierenden Elemente. Hier ergeben sich wichtige Erwägungen, die bereits zur folgenden dritten Gruppe unserer Betrachtungen hinüberleiten. Dieselbe umfafst

III. die Beziehungen zwischen dem Journalismus und der Gesellschaft, insbesondere seinen Einflufs auf das öffentliche und geistige Leben der Völker.

IV. Endlich werden die Beziehungen des Prefswesens zur Staatsgewalt zu berühren sein. Dieselben umfassen 1. die polizeiliche, 2. fiskalische, 3. strafgesetzliche Behandlung der Presse durch die Gesetzgebung und Verwaltung, woran sich 4. die Erörterung des rein politischen Verhältnisses zwischen Regierung und Presse knüpft.

Unsere Erörterungen werden sich vornehmlich auf die Gruppen I. bis III. (Journalismus, Journalistik und deren Relation zur Gesellschaft) erstrecken, die in der bisherigen Literatur des Zeitungswesens auffallend vernachlässigt wurden. Die Gruppe IV. (Presse und Staatsgewalt) hat wegen ihrer nahen Berührung mit der Verwaltungslehre, Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, Geschichte und Politik schon bisher vielfache und eingehende Behandlung gefunden; sie liegt darum aufserhalb des engeren Rahmens dieser Darstellung und soll nur insofern in Erörterung gezogen werden, als sich hierbei allgemeine und prinzipielle Gesichtspunkte gewinnen lassen.

Was schliefslich die Geschichte und Entwicklung des Journalismus betrifft, so wurde gleichfalls angedeutet, dafs deren systematische Darstellung nicht zu den Aufgaben dieses Versuches gehört. Der Verfasser wird jedoch historisches Material überall dort heranziehen, wo es zur Illustrierung und Verdeutlichung seiner Ausführungen erforderlich erscheint.

Erster Teil.

Die Zeitung (der Journalismus).

Erstes Kapitel.

Begriffsbestimmung.

Bei der Feststellung des Begriffes „Zeitung“ mufs von den Legaldefinitionen der einzelnen Gesetzgebungen abgesehen werden. Das Gesetz verfolgt andere Absichten als die der Begriffsbestimmung, ja man darf zweifeln, ob diese überhaupt zu seinen Aufgaben gehört; mit Recht tadelt Josef Unger in seinem „System des österreichischen allgemeinen Privatrechtes“, dafs das österreichische bürgerliche Gesetzbuch „nach Art eines naturrechtlichen Kompendiums es für notwendig hält, mit einer Definition zu beginnen, deren Bildung und Aufstellung wohl besser der wissenschaftlichen Theorie überlassen worden wäre“. Die Prefsgesetze wollen nichts als den Kreis jener Erzeugnisse der Druckerpresse umschreiben, die einer bestimmten polizeilichen, steuerlichen und strafrechtlichen Behandlung unterzogen werden. Daraus erklärt sich, dafs nicht nur die Gesetzgebungen der Staaten in der Definition der periodischen Druckschrift voneinander abweichen, sondern auch die Gesetze eines und desselben Staates verschiedene Begriffsbestimmungen vornehmen, je nachdem die eine oder die andere Beziehung der Presse zur Staatsgewalt in Betracht kommt. Unsere Aufgabe ist eine andere; wir wollen versuchen, den Begriff aus der tatsächlichen Erscheinung abzuleiten und seine konstituierenden Elemente

aus dem allgemein bekannten und zweifellosen Wesen der Sache zu gewinnen.

Als der notwendigste Bestandteil des Begriffes der Zeitung wird 1. die Periodizität anzuerkennen sein. Die Eigenschaft der Zeitung im modernen Sinne des Wortes kann unbedingt nur jenen literarischen Erzeugnissen zuerkannt werden, die regelmäfsig in gewissen Zeitabschnitten, d. h. periodisch erscheinen. Eine vereinzelt hervorkommende, niemals wiederkehrende Druckschrift als Zeitung gelten zu lassen, widerspräche allen Vorstellungen, die wir heute an jenes Wort knüpfen. Prutz ist deshalb im Unrecht, wenn er in der Periodizität nur ein beiläufiges Moment erblickt. Er tut es wohl nur, um den alten „Relationen“, diesen vereinzelt erscheinenden, isolierten, also nicht periodischen Flugblättern mit aktuellen Neuigkeiten, den Charakter der Zeitung zu retten und sie als die ersten Glieder in jene Kette von Erscheinungen einzufügen, die bis zum modernen Prefswesen führt. Allein ohne die Bedeutung der Relationen für die Entstehung des Prefswesens zu verkennen, wird man wohl besser tun, sie nur als Vorläufer und embryonale Ansätze desselben, nicht aber als Zeitungen selbst gelten zu lassen. Die Relation verhält sich zur Zeitung, wie die Raupe zum Schmetterling, das Ei zum Huhn, und niemandem ist es eingefallen, jene als Schmetterling, dieses als Huhn anzuerkennen [1]).

Eine andere Frage ist die, welche Intervalle zwischen den einzelnen Nummern liegen müssen, damit von einer Zeitung gesprochen werden könne. Die gewaltige Entwicklung des neuzeitlichen Prefswesens äufsert sich auch in der immer rascheren Aufeinanderfolge der einzelnen Nummern, und darum widerspräche es unseren heutigen Vorstellungen, bei allzulangen Zwischenräumen den Bestand einer Zeitung

---

[1]) Das äufsere Kennzeichen der Periodizität ist die fortlaufende Numerierung. Straßburger und Baseler Offizinen druckten bereits 1566 Zeitungen mit fortlaufenden Nummern. In Venedig waren derartige Blätter schon 1536 erschienen. (Quetsch, Die Entwicklung des Zeitungswesens. Mainz 1901, S. 18.)

noch anzunehmen. Viel zu weit geht unter andern das nordamerikanische Gesetz, welches selbst noch die Jahrbücher zur periodischen Presse rechnet, während sie doch weit eher zur Buchliteratur zählen. Enger definiert das österreichische Prefsgesetz vom 17. Dezember 1862, welches im § 7 wenigstens einmaliges Erscheinen im Monat, wenn auch in ungleichen Zeitabschnitten, fordert. Ebenso gehören im Sinne des deutschen Prefsgesetzes vom 7. Juni 1874 nur solche Zeitungen und Zeitschriften zur periodischen Presse, die mindestens in monatlichen Fristen erscheinen. Sehr weit geht wieder die amtliche Statistik der schweizerischen Journale, die im allgemeinen und ohne besondere Fristbestimmung nur „regelmäfsig wiederkehrende Veröffentlichung“ voraussetzt.

Man ersieht schon aus diesen wenigen Beispielen, wie sehr die Legaldefinitionen auseinandergehen. Aber auch die Theorie wird, sobald sie sich für irgend ein Intervall von bestimmter Dauer entscheiden will, immer willkürlich vorgehen müssen. Ist z. B. eine Vierteljahrsschrift, ist eine Monatsschrift als Zeitung anzuerkennen? Es dürfte richtiger sein, solche Publikationen bereits in das Gebiet der Buchliteratur zu verweisen und das Vorhandensein einer Zeitung nur dort vorauszusetzen, wo die regelmäfsigen Zwischenräume kürzer sind als die Frist eines Monates. Doch mufs nochmals betont werden, dafs sich in diesem einen Punkte ohne dekretale Willkür eine feste Norm nicht schaffen läfst.

Das selbstverständliche Korrelat der Periodizität ist 2. die Einheitlichkeit des Unternehmens: die einzelnen Nummern und Ausgaben müssen sich als untrennbare Teile eines Ganzen darstellen. Die blofse Gleichheit des Titels und der äufseren Ausstattung der einzelnen Nummern darf noch keineswegs als beweismachend für diese Einheitlichkeit des Unternehmens gelten, dazu bedarf es vielmehr einer gewissen Gleichförmigkeit und Kontinuität des Inhaltes. Wenn also eine alte Zeitungsfirma in neue Hände übergeht und hierbei eine radikale Änderung des Inhaltes, der Absichten und Tendenzen stattfindet, so mag wohl vom

prefsrechtlichen Standpunkte das alte Unternehmen noch vorhanden sein, virtuell aber hat man es mit einem neuen Blatte zu tun. Es lag deshalb ein tiefer Sinn darin, wenn in älteren Zeiten des deutschen Prefswesens gerne das Wort „Institut“ zur Bezeichnung eines Zeitungsunternehmens benutzt wurde. In diesem Worte ruht der Begriff des Erhaltenden, Zusammenfassenden, es drückt die Tatsache aus, dafs die einzelnen Zeitungsblätter die flüchtigen Erscheinungen eines einheitlichen und bleibenden Ganzen sind, eines Ganzen, das durch einen politischen Willen, durch wirtschaftliche Anschauungen, durch ästhetische Überzeugungen zusammengehalten und gekennzeichnet ist[1]).

Mit anderen Worten: die Gleichheit des Titels der einzelnen Nummern ist zwar der regelmäfsige Ausdruck der Einheitlichkeit des Unternehmens, keineswegs aber deren untrügliches Kennzeichen. In Frankreich kam es, wie Hatin in seiner grofsen Bibliographie der französischen Presse erzählt, oft vor, dafs Blätter, um Prefsverfolgungen zu entgehen, für ihre einzelnen Ausgaben verschiedene Titel wählten, und doch wird in diesem Falle niemand den Bestand eines und desselben Zeitungsunternehmens in Abrede stellen. Die Frage, ob ein Blatt mit neuem Titel wirklich identisch sei mit einer unter anderem Titel früher erschienenen Zeitung, ist prefsgesetzlich von Bedeutung, wenn es sich um die Ahndung der unbefugten Fortsetzung einer Druckschrift handelt, deren Weitererscheinen durch die

---

[1]) Cotta nannte mit Vorliebe seine „Allgemeine Zeitung“ ein Institut; Julius Seidlitz schrieb über Adolf Bäuerles „Wiener Allgemeine Theaterzeitung“, sie bringe Nachrichten eher als jedes andere gleichartige Institut; Goethe, von Friedrich Perthes in Hamburg um seine Mitarbeit am „Vaterländischen Museum“ angegangen, erwiderte, er müsse, obgleich ungerne, ablehnen, an einem so wohlgemeinten Institute teilzunehmen . . . Das Wort ist leider in dieser seiner Bedeutung dem heutigen Sprachgebrauche fremd geworden. Es würde verdienen, wieder aufgegriffen zu werden, weil es das Zeitungswesen in eine höhere Sphäre rückt, eine stete Mahnung an dessen sittliche Pflichten enthält und damit auch das Standesbewufstsein der Publizisten zu stärken geeignet ist.

Sicherheitsbehörde oder durch richterliches Erkenntnis eingestellt wurde. Liszt und Schwarze erachten in Übereinstimmung mit der hier entwickelten Ansicht die Gleichheit des Titels als nicht essentiell. „Es unterliegt keinem Zweifel," sagt Liszt[1]), „dafs trotz des geänderten Titels die angeblich neue Druckschrift sich als eine Fortsetzung der alten charakterisieren kann; ob es der Fall ist, kann nur im einzelnen Falle unter Berücksichtigung aller Umstände entschieden werden." In der Tat läfst sich keine andere Richtschnur empfehlen, als die der gewissenhaften Erforschung der konkreten Umstände.

Die Einheitlichkeit des Unternehmens erfordert also, wie wiederholt betont werden mufs, einen inneren, meritalen Zusammenhang, eine stete Kontinuität des Gesamtinhalts zwischen den einzelnen Nummern; nur in diesem Falle liegt eine Zeitung vor. Daraus ergibt sich, dafs die Periodizität zwar ein wesentliches, aber nur eines von den konstitutiven Elementen des Zeitungsbegriffes ist. Es gibt viele Publikationen von strenger Periodizität des Erscheinens, die gleichwohl keine Zeitungen sind. Würde jemand Tag für Tag mit absoluter Regelmäfsigkeit Prefserzeugnisse erscheinen lassen, die jedoch keinen inhaltlichen Zusammenhang untereinander aufweisen, so hätten wir es trotz des Vorhandenseins der sonstigen Merkmale mit einer Zeitung nicht zu tun. Dieses Moment der Einheitlichkeit ist von solcher Bedeutung, dafs M. Chassan in seinem „Traité des délits et contraventions de la parole, de l'écriture et de la presse" darauf allein den Zeitungsbegriff fundieren möchte: „On donne le nom de journal à tous les écrits, quelques soient le mode et l'époque de leurs publications successives, qui par leur titre, leur plan et leur esprit forment un ensemble et un tout."

Es ist jedoch auf den ersten Blick klar, dafs diese Begriffsbestimmung einseitig und viel zu weit gezogen ist. Es genügt durchaus nicht, dafs die einzelnen Publikationen

---

[1]) S. 330 a. a. O.

„durch ihren Titel, ihren Plan und ihren Geist ein zusammenhängendes Ganzes“ bilden. Darnach wären auch regelmäfsig erscheinende Preiskurante eines Warenhauses, Kurlisten oder periodische Mitteilungen einer Bahnverwaltung über ihre Gütertarife unter die Zeitungen einzureihen, denn es läfst sich nicht leugnen, dafs alle diese Veröffentlichungen denselben Titel, einen gemeinsamen Plan und stets gleichbleibende Zwecke haben. Es mufs also offenbar ein weiteres inhaltliches Element hinzutreten, um den Zeitungsbegriff zu bilden, und dieses Moment ist

3. die Allgemeinheit des Interesses. Die behandelten Gegenstände müssen von solcher Art sein, dafs sie das Publikum als solches angehen und interessieren. Das, was allen Lesern gemeinsam ist: ihre Eigenschaft als Staatsbürger, als Glieder eines politischen Organismus, als Bewohner derselben Stadt, als Interessenten der öffentlichen Verwaltung, als Mitgeniefser öffentlicher Einrichtungen, als Theater- und Konzertbesucher, als literarische und ästhetische Menschen — diese gemeinsamen Qualitäten der Leser sind es, an welche die Presse sich wendet, für welche sie arbeitet und welche die Existenzmöglichkeit der Presse begründen. Das schliefst nicht aus, dafs auch die Sonderinteressen der einzelnen Klassen, Gewerbe, Stände etc. Berücksichtigung finden, zumal da sie stets in näherem oder fernerem Zusammenhange mit dem Allgemeinen stehen. Allein das Rückgrat des Zeitungswesens bildet doch stets nur das, was für das Publikum als solches, d. h. in Loslösung von den persönlichen Qualitäten und Interessen des einzelnen Lesers, von Bedeutung ist. „Das Publikum“ ist nämlich nicht schlechthin die arithmetische Summe aller einzelnen, sondern unter Publikum ist die Summe der einzelnen, jedoch nur insofern zu verstehen, als diese einzelnen Gemeinsames haben. Wir werden uns dieser grundsätzlichen Feststellung später zu erinnern haben, wenn es sich darum handeln wird, zu erörtern, was Stoff der Zeitung ist und sein soll — und was es nicht sein soll; dort wird sich diese Feststellung von selbst in Forderungen des publi-

zistischen Anstandes und der publizistischen Moral umwerten.

Die in der Zeitung behandelten Gegenstände müssen aber ferner noch eine bestimmte zeitliche Eigenschaft haben, und diese begründet das weitere begriffliche Element, nämlich

4. die Aktualität. Nur diejenige Druckschrift kann Zeitung genannt werden, die ihrem wesentlichen Inhalte nach in der unmittelbaren Gegenwart wurzelt, Ereignisse oder Zustände der Gegenwart behandelt, mit ihrer Propaganda von Meinungen und Tendenzen auf die Gegenwart wirken will. Das bedarf keines näheren Beweises. Man denke einen Augenblick lang an die entgegengesetzte Erscheinung, man konstruiere sich ein literarisches Erzeugnis, das in gleichmäfsigen Intervallen, wöchentlich oder täglich erscheint, Gleichmäfsigkeit des Inhaltes und des Titels aufweist, das aber seine Spalten mit Bibelstellen oder Klassikerzitaten oder mit historischen Exkursen ausfüllt, — und man hat den zwingenden Beweis dafür, dafs eine Zeitung ohne Aktualität des Inhaltes keine Zeitung ist. Hier darf man Prutz beipflichten, der in der Aktualität ein unentbehrliches Requisit der Zeitung erblickt, und in diesem Momente wurzelt in der Tat die Bedeutung der alten „Relationen“ für die Entwicklung des Prefswesens. Die Relationen waren fliegende Blätter, die dem Publikum irgend eine wichtige Neuigkeit vermeldeten. Man könnte sie hinstellen als die Vorläufer jener Extraausgaben, die die heutigen Journale veranstalten, um dem Publikum eine besonders wichtige Nachricht noch vor der nächstfälligen Ausgabe zu vermitteln. Der Unterschied liegt freilich klar zu Tage: die Relation war eine vereinzelte, isolierte Erscheinung, die heutige Extraausgabe ist die aufserordentliche Nummer einer sonst regelmäfsig sich wiederholenden Publikation. Aber in ihrer unmittelbaren Richtung auf das gegenwärtige, auf das augenblickliche Geschehnis stellt die Relation zweifellos bereits den Keim des modernen Prefswesens dar, weil sie eines seiner wichtigsten Merkmale, die

Aktualität, verwirklicht. Gleichwohl können wir, wie schon bemerkt, in den Relationen nicht die ersten wirklichen Zeitungen erblicken, denn es fehlt ihnen die Eigenschaft der Periodizität, und wir vermissen an ihnen ein weiteres unentbehrliches Merkmal des modernen Zeitungswesens: 5. die Kollektivität des Inhaltes.

Es gehört zu den konstitutiven Kennzeichen der Zeitung, dafs sie mannigfaltige, verschiedenartige Objekte in den Kreis ihrer Behandlung zieht. Darin liegt insbesondere das unterscheidende Merkmal gegenüber dem Buche. Das Buch vertieft sich in eine einzige Materie, ja das Buch ist desto besser und vollkommener, je enger und fester sich die ganze Darstellung um einen einzigen Kern zusammenschliefst, je einheitlicher und geschlossener der Gedankengang ist; der Zeitung hingegen rechnet man gerade die Vielseitigkeit, die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit des Gebotenen zum höchsten Lobe an. Dies gilt nicht blofs von der politischen Tagespresse; die Fachblätter bilden nur eine scheinbare Ausnahme. Allerdings behandeln sie nur Fragen und Gegenstände eines bestimmten fachlichen oder beruflichen Kreises. Aber auf diesem engeren Gebiete zeigen sie genau dieselbe Kollektivität wie die grofsen Tagesblätter, indem sie allen in ihr Fachgebiet einschlagenden sachlichen und persönlichen, praktischen und theoretischen, allgemeinen und besonderen Fragen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die Kollektivität des Inhaltes ist so unentbehrlich für den Zeitungsbegriff, dafs die Relationen auch wegen des Mangels dieser Eigenschaft nicht als Zeitungen angesehen werden können. Hingegen darf man, eben mit Rücksicht auf das Moment der Kollektivität, die „Postreuter“ und die „Relationes semestrales“ bereits als wichtige Marksteine auf dem Wege zum modernen Zeitungswesen betrachten, weil sie die einzelnen zersplitterten Relationen unter bestimmten Gesichtspunkten und in einer Art von systematischer Anordnung zusammenfafsten.

Zu den vorerwähnten konstituierenden Elementen des Zeitungsbegriffes tritt endlich 6. die Absicht der Publi-

zität hinzu. Die Tendenz, sich einem gröfseren Publikum mitzuteilen, ist vom Zeitungsbegriffe nicht zu trennen. Das Buch bleibt Buch, auch wenn es niemals vervielfältigt wird; in den Klöstern des Mittelalters hat mancher emsige Mönch die Arbeit eines Lebens an die Abfassung eines Buches gewendet, das nach des Verfassers Absichten für ewige Zeiten das Geheimnis der Klause bilden sollte. Dafs aber jemand Tag für Tag oder Woche für Woche eine Zeitung verfafste in der Absicht, sie der Welt vorzuenthalten, ist undenkbar; geschähe es dennoch, so läge keine Zeitung vor. Es mufs die Absicht vorhanden sein, auf einen gröfseren, variablen und beliebiger Erweiterung fähigen Leserkreis zu wirken, und es müssen die zu diesem Zwecke tauglichen technischen Mittel angewendet werden. Darum gehört zum Begriffe der Zeitung, wie sie sich gegenwärtig herausgebildet hat, zweifellos das Merkmal der mechanischen Vervielfältigung, insbesondere der Vervielfältigung durch die Druckerpresse. „Die Zeitung", sagt Cucheval-Clarigny[1]), „ist das Kind der Buchdruckerkunst; ohne diese ist sie unmöglich. Raschheit der Veröffentlichung, unbegrenzte Vervielfältigungsmöglichkeit, Vereinigung einer Menge von Materien auf engem Raum, alle diese Bedingungen, welche die Essenz des Blattes ausmachen, liefsen sich nicht vereinigen, wenn die Buchdruckerkunst nicht erfunden wäre[2])."

Es ergibt sich nun hier die Frage, ob auch die geschriebenen Zeitungen, denen wir in zahlreichen Geschichtsepochen bis ins neunzehnte Jahrhundert herein begegnen, als echte Zeitungen anzuerkennen sind. Die Frage ist deshalb von Interesse, weil von ihrer Entscheidung auch die Entscheidung der vielerörterten Prioritätsfrage abhängt. Um die Vaterschaft des Zeitungswesens streiten sich bekanntlich kaum weniger Städte als um die Geburt des Homer. Lassen wir die geschriebenen Blätter als die ersten

---

[1]) „Histoire de la presse en Angleterre et aux États-Unis". Paris 1857.

[2]) Man wird finden, dafs hier bereits eine der Wahrheit ziemlich nahe kommende Definition der Zeitung gegeben ist.

wirklichen Zeitungen gelten, dann gebührt Venedig mit seinen „Notizie scritte" der Ruhm der ersten Zeitungen, wenn wir nicht etwa gar auf die „acta diurna" des alten Rom zurückgreifen wollen. Betrachtet man jedoch die Vervielfältigung durch die Presse als unerläfsliches Merkmal, dann wird man den Ursprung des modernen Zeitungswesens wohl nach Frankfurt am Main verlegen müssen, wo Egenolph Emmel 1615 mit der ersten, regelmäfsig einmal in der Woche erscheinenden gedruckten Zeitung hervortrat. Die geschriebenen Zeitungen haben insbesondere in Perioden politischer Bedrängnis des Prefswesens eine grofse Rolle gespielt; noch im neunzehnten Jahrhundert hatten während der absolutistischen Epoche die geschriebenen Blätter, die sich dem Einflusse der Zensur entzogen, stellenweise gröfseren politischen Einflufs als die gedruckten Zeitungen. Gleichwohl ist der moderne Begriff der Zeitung so sehr an das Moment der allgemeinen Zugänglichkeit durch mechanische Vervielfältigung geknüpft, dafs wir jene geschriebenen Pasquille, so eifrig sie auch gelesen wurden und so gerne man sie verstohlen von Hand zu Hand gehen liefs, lieber als Erscheinungen sui generis, abseits von dem eigentlichen Zeitungswesen, klassifizieren werden[1]). —

Fassen wir das Gesagte zusammen, so wird die Zeitung zu definieren sein als eine in regelmäfsigen Zeitintervallen erscheinende, durch mechanische Vervielfältigung allgemein zugänglich gemachte

[1]) Vom 15. bis ins 18. Jahrhundert treten neben den gedruckten „neuen Zeitungen", „Avisen" auch handschriftliche Mitteilungen mit reiner Berichterstattungsfunktion auf, die meist für Einzelpersonen oder kleine Kreise von Interessenten bestimmt waren und vielfach mit den gedruckten Zeitungen gleichzeitig als Brief versendet wurden, hauptsächlich nur für den Adressaten von Wert waren und der Öffentlichkeit nicht preisgegeben werden sollten. Hier ist also das Publizitätsmoment nicht oder nur in sehr beschränktem Ausmafse gegeben; überdies mangelt dieser handschriftlichen Berichterstattung bis weit ins 16. Jahrhundert auch das Merkmal der Periodizität (Quetsch, S. 21, und Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse), so dafs sie gewifs nicht als Zeitungen zu qualifizieren sind.

Publikation von kollektivem, mannigfaltigem Inhalte, der durch Allgemeinheit des Interesses gekennzeichnet, sowie aus den Ereignissen und Zuständen der unmittelbaren Gegenwart geschöpft ist[1]).

Im Sprachgebrauche des täglichen Lebens versteht man unter „Zeitung" zunächst das einzelne Exemplar der einzelnen Nummer eines Blattes — „ich kaufe mir eine Zeitung" — „hole mir eine Zeitung" — „ich habe meine Zeitung in der Strafsenbahn vergessen" etc. Allein in zahlreichen Redewendungen knüpft sich an das Wort „Zeitung" die Vorstellung von der Einheitlichkeit des Unternehmens, von dem „Institut", wie Goethe und Cotta

---

[1]) Dr. Neukamp definiert („Handwörterbuch der Staatswissenschaften" unter „Zeitungen") folgendermafsen: „Zeitung im modernen Sinne ist eine innerhalb bestimmter Zeiträume — wenn auch in unregelmäfsigen Fristen — in einzelnen Blättern wiederkehrend erscheinende, zur Mitteilung und Verbreitung unter das Publikum (d. h. an einen individuell unbegrenzten Personenkreis) bestimmte Druckschrift, welche Nachrichten über politische oder sonstige das Publikum als solches interessierende Tagesbegebenheiten oder -Angelegenheiten enthält und nicht bestimmt ist, ein abgeschlossenes Werk zu bilden." — Diese Definition stimmt im grofsen und ganzen mit der oben entwickelten überein; zu enge ist sie insofern, als sie blofs die referierende Funktion der Tagespresse betont und die subjektivistische (kritische und propagandistische) aufser acht läfst. Ungenügend ist die Begriffsbestimmung Dr. Leopold Munzingers in seiner Schrift „Die Entwicklung des Inseratenwesens in den deutschen Zeitungen" (Heidelberg 1902). Sie lautet (S. 6): „Wir modernen Menschen verstehen speziell unter einer politischen Zeitung ein für einen unbekannten, individuell unbeschränkten Leserkreis gewerbsmäfsig hergestelltes Druckerzeugnis, welches in bestimmten, kürzeren Zwischenräumen regelmäfsig erscheint." — Hier fehlen gänzlich die Merkmale der Kollektivität und der Aktualität, hingegen ist das fremde, nicht wesentliche Moment der gewerbsmäfsigen Herstellung hereingezogen. Gewerbsmäfsig ist, was zum Zwecke des Erwerbes betrieben wird und als Nahrungsquelle dient. Das trifft aber bei jenen Zeitungen nicht zu, die von politischen Parteien zur Beeinflussung der Wählerschaften oder von einzelnen Privaten zur Vertretung politischer, künstlerischer oder anderer Überzeugungen, jedenfalls also nicht zu Zwecken des Gewinnes herausgegeben werden.

es nannten. Wenn wir von einer gut redigierten Zeitung sprechen oder von einer Zeitung, die den Kulissentratsch pflegt, oder von einer wohldotierten und reich fundierten Zeitung, oder wenn wir sagen, die X-Zeitung übe starken politischen Einflufs, so meinen wir damit selbstverständlich nicht die einzelne Ausgabe oder gar nur ein Exemplar dieser einzelnen Ausgabe, sondern das Gesamtunternehmen nach seiner intellektuellen und geschäftlichen Seite, eine geistige, sittliche, politische und geschäftliche Einheit[1]).

---

[1]) Diese Frage nach der eigentlichen Natur des Begriffes „Zeitung“ bildet den Kernpunkt einer vielbesprochenen Kontroverse, deren in diesem Zusammenhange gedacht werden mufs. Im Oktober 1901 hatte im Wiener Gemeinderate der Gemeinderat B. eine bestimmte Zeitung unter Nennung ihres Titels einen „Prefsköter“ genannt. Der Herausgeber, der Hauptredakteur und der verantwortliche Redakteur jenes Blattes erhoben die Ehrenbeleidigungsklage gegen den Redner, der in erster und zweiter Instanz verurteilt wurde. Der oberste Gerichts- und Kassationshof hingegen sprach den Gemeinderat B. frei, indem er die Anschauung, dafs eine Zeitung ein taugliches Objekt für eine Ehrenbeleidigung bilden könne, als rechtsirrtümlich bezeichnete. „Dafs ein Zeitungsunternehmen,“ heifst es in den Entscheidungsgründen, „nicht unter die Kategorie der in Beziehung auf die Ehre Rechtssubjektivität geniefsenden juristischen Personen gehört, ist offenliegend. Eine Zeitung als solche ist nichts anderes als eine jedermann gegen Zahlung zugängliche, somit verkäufliche Ware. Diese kann aber niemals das Objekt einer Ehrenbeleidigung bilden . . .“ Eine am 20. April 1902 abgehaltene aufserordentliche Generalversammlung des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“ befafste sich mit diesem Judikate. Der Referent Dr. Bacher machte u. a. geltend, wenn man von einer Zeitung spreche, so verstehe man darunter die Gesamtsumme ihres Inhaltes. Die Zeitung stelle ein geistiges Produkt dar, das in einer viel engeren Beziehung zur Persönlichkeit seines Erzeugers stehe als irgend ein gewerbliches Produkt, welches aus mechanischer Tätigkeit entsteht. Die einzelnen auseinanderfallenden Zeitungsblätter würden nur durch die Redakteure und Herausgeber zusammengehalten, und eine Beschimpfung der Zeitung treffe sonach diese Persönlichkeiten. Die Versammlung beschlofs eine vom Referenten beantragte Resolution, welche gegen die Rechtsauffassung des obersten Gerichtshofes protestiert und erklärt: „Wir erblicken in der Zeitung das Produkt der geistigen Tätigkeit derjenigen Personen, welche ihr ihren Inhalt geben,

Aus dem im vorstehenden entwickelten allgemeinen Begriffe der Zeitung hat sich der der Tagespresse besonders scharf hervorgehoben und differenziert. Die Eigenart der Tagespresse und die spezifische Bedeutung, welche sie im Leben der Völker gewonnen hat, beruhen im wesentlichen auf drei Momenten:

1. Zunächst ist es das tägliche Erscheinen, wodurch eine besonders innige geistige Beziehung zwischen dem Blatte und seinem Leserkreise hergestellt wird. Das Blatt gewinnt dadurch die Möglichkeit, sein Publikum höchst intensiv zu beeinflussen, dessen ganze Vorstellungswelt auszufüllen und in erfolgreichster Weise den Wettbewerb mit jeder anderen Art von Lektüre aufzunehmen.

2. Indem die Tagespresse in erster Linie eine politische ist, d. h. vorzugsweise die Erscheinungen des öffentlichen Lebens behandelt, hat sie sich jener Beziehungen und Interessen bemächtigt, die heute im Leben der Völker die allerbedeutsamsten sind. Unsere Zeit ist eine eminent politische und soziale, mehr denn je lebt und webt der einzelne im Allgemeinen. Es gab Epochen, in denen die Menschenseele vor allem durch theologische Fragen, durch inbrünstige Verzückung oder durch Zweifel und Verneinung bewegt wurde; andere wieder, in denen schöngeistige Interessen, die reinen Freuden der Form und des ästhetischen Genusses vorwalteten. Das 19. Jahrhundert ist das

---

ein literarisches Erzeugnis, in welchem sich die geistige und sittliche Persönlichkeit seiner Herausgeber, Verfasser und Redakteure ausdrückt und welches daher mit diesen Personen in einer so notwendigen und für jedermann erkennbaren Verbindung steht, daſs jede Schmähung oder Verunglimpfung der Zeitung als gegen alle gerichtet angesehen werden muſs, die schriftstellerisch an ihrer Herstellung beteiligt sind . . ." Auf Grund dieser Anschauung wurde dann die Forderung erhoben, es möge im Wege einer Ergänzung des Strafgesetzes klargestellt werden, daſs eine Zeitung das taugliche Objekt einer Ehrverletzung bilden kann. (Näheres in der Broschüre „Die Ehre der Zeitung", welche das stenographische Protokoll der Versammlung enthält und in der Denkschrift, welche der Versammlung vorgelegt wurde.)

ausgesprochen politische geworden. Der Einzelmensch mit seinen inneren Regungen nnd Strebungen, mit aller Sehnsucht seiner Seele gilt nichts, an ihre Stelle sind die Gesamtinteressen getreten. Allerdings haben diese dominierenden Gesamtinteressen wechselnde Gestalt gezeigt. Bis zur Mitte des Jahrhunderts standen die eigentlich politischen oder konstitutionellen, die Freiheitsfragen auf dem ersten Plane des öffentlichen Lebens; mit den fünfziger Jahren schoben sich die nationalen Interessen in den Vordergrund, denen alsbald ein starker Rivale in den sozialen Problemen erwuchs. Die voreilige Prophezeiung, dafs das Ende des 19. Jahrhunderts bereits ausschliefslich unter dem Zeichen des sozialen Kampfes stehen würde, ist seither durch die Tatsachen gründlich widerlegt worden, und fast scheint es, als ob der Nationalismus auch der Beherrscher des 20. Jahrhunderts werden wollte. Doch sei dem wie immer: sicher ist, dafs wir heute und auf lange Zeit hinaus in einer Periode des Vorwaltens der Gesamtinteressen stehen. Vergebens war die Empörung einzelner Geister gegen dieses dumpfe Massenwesen, vergebens Nietzsches Aufschrei, vergebens jeder Versuch, der Persönlichkeit ihr Recht zu schaffen und den Weg zum Selbsttum, zu einem veredelten Egoismus zu finden. Immer tiefer versinkt die Menschheit in die Knechtschaft der „grofsen Zahl", die man öffentliches Leben nennt, immer gröfser wird der Einflufs der Massentriebe, der Massenintelligenz, der Massengeschicke auf das Leben des einzelnen. Die Tagespresse aber ist das angemessene Werkzeug des modernen Massenwesens. Zehntausenden und Hunderttausenden dieselbe Meinung einflöfsen, alle Vorgänge des politischen und sozialen Lebens verzeichnen und zur allgemeinen Kenntnis bringen, Politik uud Volkswirtschaft zum Gemeingut aller machen, das ist ihr Ziel und ihre Aufgabe, und indem sie sich solcher Art mit voller Wucht auf jenes Gebiet gestürzt hat, auf welchem vorzüglich das Leben der Gegenwart sich abspielt, hat sie mit einem Schlage ihre Herrschaft begründet.

3. Eine weitere hervorstechende Eigenschaft der Tages-

presse und eine Ursache ihrer überragenden Stellung im Kulturleben unserer Zeit ist die Universalität der Interessen, die sie umfafst. In ihr ist das früher erörterte Moment der Kollektivität des Inhaltes auf das höchste gesteigert. Die moderne Tageszeitung will grundsätzlich alles bieten, will die Encyklopädie des Tages sein. Von den höchsten Problemen der Zeit bis herab zum kleinen lokalen Ereignisse zieht sie alles und jedes in ihren Kreis, alle Beziehungen, die sich vom Bürger zum Bürger und vom Bürger zu Staat und Gesellschaft knüpfen, werden in der Tagespresse behandelt, sie nimmt ihren Leser nach allen Seiten hin gefangen, läfst keine Lücke offen, hält ihn fest, kurz, beherrscht ihn völlig. Es wird im weiteren unsere Aufgabe sein, die Vor- und Nachteile der hier besprochenen Seite des Prefswesens sorgfältig gegeneinander abzuwägen; hier sollte blofs die Tatsache selbst als eine der Ursachen ihres Einflusses festgestellt werden. Die Tagespresse werden wir definieren als die Gesamtheit der täglich erscheinenden, vorwiegend der Politik im weitesten Sinne des Wortes gewidmeten, durch die umfassendste Universalität des Inhaltes gekennzeichneten Zeitungsblätter. Dafs sie einen ganz besonders kräftigen Einflufs auf das Leben der Völker übt, ist eine sinnfällige Erscheinung, die uns nötigt, der Tagespresse eine besondere Stellung im Zeitungswesen zuzuerkennen. Die folgenden Betrachtungen werden sich denn auch vorzüglich diesem Zweige des Prefswesens zuwenden müssen, welcher alle Wirkungen desselben in sich konzentriert und als die eigentliche Essenz des neuzeitlichen Journalismus zu betrachten ist.

Zweites Kapitel.

Einteilung.

Die Einteilung der Zeitungen mufs nach verschiedenartigen Merkmalen erfolgen. Zunächst ergibt sich eine Gruppierung der Blätter nach ihrem vorwiegenden Inhalte.

Im Hinblick auf die besondere Bedeutung, die der Behandlung öffentlicher Fragen in der Presse zukommt, pflegt man 1. die Gruppierung in eine politische und eine nicht politische Presse obenan zu stellen. Der Vorgang ist prinzipiell richtig, doch ist zu beachten, dafs die Grenzlinie zwischen beiden Kategorien keine scharfe ist. Der beherrschende Einflufs der Politik auf das Gesamtleben der Gegenwart bringt es mit sich, dafs auch die sogenannte nichtpolitische Presse, zu der man vornehmlich die Fachblätter und die Unterhaltungsblätter zählt, immer mehr und mehr mit Politik durchtränkt wird. Auch die Unterhaltungsblätter bringen politische Wochenchroniken, Darstellungen von Kriegsereignissen, Berichte über kolonisatorische Unternehmungen, gemeinverständliche Erörterungen über neue Gesetze u. dgl. Von einem völligen Ausschlusse der Politik kann da keine Rede mehr sein. Ein Unterschied gegenüber der politischen Presse ergibt sich nur darin, dafs diese letztere sich vorzugsweise und systematisch der Politik widmet, während die andere die politischen Ereignisse nur gelegentlich und neben anderen Interessen behandelt. Eine weitere Differenz ist darin zu erblicken, dafs die politische Presse bestimmten Richtungen und Tendenzen dient, die unpolitische Presse bei der Behandlung öffentlicher Fragen vornehmlich den Zweck sachlicher Aufklärung und unparteiischer Information verfolgt. Also nicht die Beschäftigung mit Angelegenheiten des öffentlichen Interesses, sondern die Art und die Absicht dieser Beschäftigung bilden das unterscheidende Merkmal zwischen der politischen und der nichtpolitischen Presse.

A. Innerhalb der politischen Presse ergibt sich zunächst die wichtige Scheidung zwischen Tagesblättern einerseits, Wochen- oder Monatsschriften andererseits; dazwischen liegt die Gruppe der mehrmals wöchentlich erscheinenden Zeitungen. Der Unterschied ist kein blofs äufserlicher, er erschöpft sich nicht in den Zeitintervallen des Erscheinens, er ist vielmehr von Bedeutung für die ganze Art des geistigen Einflusses dieser verschiedenen Kategorien des Journalis-

mus. Es wurde schon hervorgehoben, dafs von allen Gattungen des Prefswesens die Tagespresse den stärksten Einflufs auf die Kulturwelt ausübt; mit Recht gebrauchten die Franzosen früher die Bezeichnung „les grands journaux“ für die Tagesblätter. Allein die aufs höchste gesteigerte Aktualität, die den Vorzug der Tagespresse bildet, ist auch die Quelle gewisser, noch eingehend zu erörternder Nachteile. Der Schnelligkeit der Information steht die des Urteils und der Kritik zur Seite, und das rasche Räsonnement, das den Ereignissen auf dem Schritt folgt, kann nicht immer das gründlichste sein. Da bildet eine gut entwickelte Wochen- und Monatspresse eine wertvolle Ergänzung der Tagespresse. „Die Wochenpresse“, sagt Franz v. Holtzendorff in einer Abhandlung über Englands Presse (Berlin 1870), „hat die Aufgabe, den Einseitigkeiten und der an sich unvermeidlichen Flüchtigkeit der Tagespresse nachzuhelfen. Jene ist in der besseren Lage, sorgfältig sichten zu können, weil niemand von ihr die Neuheit des dargebrachten Lesestoffes zu fordern berechtigt ist und es nicht darauf ankommt, eine Nachricht zuerst mitgeteilt zu haben. Indem sie auf diesen Anspruch der Tagesblätter Verzicht leistet, gewährt sie die Mufse, an Stelle eines Nebeneinander des dargebrachten Stoffes gleichzeitiger Neuigkeiten das Hintereinander und die Reihenfolge der Ereignisse vorzutragen und gleichsam einen wöchentlichen Zeitraum in Form einer Chronik der zeitgenössischen Geschichtsschreibung darzubieten.“ Hatin definiert die Aufgabe der Revuen mit den bezeichnenden Worten, dafs ihnen „appartient l’étude approfondie des questions politiques et économiques, la haute critique literaire“. Es ist eine beachtenswerte Erscheinung, dafs Nationen mit hoch entwickeltem öffentlichen und geistigen Leben zugleich eine blühende Revuenliteratur besitzen; bei ihnen macht sich das starke Bedürfnis geltend, die Darbietungen der Tagesblätter nicht ohne Ergänzung in sich aufzunehmen, sondern ihnen in der Wochen- oder Monatsschrift ein Korrektiv gegenüberzustellen.

Die Zeitungen, die nicht täglich, sondern mehrmals in der Woche erscheinen („la petite presse“), spielen keine erhebliche Rolle. In den Grofsstädten gehören sie zu den selteneren Erscheinungen, ihr Sitz sind die mittleren und kleinen Städte, deren publizistischer Bedarf nicht grofs genug ist, um die Existenz von Tagesblättern zu sichern.

Bemerkt sei bei diesem Anlasse, dafs die Terminologie betreffs dieser verschiedenen Gruppen des Prefswesens im Laufe der Zeiten vielfach geschwankt hat. Das Wort „Journal“, das heute für alle Arten von Zeitungen in Anwendung steht, wurde während des 18. Jahrhunderts in Deutschland nur für Blätter angewendet, die in gröfseren Intervallen erschienen, war somit identisch mit Wochenschrift, Monats- oder Halbmonatsschrift etc. Dieser spezifische Sinn des Wortes ist heute abhanden gekommen. Nach deutschem Sprachgebrauche der Gegenwart, der freilich der festen Begriffsbestimmungen entbehrt, versteht man unter „Zeitschrift“ die nicht täglich, sondern in längeren Zwischenräumen erscheinenden Publikationen, unter „Zeitung“ im engeren Sinne (und zwar im Gegensatze zur Zeitschrift) die politischen Tagesblätter, in einem weiteren Sinne aber auch die übrigen Erscheinungen der periodischen Literatur, z. B. „Illustrierte Zeitung“, „Zeitung für das Schuhmachergewerbe“ etc. „Die Presse“ ist ein Sammelname für die Erzeugnisse der Druckerpresse überhaupt, dann aber auch der Zeitungsliteratur im besonderen: „die Macht der Presse“, „die Herren von der Presse“. Häufig gebraucht man das Wort Presse zur Bezeichnung einer bestimmten Gruppe von Zeitungen, wie die „konservative Presse“, die „sozialdemokratische Presse“ etc. Auch in Frankreich haben die Bezeichnungen vielfachen Wandel durchgemacht. Zunächst nannte man „Journal“ die literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, während jene, die sich mit Politik befafsten und politische Neuigkeiten brachten, „Gazettes“ hiefsen; darnach unterschied man zwischen „Journaliste“ und „Gazettier“. Ganz merkwürdig war die eine Zeitlang übliche Unterscheidung zwischen

„Nouvelles“ und „Gazettes“, wovon die ersteren die Nachrichten aus Nord und West, die anderen die Neuigkeiten aus Süd und Ost brachten. Späterhin wechseln die Bedeutungen der Worte „Journal“ und „Gazette“. Am Ende des 18. Jahrhunderts ist nach dem Zeugnisse Mallet du Pans „Gazette“ das täglich erscheinende Blatt, „Journal“ hingegen das in längeren Intervallen erscheinende, sonach ähnlich wie zur gleichen Zeit in Deutschland. Die Bezeichnung „Gazette“ ist aber schon gegen Mitte des 19. Jahrhunderts aufser Gebrauch gekommen, und es wurde mit dem Worte „Journal“ überhaupt jede Art periodischer Druckschriften bezeichnet. In diesem Sinne erklärt auch der bereits erwähnte Chassan: „Dans le langage de la loi et de la jurisprudence les mots journal et écrit périodique sont synonymes.“

B. Innerhalb der nicht politischen Presse werden vorzüglich die Fachblätter und die Unterhaltungsblätter unterschieden. Die Fachblätter sind im Zeitungswesen der Ausdruck des Gesetzes der Arbeitsteilung und der Spezialisierung. Auf ihrem engeren beruflichen und wissenschaftlichen Gebiete bedienen sie sich im grofsen und ganzen derselben redaktionellen Methoden wie die Tagespresse, sind aber naturgemäfs, weil von Fachmännern und für Fachmänner geschrieben, auf eine stärkere pragmatische Vertiefung angewiesen. Die Unterhaltungsblätter bieten wenig Anlafs zu besonderen Bemerkungen. Auf die Bildung der Ansichten des Publikums, auf die Schaffung einer öffentlichen Meinung üben sie geringen Einflufs und stehen hierin hinter der Tagespresse und den Zeitschriften an dritter Stelle. Ein zweifelloses Verdienst erwerben sie sich um die Geschmacksbildung der Bevölkerung, weil sie zumeist auf eine sorgfältige Illustration Gewicht legen, deren Bedeutung für die Entwicklung des Kunstsinnes hoch zu veranschlagen ist. Für zahlreiche Bevölkerungskreise, zumal für jene, die ferne von den Kulturmittelpunkten leben, also auf dem flachen Lande und in Kolonien, sind sie oft die einzigen Vertreter bildender Kunst, die einzigen Vermittler der Be-

kanntschaft mit neuen Kunstrichtungen. Die politisch-satyrischen Witzblätter stehen zwischen der politischen Presse und den Unterhaltungsblättern, gehören aber ihrer inneren Natur nach mehr zur politischen Presse. In dieser mögen sie unter Umständen eine erspriefsliche Funktion üben. Da sie zumeist nicht auf eine Partei eingeschworen sind und ihre Geifsel flott und keck über allen Parteien schwingen können, sind sie berufen, ein Gegengewicht gegen die Einseitigkeiten der Parteipresse zu bilden. Doch ist nicht zu übersehen, dafs die Witzblätter notwendigerweise zum Radikalismus neigen und antikonservativ wirken. Die Satyre, die ihren Beruf bildet, ist naturgemäfs negativ, sucht an jeder Erscheinung des öffentlichen Lebens ausschliefslich die Angriffspunkte und ist leicht imstande, Leser ohne festen inneren Halt zu einem unfruchtbaren Kritizismus zu erziehen. Es war immer und ewig so, dafs Schaffen, Aufbauen und Erhalten eine minder amüsante Sache sind als Witzeln und Nörgeln. Das Konservative ist nicht witzig, das Witzige nicht konservativ. Publizistische Erscheinungen nun, die programmgemäfs keine andere als die Kunst des geistreichen Spottes üben, sind von vornherein darauf angewiesen, an allem Bestehenden sozusagen nur die Schattenseiten zu kultivieren.

Unter den nichtpolitischen Journalen sind endlich die Anzeige- oder Intelligenzblätter zu erwähnen, die sich lediglich der Bekanntmachung von Anzeigen öffentlichen Interesses sowie der Vermittlung von Angebot und Nachfrage widmen. Allein sie haben im Laufe der Zeit ihre selbständige Existenz zumeist eingebüfst. Ehedem viel verbreitet, mufsten sie der Tagespresse sowie den übrigen publizistischen Erscheinungen das Feld räumen, welche das Anzeigegeschäft immer stärker ausbildeten und in diesem heute vielfach die wichtigste Grundlage ihres materiellen Gedeihens finden. Selbständige Anzeigeblätter spielen heute nur mehr eine untergeordnete Rolle, beschränken sich auf kleine örtliche Kreise oder pflegen nur bestimmte

Geschäftszweige, wie die Blätter für Realitätenverkehr u. dgl. [1]).

Das allgemeine wirtschaftliche Gesetz der Arbeitsteilung und Spezialisierung hat sich im Prefswesen ebenso zur Geltung durchgerungen wie in jedem anderen Zweige menschlicher Kulturbetätigung. Nicht nur dafs jeder Beruf, jeder Interessenkreis, jedes Wissensgebiet seine besondere journalistische Vertretung hat, findet sich auch innerhalb der einzelnen Zeitung eine meist strenge durchgeführte Ressortteilung, die angesichts des steigenden Umfanges der einzelnen Rubriken und des für jede Rubrik erforderlichen Ausmafses an fachlichen Kenntnissen notwendig ist. Es ist aber eine auffallende Erscheinung, dafs die Haltung des Lesepublikums gegenüber der Presse im Gegensatze steht zu dem spezialisierenden Zuge der Zeit. Überall sonst gewahrt man eine zunehmende Neigung des Publikums für Spezialisierung. Jeder Patient sucht mit Vorliebe den Spezialisten auf; in den grofsen Städten verliert der Universalist unter den Ärzten, der „praktische Arzt" immer mehr an Geltung und Beliebtheit. Bei den Rechtsanwälten vollzieht sich langsam eine ähnliche Entwicklung; schon gibt es Spezialisten für Ehesachen und Patentwesen, für Realitätenverkehr und delikate Familienangelegenheiten. Die Wissenschaften unterliegen demselben Gesetze der Spezialisierung, die Monographie überwuchert, der Universalist wird zur Seltenheit. Nur im Prefswesen zeigt das Publikum eine ausgesprochene Vorliebe für die Universalisten unter den Zeitungen, für die Tagespresse: in der Tagesprese sucht, von ihr verlangt das Publikum alles, sie ist die Encyklopädie des Tages, das täglich erscheinende, täglich sich fortsetzende Konversationslexikon der Zeit.

---

[1]) Näheres später bei der Erörterung des Inseratenwesens.

Drittes Kapitel.

Stoff.

1. Das Stoffgebiet der Presse und dessen Wandlungen.

Von einer Betrachtung der stofflichen Arbeitsteilung im Journalismus gelangt man zur allgemeinen und grundsätzlichen Frage: Welches ist der Stoff einer Zeitung? Womit soll sich die Zeitung befassen, womit nicht? Was gehört in den Rahmen der öffentlichen Behandlung durch die Presse, was nicht? Die Frage ist von grofser Bedeutung und hängt zusammen mit den Erwägungen der journalistischen Moral, weil hier auch die Grenzlinie zu suchen ist, welche die private Sphäre von der öffentlichen Diskussion durch die Presse scheidet.

Wir müssen auf die grundsätzlichen Erörterungen zurückgreifen. Die Presse ist für das Publikum da. Das Publikum ist die Summe der einzelnen, jedoch nur insofern, als diese einzelnen durch gemeinsames Interesse oder gemeinsame Zwecke verbunden sind. In diesem Sinne sprechen wir von einem Theater- oder Konzertpublikum, einem Versammlungs-, Lese- oder Zeitungspublikum. Während aber im Theater, im Konzert, in der Versammlung das Publikum nur durch einen einzigen Zweck gekennzeichnet, die Einzelindividuen nur durch diesen einen Zweck zum Publikum vereinigt sind, — ist das Zeitungspublikum durch eine ganze Reihe gemeinsamer Interessen charakterisiert: staats- und stadtbürgerschaftliche Gemeinschaft, also auch örtliche Vereinigung, mit allen daraus hervorgehenden Beziehungen; ferner Parteizugehörigkeit; vor allem die gemeinschaftliche Qualität der Leser als Menschen, die in und mit der Zeit leben und darum von allem Kenntnis haben wollen, was die Zeit bewegt und auf die Zeit einwirkt. Das eigentliche und legitime Betätigungsgebiet der Presse bilden somit die Angelegenheiten und Interessen von öffentlicher Be-

deutung, d. h. die Zustände und Ereignisse, welche unmittelbare Folgewirkungen auf einen gröfseren Kreis von Personen äufsern oder das Wissensinteresse eines gröfseren Kreises von Lesern zu wecken geeignet sind. Innerhalb dieses Rahmens hat aber das Stoffgebiet der Zeitungen im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachsten Wandlungen erfahren. Sie zu verfolgen ist von grofsem Interesse, denn es zeigt sich hier sehr deutlich, wie die Zeitung ein aufserordentlich scharfes Spiegelbild des jeweiligen Zeitcharakters und der jeweiligen kulturellen Entwicklungsstufe ist. So fällt bei einer Betrachtung des deutschen Zeitungswesens im 18., ja teilweise noch im 19. Jahrhundert die übermäfsige Ausdehnung der den ausländischen Ereignissen gewidmeten Rubrik auf. Über persische und marokkanische Dinge, über chinesische und südamerikanische Wirren wird da mit einer Ausführlichkeit berichtet und abgehandelt, die uns geradezu grotesk erscheint, die aber in den Zeitumständen ihre volle Erklärung findet. Ein lebendiges inneres Staatsleben gab es nicht, es gab vor allem keinen Parlamentarismus, und damit war den Zeitungen die reichste Quelle eines aktuellen und interessanten politischen Stoffes verschlossen. Hinzu trat noch die Gebundenheit des Prefswesens durch die Regierungen, welche nicht durch eine Betätigung der Journale auf innerpolitischem Gebiete belästigt sein wollten. Nun verlangte aber das politische Interesse und Neuigkeitsbedürfnis des Publikums seine Befriedigung, und so griffen denn die Redakteure wahllos nach ausländischen Materien und füllten die Zeitungen mit den exotischesten Dingen[1]).

---

[1]) So wird in der Festschrift „Hundertfünfzig Jahre Schlesische Zeitung“ (Breslau 1892) mitgeteilt, dafs das Blatt in der Mitte des 18. Jahrhunderts neben sehr ausführlichen Berichten über die Verhandlungen im Parlament zu London und auf dem Reichstag zu Warschau einen zwischen dem türkischen Kaiser und dem Schah Nadyr von Persien geschlossenen Friedensvertrag wörtlich publizierte; ebenso wurde, in einer Ausdehnung von mehreren Blättern, eine dem persischen Minister Chuleza erteilte Reiseinstruktion, sowie ein nur die inneren Angelegenheiten Persiens betreffender Erlafs in wörtlicher Übersetzung

Dieses Überwuchern von fernab liegenden und für den deutschen Leser gleichgültigen Mitteilungen hat frühzeitig scharfe Proteste hervorgerufen. So schrieb Kaspar Stieler 1695, er „wundere sich über die Neugierde der Menschen, zu erfahren, was der König von Frankreich, der Papst und der Sultan zu Konstantinopel machen, obwohl sie dies so wenig angehe als zu wissen, ob im Monde Menschen oder Geister wohnen". Und 1729 schreibt Johann Peter v. Ludewig, der berühmte Kanzler der Universität Halle, „Staatsgeschichten in den Zeitungen seien dem gemeinen Manne nur schädlich. Was brauche sich beispielsweise ein Kaufmann oder Handwerksmann darüber den Kopf zu zerbrechen, ob die österreichischen Niederlande befugt seien, in Ost- und Westindien einen neuen Seehandel anzufangen? Daran könne sich wohl ein ‚kützelndes Ohr' vergnügen . . . Dagegen seien ‚Intelligenzzettel' von aufserordentlichem Nutzen: hieraus erfahre der brave Bürger, was in der Stadt zu kaufen und zu verkaufen sei" etc.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts kann man dann Schritt für Schritt verfolgen, wie gleichzeitig mit der Einführung konstitutioneller Reformen und dem Aufblühen eines inneren Verfassungslebens die ausländische Rubrik an Umfang verliert. Hierbei wirkte noch ein anderer Umstand mit: der Grundsatz der Nicht-Intervention war zur Geltung gelangt. Solange nach den ursprünglichen Grundsätzen des europäischen Konzertes die Verwicklung in einem ausländischen Staate unter Umständen als Angelegenheit der europäischen Staatengemeinschaft betrachtet werden und möglicherweise das Eingreifen eines andern Staates herbeiführen konnte, waren die Geschehnisse im Auslande mehr oder minder eigene Schicksale der Bürger anderer Staaten. Erst durch das Prinzip der Nicht-Intervention sonderten sich die ausländischen Ereignisse schärfer von den inneren An-

---

abgedruckt. Dieselbe Erscheinung wird in der Festschrift zum zweihundertjährigen Jubiläum der kaiserlichen „Wiener Zeitung" (1903) wiederholt hervorgehoben, so auf S. 52 und 61.

gelegenheiten des Vaterlandes ab und schieden aus dem unmittelbaren Interessenkreise des inländischen Lesers.

Eine Änderung im entgegengesetzten Sinne trat aber dann wieder im Laufe des 19. Jahrhunderts ein. Das Verkehrswesen gewann eine ungeahnte Entwicklung, die fernsten Länder wurden in den kommerziellen Interessenkreis einbezogen, und gleichzeitig begann eine stärkere Entwicklung des Kolonialwesens der kontinentalen Staaten. Damit waren wieder die Grundlagen für eine unmittelbare und lebhaftere Teilnahme an den Vorgängen in der fremden Welt gegeben, und das Ausland fand wieder breitere Berücksichtigung in der Presse.

Eine merkwürdige Erscheinung ist ferner in den älteren Zeiten des deutschen Prefswesens die Vernachlässigung der lokalen Ereignisse [1]). Dieses Phänomen ist wohl auf mehr-

---

[1]) In der Festschrift der „Wiener Zeitung" wird (S. 52) hervorgehoben, dafs in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die aufserordentliche Dürftigkeit der Wiener Rubrik auffällt, ja dafs sie eines der bezeichnendsten Merkmale der ganzen Epoche bildet. Oft ist ein einziger ausländischer Brief umfangreicher als die ganze lokale Rubrik, und man gewinnt beim Durchblättern der Jahrgänge den Eindruck, als ob sich die sporadischen Meldungen über örtliche Vorfälle nur durch einen Zufall in das Blatt verirrt hätten. Wenn man die Zeitung von damals als den getreuen Ausdruck des Neuigkeitsbedürfnisses der Leser auffassen will, müfste man annehmen, dafs sich das Publikum weit mehr für die letzten Nachrichten aus Astrachan und Marokko, für englische Schiffsbewegungen und persische Kriegstaten interessiert hätte als für Diebstähle und Mordtaten, die sich in Wien ereigneten. Ebenso wird in der Jubiläumsschrift der „Schlesischen Zeitung" betont, dafs noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts das eigentliche gesellschaftliche Leben der Provinz sehr wenig Berücksichtigung in der Zeitung findet; die einzige Quelle für die Sittengeschichte der damaligen Zeit, soweit man sie aus der Zeitung herauslesen will, sind Festlichkeiten und Gelegenheitsfeiern, Nachrichten von Konzerten, Theatern und Schaustellungen, daneben die Inserate. In voller Übereinstimmung hiermit heifst es in der Festschrift der „St. Petersburger Zeitung" (S. 54): „Zur Geschichte der Stadt Petersburg liefert die Zeitung aufserordentlich unvollständiges Material. Rücksichten auf die hohe Obrigkeit mögen hierbei vielfach mafsgebend gewesen sein, aber auch diese Erklärung reicht nicht aus, da sich über

fache Art zu erklären. Zunächst scheinen sich die Redakteure auf den Standpunkt des „Minima non curat praetor“ gestellt zu haben; dafs einer auf der Strafse überfahren oder dafs seine Wohnung von Dieben erbrochen worden, das mag den Zeitungsmännern von damals nicht als hinlänglich würdiger Gegenstand journalistischer Behandlung erschienen sein. Man erwäge ferner den geringeren Umfang der Städte; lokale Ereignisse wurden viel leichter und rascher, als es jetzt möglich, durch mündlichen Bericht bekannt, und die Zeitungen, die ja nicht zwei- oder dreimal des Tages, sondern in verhältnismäfsig langen Zwischenräumen erschienen, wären in den meisten Fällen den Ereignissen und der allgemeinen Kenntnis der Ereignisse nachgehinkt. An manchen Orten, wie in Wien, befafsten sich übrigens die geschriebenen Zeitungen eifrig mit der lokalen Reportage, und die gedruckten Journale konnten es mit diesen Konkurrenten weder an Fixigkeit, noch, da die geschriebenen Zeitungen sich der Zensur entzogen, an pikanter Behandlung des Stoffes aufnehmen.

Spät auch entwickelt sich in der Tagespresse die ständige und regelmäfsige Pflege der literarischen und Kunstkritik, ja wir werden später sehen, dafs es Zeiten gab, wo die Pflege dieses publizistischen Gebietes geradezu behördlich untersagt war, da man eine Beurteilung künstlerischer Darbietungen in den Journalen als ungebührliche Anmafsung betrachtete. —

Aus alledem ergibt sich, dafs das Stoffgebiet der Presse, wenn auch dessen Kreis und Umfang prinzipiell feststand, doch im Laufe der Zeiten die verschiedensten Wandlungen erfuhr. Neue Materien werden herangezogen, andere müssen zurücktreten, und ebenso ändert sich fortwährend das Ver-

---

sehr viele lokale Begebenheiten melden liefs, die zugleich interessant und völlig unverfänglich waren. Im Jahre 1737 wird der grofse Brand, der die Stadt verwüstete, im Texte gar nicht angezeigt, nur durch Annoncen über gerettete und vermifste Sachen erfährt man von ihm. Die Kenntnis von dem Brande ist einfach vorausgesetzt, denn die erste Annonce beginnt: ‚Von denen dem Feuer entrissenen Sachen . . .‘.“

hältnis der Intensität und Extensität, in welcher die einzelnen Stoffgebiete behandelt werden[1]).

---

[1]) Es ist ein interessanter Versuch gemacht worden, aus dem Verhältnisse des Rauminhaltes der einzelnen Zeitungsrubriken zueinander weitgehende Schlüsse auf den Charakter der Presse eines ganzen Landes zu ziehen. Henri de Noussanne („Revue Hebdomadaire“ 1902, Nr. 27) hat die zwanzig bedeutendsten Tagesblätter von Paris zum Gegenstande einer merkwürdigen Statistik gemacht: er hat untersucht, wieviel Raum jedes einzelne von ihnen und wieviel sie alle im Durchschnitt den einzelnen Materien widmen. Das Ergebnis hat folgende Durchschnittszahlen erbracht:

es sind vertreten		mit Prozent des Rauminhaltes	
innere Politik		7,15	
Nachrichten aus dem Inlande		13,15	
äufsere Politik		1,80	
Nachrichten aus dem Auslande		8,35	
wohltätige Werke und Anstalten		2,65	
Wissenschaften		1,80	
Reisen und Entdeckungen		0,80	
„nützliche“ Literatur		3,90	
„unnütze“ Literatur		9,95	
Künste		4,50	
Theatervorstellungen		6,45	
Sport		3,20	
Tageschronik	Unfälle	2,35	8,80
	Verbrechen	5,45	
	Skandalchronik	1,0	
Reklame und Inserate	verhüllte	3,60	27,50.
	offene	23,90	

Der Verfasser kommt auf Grund dieser Ziffern zu unerfreulichen Ergebnissen. Er findet, dafs der den einzelnen Materien zugewiesene Raum in keinem richtigen Verhältnisse steht zu der Bedeutung, welche sie für die nationalen Kulturinteressen haben, dafs er auch nicht den Vorstellungen von der erzieherischen Aufgabe der Presse, ja nicht einmal den Anforderungen des einfachsten Geschmackes entspricht. Sieht man von den Reklamen und Inseraten ab und entwirft man auf Grund der erhobenen Ziffern eine Art Rangsklassifizierung der einzelnen Gebiete, so kommen Wissenschaften und äufsere Politik nach den Verbrechen, die Reisen und Entdeckungen nach der Skandalchronik, nützliche Literatur nach den Theatern. — Die Statistik Noussannes ist nicht ohne Interesse, soll aber nicht zu falschen Schlüssen verleiten. Vor allem bedenke man, dafs das erwähnte Raumverhältnis etwas sehr Schwan-

Nach der Erörterung der Materien, die ins Stoffgebiet der Presse gehören, erhebt sich die Gegenfrage: Was gehört nicht in die Zeitung? Im allgemeinen kann man den Satz formulieren, dafs Dinge rein privater Natur der publizistischen Behandlung entzogen sein sollen. Doch sei nicht geleugnet, dafs die Grenzlinien unsicher, die strittigen Fälle nicht gering an Zahl sind. Im Zweifel wird man sich wohl meist für das Nein zu entscheiden haben. Man pflegt den Grad des sittlichen Ernstes einer Zeitung wesentlich auch darnach zu beurteilen, wie sie sich zu Privatangelegenheiten verhält: eine vorsichtige Zurückhaltung, eine Art keuscher Scheu gegenüber Privatsachen gilt als Zeichen vornehmer Redaktionsführung. Allerdings sind auch hier wesentliche Wandlungen im Laufe der Zeiten sowie auffallende nationale Verschiedenheiten wahrzunehmen. Frühzeitig hatte sich die persönliche Reklamesucht des Mittels der Publizität bemächtigt: im Rom der Kaiserzeit liefsen die Bürger, die einem Tempel irgend eine kleine Spende gewidmet hatten, ihre Freigebigkeit gerne in den Acta diurna preisen; die Lydia Drusilla, des Augustus Gemahlin, und die Agrippina, des Nero Mutter, liefsen in den Acta diurna die Namen der Senatoren veröffentlichen, die zur Ehre zugelassen wurden, die hohen Damen zu grüfsen. In älteren Zeiten des deutschen Prefswesens scheint es an persönlichem Tratsch nicht gefehlt

kendes, Zufälliges ist und von der jeweiligen Gestaltung der Dinge abhängt, so dafs sich eine für längere Zeiträume gültige Proportion gar nicht aufstellen liefs. Sodann aber vergifst der Verfasser ein sehr wichtiges Moment: es gibt Dinge, die ihr literarisches Dasein ausschliefslich in der Tagespresse ausleben, wie die Ereignisse der lokalen Chronik; andere wieder, wie Wissenschaften, Literatur, Reisen und Entdeckungen führen ihre Existenz vornehmlich im Buche, und es wäre gar nicht zu wünschen, dafs die Zeitung der alleinige Vermittler zwischen ihnen und dem Lesepublikum wäre. Es geht daher nicht an, ohne weiteres einen Vergleich zu ziehen zwischen den ausschliefslich und den nur nebenher auf die Zeitung angewiesenen Materien des geistigen und gesellschaftlichen Lebens. Mit alledem soll aber nicht bestritten werden, dafs der Klage des Herrn de Nousanne sowohl für die französische als auch für die nicht französische Presse ein gewisses Mafs an Berechtigung zukommt.

zu haben. Heifst es ja im „Betrugslexikon“ des fürstlich sächsischen gemeinschaftlichen Rates und Amtmannes zu Koburg Dr. jur. Georg Paul Hönn aus dem Jahre 1721: „Zeitungsschreiber betriegen . . . 6. Wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen und z. Exempel, dafs dieser oder jener vornehme Herr sich mit der Jagd, Comödien und Opern, Schlittenfahrt und Comödiantinnen divertiret oder an den Fufs Ader gelassen, dergleichen Zeug mehr in einem Torzettel, als in die Zeitung gehört, und was dergleichen unnötige Dinge mehr sind, berichten . . .[1]).“ Aber mit der Zeit entwickelt sich bei den Deutschen eine schöne, schamhafte Abneigung gegen ein Übergreifen des Journalismus in die private Sphäre. So hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Publikation der Verschiebungen des Personenstandes durch das Frankfurter Intelligenzblatt anfänglich grofse Aufregung und Opposition hervorgerufen, denn man fühlte sich in seinen Familienangelegenheiten der Öffentlichkeit preisgegeben, und von allen Seiten liefen Proteste gegen die unheimliche Neuerung ein. Der Mann, der im „Hamburgischen Korrespondenten“ 1792 die erste Heiratsannonce veröffentlichte, hielt es für notwendig, diesen Schritt ausdrücklich mit dem Hinweise darauf zu entschuldigen, dafs dergleichen in England schon lange Sitte sei. Bezeichnend ist ja überhaupt das späte Auftreten von Familienanzeigen; in der „Leipziger Zeitung“ erscheint die erste Todesanzeige 1790, die erste Vermählungsanzeige 1794, Geburtsanzeige 1797, Verlobungsanzeige 1816. Heute ist diese Scheu überwunden, die Anzeige freudiger und trauriger Familienereignisse, dafern sie von der Partei selbst ausgeht oder im redaktionellen Wirkungskreise in würdiger Form geschieht, wird nicht mehr als anstöfsig empfunden, ja man bedient sich mit steigender Vorliebe dieser Publikationsform gegenüber der lästigen und beschwerlichen Versendung von Partes an die einzelnen Adressen.

---

[1]) Salomon I. Bd., S. 114.

Neben solchen historischen Wandlungen zeigen sich, wie bereits bemerkt, auffallende Verschiedenheiten von Land zu Land. Der Deutsche scheint im allgemeinen das gröfste Mafs zartfühlender Zurückhaltung zu besitzen. Schon jenseits der Vogesengrenze ist die Scheu vor der Publizität eine geringere. Dem deutschen Leser französischer Blätter fällt auf, dafs fast jede Soirée in einem ansehnlichen Pariser Hause von der dortigen Presse verzeichnet wird; viele deutsche Hausfrauen würden solche Berichte über ihre geselligen Veranstaltungen als lästigen Eingriff empfinden. Den Gipfelpunkt der Schonungslosigkeit in der Behandlung von Familienangelegenheiten erreicht wohl die amerikanische Presse. Als die Verlobung von Mifs Consuelo Vanderbilt mit dem Herzog von Marlborough angekündigt wurde, konnte man in amerikanischen Blättern eine sehr eingehende, ganz in der Form eines polizeilichen Steckbriefes gehaltene Personbeschreibung der Braut lesen:

Alter: 18 Jahre;
Höhe: 5 Fufs 5 Zoll;
Gewicht: 116½ Pfund;
Handschuhnummer: 5¾;
Fähigkeiten: Musik, Malerei, Sprachen;
Hauptfertigkeit: keine;
Mitgift: 10 Millionen Dollars;
zu erwartendes Vermögen: 5 Millionen Dollars;
Lieblingsblume: die Rose etc.

Ein solches Herumwühlen im Persönlichen widerspricht so sehr unseren Anschauungen über publizistischen Anstand, dafs es uns völlig grotesk erscheint. Das starke Übergreifen in die persönliche Sphäre ist übrigens ein Kennzeichen nicht nur der amerikanischen, sondern auch eines Teiles der englischen Presse. Auch dort wird vielfach ein geradezu kindischer Personenkultus getrieben, dem man hierzulande kaum in Blättern letzten Ranges begegnet. Ohne besonderen unmittelbaren Anlafs, sondern als eine regelmäfsige und ständige Rubrik des Blattes werden dort die körperlichen und geistigen Qualitäten von Mitgliedern der guten Gesell-

schaft des langen und breiten auseinandergesetzt, man erörtert die Meisterschaft des jungen Lord X. im Tennisspiel oder im Hindernisrennen, man prüft seine Chancen in der politischen Carriere, man erzählt, wieviel Bälle Lady Y. im Laufe der Saison noch zu besuchen gedenkt, man erwägt die Heiratsaussichten des Earl Z. und die Höhe der Mitgift, die er bei sorgfältiger Abwägung aller Umstände zu beanspruchen berechtigt ist u. dgl. Ein Blatt, das solche Dinge brächte, hätte in Deutschland und Österreich seinen Ruf als ernstes Prefsorgan verwirkt.

Eine absolut sichere und völlig ausreichende Richtschnur für die Entscheidung der Frage, wann und wie private Angelegenheiten in die publizistische Behandlung einbezogen werden dürfen, gibt es nicht, und vieles kann hier nur dem Taktgefühle der ehrenwerten Redaktionen überlassen werden. Eine vollkommene Zurückhaltung können selbst tadellose Blätter nicht üben, denn bei jeder signifikanten Persönlichkeit nimmt das Publikum lebendigen Anteil auch an den rein persönlichen Schicksalen und privaten Angelegenheiten. Aber auch in diesen Fällen wird eine taktvolle Redaktion die Grenze zu finden wissen zwischen pflichtschuldiger Erfüllung des Nachrichtendienstes und tratschsüchtiger Ausbeutung des Privatlebens zu Zwecken der Sensation. Viel wurde und wird gesündigt mit der Jagd nach den Dessous-Geheimnissen von Gröfsen der Bühne; das ernst denkende Publikum wird mit Dingen behelligt, deren Mitteilung es als Verletzung empfindet, und unter den darstellenden Künstlern selbst gibt es genug Leute von Geschmack und Anstandsgefühl, welchen diese Art der Reklame als Ungebühr, ja als Schimpf erscheint. Die ernste deutsche Presse hat in ihren Reihen mit diesem Unfuge gründlich aufgeräumt und man kann nur hoffen, dafs das erzieherische Beispiel auch auf die anderen bessernd wirke. Es gibt aber Fälle genug, wo ein ungebührlicher Eingriff in die private Sphäre nicht blofs das Taktgefühl des Lesers und die Empfindlichkeit der Betroffenen, sondern weit ernstere Interessen zu berühren vermag. Soweit sich die Blätter in ihren

Nachrichten und Urteilen mit öffentlichen Dingen befassen, üben sie bei weiten nicht dieselbe starke, ja geradezu fulminante Wirkung wie auf dem Gebiete des Privatlebens, schon darum nicht, weil die Darbietungen des einen Blattes in denen des anderen die notwendige Korrektur finden. In Mitteilungen privater Natur jedoch wirkt jede Zeile, jedes Wort mit ungeahnter Kraft, und darum wird der gewissenhafte Zeitungsmann nicht nur die objektive Wahrheit jeder solchen Nachricht, sondern auch den Umstand zu prüfen haben, ob für die Mitteilung gewichtige Gründe vorliegen. Das österreichische Strafgesetzbuch (§ 489) bedroht denjenigen mit Strafe, der in Druckwerken, verbreiteten Schriften oder bildlichen Darstellungen wider jemanden „ehrenrührige, wenn auch wahre“ Tatsachen des Privat- oder Familienlebens bekannt macht. Die Presse aber mufs noch weiter gehen. Es gibt auch Fakten, die nicht eigentlich ehrenrührig sind, deren Bekanntmachung aber dem Betroffenen oder seiner Familie Verlegenheiten, Ungemach, selbst Schande zu bereiten vermag. Man denke nur an die Tatsache eines Selbstmordversuches, deren Bekanntwerden oft peinliche Vermutungen und Nachforschungen nach den Ursachen der Tat anregt. Es ist darum als Zeichen eines geläuterten Verantwortlichkeitsgefühls zu begrüfsen, dafs zahlreiche Blätter die Praxis üben, solche Fälle entweder gar nicht oder nur unter Anführung des Anfangsbuchstabens des Namens bekanntzugeben, aufser wenn die Persönlichkeit eine so markante oder der Fall ein so aufregender ist, dafs der Name selbst ohne Hinzutun der Presse durch mündlichen Ruf sich verbreitet hat. Das gleiche Verantwortlichkeitsgefühl sollte einem in jüngerer Zeit wiederholt vorgefallenen Mifsgriff steuern: mehrfach wurde nach dem Ableben begüterter Persönlichkeiten das Testament veröffentlicht, wobei delikate Punkte, wie Enterbungen und deren Begründung, kurz peinliche Familiengeheimnisse, ohne ersichtliche Notwendigkeit vor die Öffentlichkeit geschleppt wurden.

Eine Kasuistik aller Fälle zu entwickeln, in denen die Presse private Vorkommnisse behandeln darf oder es nicht

---

Einleitung.

Eine methodische Wissenschaft von der Presse gibt es noch nicht. Einzelne Gebiete des Zeitungswesens, vornehmlich Prefsgeschichte, Prefsrecht und das Kapitel der Prefsfreiheit, wurden durchforscht und bearbeitet; jedoch das Ganze des Journalismus ist von der Wissenschaft vernachlässigt, man könnte sagen gemieden worden.

Das Zeitungswesen war stets ein Aschenbrödel der Forschung und hat nur wenige Schriftsteller zu locken gewufst. Die entlegensten Rätsel des Kirchenrechtes finden ihre Liebhaber; die purpurnen Finsternisse in der Vergangenheit verschollener Völkerschaften werden emsig durchleuchtet; kein volkswirtschaftliches Problem ist zu gering, als dafs es nicht strebsame Forscher zu einer wissenschaftlichen Tat anzuregen vermöchte. Und während hier die Suchenden auf abgegraster Heide den letzten dürren Halm sich streitig machen, ist dort unberührte üppige Weide, blühendes, prangendes Leben, das der Denkarbeit reiche Nahrung böte.

Es ist ein auffallendes Phänomen, dafs eine geistige Macht allerersten Ranges, die in einem kaum zu übersehenden Ausmafse das Denken und Empfinden, die Taten und Geschicke der Völker beeinflufst, so wenig Anreiz zu eindringlicher Betrachtung und Untersuchung geboten hat. Die Presse, dieses grofse Werkzeug intellektueller Bewegung, dieser Akkumulator aller geistigen Kräfte, dieser Führer und Verführer der Völker, der Segen und die Geifsel unserer Zeit, ein Bannerträger der Wahrheit und ein Vorkämpfer der Lüge, ein Faktor sittlicher Erhebung und ein Stachel

niedriger Triebe, — die Presse mit ihren tausendfältigen Funktionen und Einflüssen hat nur wenige Geschichtschreiber, noch weniger Dogmatiker gefunden, die sich ihrem Studium gewidmet haben.

So weit das Prefswesen bisher den Gegenstand besonderer Behandlung gebildet hat, wurde es vornehmlich aus zwei Gesichtspunkten ins Auge gefafst: in seinem geschichtlichen Werdegang und in seinem Verhältnisse zur Staatsgewalt. So wurde es zu einem Anhang zweier Wissensgebiete: der Geschichtsforschung, im besonderen der Literaturgeschichte, auf der einen Seite, und anderseits ein Appendix der Rechts- und Staatswissenschaften. Wir besitzen vortreffliche Untersuchungen über die Entwicklung des Prefswesens, und es wird sich im Verlaufe dieser Darstellung reichlich Gelegenheit ergeben, auf diese Arbeiten hinzuweisen. Die zahlreichen Beziehungen ferner, die sich zwischen der Staatsgewalt und dem Zeitungswesen in fiskalischer, polizeilicher und strafrechtlicher Hinsicht herausgebildet haben, boten gleichfalls der Untersuchung reichen Stoff. Allein die Presse verdient nach zwei anderen Richtungen hin gleichfalls sorgfältige Betrachtung. Die Zeitung an sich, in ihrer literarischen und technischen Eigenart, birgt eine grofse Fülle interessanter Momente, und das Zeitungswesen in seinen Beziehungen zur Gesellschaft und zur Kultur unserer Zeit bildet einen überaus markanten Zug in der Physiognomie der Gegenwart.

An sich, als eine literarische Erscheinung sui generis, weist die Zeitung so viel des Eigenartigen auf, hat eine so selbständige Technik und unterliegt so ganz besonderen Bedingungen des Wirkens, des Einflusses und des Erfolges, dafs es sich wohl verlohnt, sie nach dieser Seite hin sorgfältig ins Auge zu fassen. Noch gröfseren Reiz bieten die zahllosen Wechselbeziehungen zwischen dem Journalismus und der Gesellschaft. Es tritt uns hier ein Komplex von Erscheinungen entgegen, der völlig abseits liegt von dem früher erwähnten Verhältnisse zwischen Presse und Staatsgewalt. Wir sind neuestens zu einer scharfen begrifflichen

Sonderung zwischen Staat und Gesellschaft gelangt; wir wissen, dafs die Gesellschaft eine Fülle wichtiger Lebensbeziehungen umfafst, für die der Rahmen des Staatsbegriffes zu enge wäre. Namentlich ist es das geistige Leben der in organisierter Gemeinschaft lebenden Menschen, die ganze Methode ihres Denkens, ihrer politischen und ästhetischen Anschauungsweise, die durch das Prefswesen sehr empfindlich beeinflufst wird, — durchwegs Dinge, die mit dem Kapitel „Presse und Staatsgewalt“ oder kurz gesagt mit der Prefspolitik nichts zu schaffen haben. Das Thema „Presse und Staatsgewalt“ führt in letzter Konsequenz zur politischen Nützlichkeitsfrage der Prefsfreiheit; hingegen wird uns eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen Presse und Gesellschaft vor die grofse Frage nach der kulturellen Gesamtbilanz der Presse und ihres Einflusses auf die Entwicklung der Menschheit stellen.

Was im folgenden versucht werden soll, ist eine gedankliche Durchdringung, eine dogmatische Behandlung des gesamten Prefswesens, dem bisher fast ausschliefslich eine juristische und historische Behandlung zu teil wurde. Auch auf diesem Gebiete hat der Historismus eine unerfreuliche Vorherrschaft geübt, gleichwie in der Rechtswissenschaft und in der Volkswirtschaftslehre. Wir wissen auch hier ziemlich genau, wie die Dinge geworden sind, wir wissen, auf welchen Wegen, geraden und krummen, unter welchen Förderungen und Hemmnissen die Presse sich aus den ersten Anfängen zu ihrer heutigen unübersehbaren Gröfse entwickelt hat. Aber wir sollten uns nicht nur darum kümmern, wie das alles geworden ist, sondern was geworden ist und was wir, im Guten wie im Schlimmen, an der Presse besitzen. Was uns not tut, ist ein wenig Biologie, Physiologie und Philosophie des Journalismus. Das wird kein müssiges Beginnen sein. Eine kulturelle Erscheinung von der Bedeutung der Presse verdient schon um des nackten Erkenntnisinteresses willen einen solchen dogmatischen Versuch; aber die Mühe wird auch praktische Ergebnisse zeitigen, wir werden zu Einblicken und Erkenntnissen ge-

langen, die sich unmittelbar in praktische Verbesserungsvorschläge umsetzen lassen.

Ob man von einer Wissenschaft des Journalismus sprechen darf, bleibe dahingestellt. Es weht überhaupt eine scharfe Luft gegen die Geisteswissenschaften. Houston Stewart Chamberlain hat in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" der Jurisprudenz den Charakter der Wissenschaft aberkannt und ihr blofs den Rang einer Technik zugewiesen. Und er hat dies mit einer Argumentation getan, die geeignet ist, allen Wissenschaften von menschlichen Dingen den Charakter der strengen Wissenschaftlichkeit zu rauben: „Die Wurzel ‚vid' bedeutet im Sanskrit finden; soll die Sprache nicht zu farbloser Mehrdeutigkeit verblassen, so müssen wir dafür sorgen, dafs ein Wissen immer ein Finden bezeichne. Ein Finden setzt nun zweierlei voraus: erstens einen Gegenstand, der da ist und besteht, ehe wir ihn finden, zweitens die Tatsache, dafs dieser Gegenstand noch nicht gefunden und aufgedeckt wurde. Beides trifft für die Jurisprudenz nicht zu; denn ‚Recht' gibt es erst, wenn die Menschen es machen, es existiert nicht aufserhalb unseres Bewufstseins, aufserdem deckt die Rechtswissenschaft nichts anderes auf, findet sie nichts anderes als sich selbst" [1]). Diese Erwägung wäre geeignet, so ziemlich alle Geisteswissenschaften zu entthronen. Auch die geschichtlichen und die soziologischen Tatsachen entstehen erst durch die Menschen, sie existieren nicht als Gegenstand aufserhalb unseres Bewufstseins; das gleiche ist es mit den Dingen, Ereignissen und Beziehungen volkswirtschaftlicher Art —, so dafs Historie, Nationalökonomie, Soziologie den Rang als Wissenschaft verlieren würden. Da es vollends, um mit Chamberlain zu reden, keine Zeitungen ohne Menschen und aufserhalb des menschlichen Bewufstseins gibt, wäre bei Annahme dieser Begriffsbestimmung auch eine Wissenschaft vom Zeitungswesen ganz und gar unmöglich. Allein ich bestehe keineswegs auf

[1]) Bd. I, S. 159.

dem umstrittenen Titel und Charakter einer Wissenschaft und bescheide mich gerne damit, Wesen und Eigenart des Journalismus in systematischer Ordnung vorzuführen. —

Dafs das Prefswesen überhaupt so wenig eindringliche Behandlung gefunden hat, mag vorwiegend auf jene „superiöre Verachtung“ zurückzuführen sein, die nach den Worten von Robert Prutz[1]) die Gelehrtenwelt, und ganz besonders die deutsche, gegenüber dem Journalismus empfindet. „Was treibt der Mensch? Er schreibt in die Zeitungen — armseliger Mensch! Was liest er? Er liest Zeitungen — armselige Lektüre!“ In Frankreich hat schon vor zweihundert Jahren Pierre Bayle nach einer Geschichte der Zeitungen gerufen, und Sainte-Beuve, eine Zierde der Journalistik aller Zeiten, hat das Verlangen nachdrücklich erneuert. Frankreich besitzt denn auch eine gediegene Literatur über sein Zeitungswesen, in welcher der Name Eugène Hatins an erster Stelle genannt werden mufs. In deutschen Landen jedoch gilt noch heute die Berührung mit der Tagespresse als, wie soll man nur sagen, nicht ganz akademisch rein. Die Gründe dieser Erscheinung und das Mafs ihrer Berechtigung gehören mit zu den Dingen, worüber im Verlaufe dieser Darstellung gesprochen werden soll; hier sei nur die Tatsache selbst festgehalten. Der richtige Akademiker in deutschen Landen schreibt nicht nur nicht für Zeitungen, er schreibt auch nicht über sie und läfst ein Gebiet brach liegen, auf welchem wissenschaftliche Arbeit reichlich lohnen würde.

Eine weitere Ursache dieser Vernachlässigung des Prefswesens durch die zünftige Wissenschaft ist die, dafs die Zeitungskunde bisher keine akademisch anerkannte Disziplin bildet. Von den vereinzelten Fällen abgesehen, die weiterhin im Kapitel vom journalistischen Unterricht erörtert werden sollen, hat die Theorie und die Praxis des Journalismus noch nicht Eingang gefunden in die Hörsäle der Hochschulen,

---

[1]) „Geschichte des deutschen Journalismus“ Bd. I. Hannover 1845, Seite 11.

es ist dies kein Gebiet, auf dem akademische Erfolge zu holen sind, und wer hier arbeitet, dem winkt bestenfalls die Aussicht auf jene innere Befriedigung, die eine gewissenhaft durchgeführte Arbeit bietet. Es fehlt somit der wirksame Anreiz der Hoffnung auf greifbaren Gewinn, und anderseits fehlt es an allen jenen Behelfen und Erleichterungen, die ein wohleingerichteter wissenschaftlicher Hochschulbetrieb gewährt.

Der Verfasser ist sich wohl bewufst der beängstigenden Schwierigkeiten, denen der Versuch einer zusammenfassenden und systematischen Untersuchung des modernen Prefswesens begegnet. Es sind Schwierigkeiten persönlicher und sachlicher Art. Um die eigenartige Natur des Prefswesens an sich und seines Verhältnisses zur zeitgenössischen Kultur allseitig zu ergründen, bedürfte es eines höchst umfassenden Geistes, der die Fähigkeiten des Historikers und Philosophen, des Politikers und Staatsmannes, des Ästheten und nicht zuletzt des erfahrenen Publizisten in sich vereinigte. Wenn somit der Verfasser kaum mehr erhoffen darf, als einige bescheidene Ansätze zu diesem Unternehmen zu liefern, so glaubte er, so Unvollkommenes er auch zu bieten haben mag, damit gleichwohl hervortreten zu dürfen. Er tat es vornehmlich in der Erwartung, dafs Berufenere fortführen werden, was hier schüchtern begonnen wurde.

Kaum geringer als die subjektiven sind die objektiven Schwierigkeiten des Unternehmens. Nirgends macht sich die Phrase so breit, nirgends droht so sehr die Gefahr, mit abgegriffenen parteimäfsigen Schlagworten in Berührung zu kommen und öder Kannegiefserei zu begegnen, wie bei jeder Betrachtung des Prefswesens. Mit Recht klagt Franz v. Liszt[1], dafs in allen prefsrechtlichen Fragen die Schlagworte zum Feldgeschrei geworden sind. Aber dieselbe Klage gilt für die ganze Diskussion über das Prefswesen. Überall begegnen wir hier eingewurzelten Vorurteilen, an denen jede Argumentation zerschellt, und die Erörterung

[1]) Lehrbuch des österr. Prefsrechtes. Leipzig 1878, S. 149.

wird mit einer Leidenschaftlichkeit geführt, die keine mittlere Meinung, sondern nur die Extreme kennt. Einem Heerlager unversöhnlicher Prefsfeinde — als ihre Häuptlinge könnte man Eduard v. Hartmann und den Oberprokuror des heiligen Synod K. P. Pobjedonoszeff nennen — stehen begeisterte Freunde, Verehrer und Schmeichler des Zeitungswesens gegenüber. Noch verworrener wird die Sachlage, wenn man sich's etwa beifallen läfst, die Presse nach Richtungen und Parteilagern zu sondern, zwischen einer guten und einer schlechten Presse zu unterscheiden, nicht über die Zeitung schlechtweg, sondern über diese oder jene Kategorie von Zeitungen zu sprechen. Um diese schlimmste Gefahr zu meiden, behandelt der Verfasser die moderne Zeitung an sich, d. h. die Zeitung in ihrer allgemein gültigen typischen Erscheinung, in völliger Loslösung von einem konkreten parteimäfsigen Inhalte, und absehend von jeder besonderen politischen, wirtschaftlichen, literarischen oder künstlerischen Richtung des Blattes. Der Verfasser mufste sich also eine Art Normalzeitung konstruieren, welche die allgemeinen Merkmale und alle technischen Eigentümlichkeiten eines Journals aus unseren Tagen aufweist, die aber jeder spezifischen Färbung und Tendenz entkleidet ist. Wir wollen also die Zeitung hier so behandeln, wie der Lehrer der Anatomie den der Medizin Beflissenen den „Menschen“ vorführt: nicht diesen oder jenen Menschen, nicht den reichen oder armen, nicht den klugen oder dummen, nicht den guten oder schlechten Menschen, sondern den Menschen an sich und schlechtweg, das Schulbeispiel des Genus Mensch. Gewifs, dieser abstrakte Mensch existiert nicht, so wenig wie unsere abstrakte Zeitung zu finden ist. Beide sind spekulative Gebilde, beide aber unentbehrlich für eine sachgemäfse Erforschung des Objektes. Wir wollen uns also mit einer abstrakten Zeitung befassen, — oder anders ausgedrückt: wir wollen das methodologische Moment des Zeitungswesens in den Vordergrund stellen, seine eigentümliche Art, die Dinge und Ereignisse zu behandeln, und den Einflufs, den diese Art der Behand-

lung auf die moderne Menschheit, ihre ganze Denk- und Anschauungsweise übt. Anders als in dieser sozusagen entkörperten Darstellungsweise, für welche nur die Zeitung als solche in Betracht kommt, ist eine ernste Behandlung der Materie nicht zu erzielen, — Beweis dessen das abschreckende Beispiel jener zahllosen Pamphlete über neuzeitliches Prefswesen, die fast ausschliefslich aus wertlosem Parteitratsch bestehen, ein dicker Brei von Geschimpfe oder Lobhudelei, womit sich schlechterdings nichts beginnen läfst.

Die gelegentlichen Betrachtungen über Prefswesen bewegen sich zumeist in zwei Extremen: dem einen ist die Zeitung der Fluch unserer Tage, die anderen erheben den Journalismus zur leuchtenden Fackel unseres Geisteslebens, zum vornehmsten Träger von Aufklärung und Gesittung. Der Verfasser wird in die Lage kommen, allen Segen des Prefswesens zu beleuchten, den tiefgreifenden und vielverzweigten Einflufs zu würdigen, den es im guten Sinne auf die kulturelle Entwicklung der Menschheit geübt hat und noch ausübt. Aber gerade in Würdigung dieses Einflusses glaubt er auch dort nicht schweigen zu dürfen, wo gewisse Seiten der Entwicklung des Prefswesens Bedenken oder Tadel herausfordern. Denn es mufs unser Bestreben sein, diesen aufserordentlich kräftigen Faktor moderner Gesittung tunlichst nach allen Seiten hin zu vervollkommnen, ihn immer mehr zu einem brauchbaren Werkzeuge echten Fortschrittes zu gestalten. Darum müssen und werden hier auch die Schäden des Prefswesens und dessen ungünstige Wirkungen blofsgelegt werden, und der Verfasser ist dessen gewifs, dafs er hierin auch bei allen einsichtigen Publizisten Verständnis und objektive Würdigung finden wird. Amicus mihi Plato, sed magis amica veritas. —

Bei den folgenden Untersuchungen soll die nachstehende systematische Ordnung eingehalten werden:

I. Zunächst wird es sich darum handeln, die Zeitung aus dem Gesamtgebiete der literarischen Produktion begrifflich auszusondern, die eigentümlichen Merkmale, wodurch sie sich von den übrigen Erzeugnissen schriftstellerischer

Tätigkeit scheidet, tunlichst erschöpfend festzustellen und solcherart zu einer brauchbaren Begriffsbestimmung der Zeitung und der Presse zu gelangen. Hieran wird sich die Betrachtung des so gewonnenen Objektes „Zeitung“ zu schliefsen haben. Sie wird beginnen mit einer Übersicht über die verschiedenen Kategorien von Zeitungen und sich sodann im besonderen der Tagespresse zuwenden als demjenigen Zweige des Journalismus, der gegenwärtig zur höchsten Entfaltung gelangt ist, alle Eigenschaften der Presse in stärkster Konzentration vereinigt und den intensivsten Einflufs auf den einzelnen und die Masse, auf Staat und Gesellschaft ausübt. Hierauf wird das Zeitungsblatt nach seinen einzelnen Bestandteilen ins Auge zu fassen sein. Diese Einteilung mufs nach zwei Gesichtspunkten erfolgen. Es gibt zunächst eine innere Gliederung des Zeitungsinhaltes je nach den verschiedenen Funktionen, welche die einzelnen Teile des Blattes üben. Als oberste Funktion der Zeitung tritt uns 1. die Mitteilung von Tatsachen, die Nachrichtenvermittlung entgegen (referierender Teil); im Zusammenhange hiermit werden die Prinzipien der Berichterstattung im weitesten Sinne zu erörtern sein. Die nächste Funktion des Journalismus ist 2. die Propaganda der Meinungen und Tendenzen (räsonierender und kritischer Teil); hier wird das weite Gebiet des Subjektivismus in der Presse zu behandeln sein. Weiter ist 3. der rein schöngeistige Teil des Blattes als selbständige Kategorie anzuführen, die jedoch gegenüber den vorgenannten eine untergeordnete Rolle spielt. Endlich hat sich 4. eine wichtige wirtschaftliche Funktion der Presse herausgebildet, indem sie im geschäftlichen Verkehre als Publizitätsmittel und als Vermittlerin zwischen Angebot und Nachfrage auftritt (Anzeigenteil).

Die äufsere Gliederung des Blattes ist die jedem Zeitungsleser bekannte Einteilung in die verschiedenen Rubriken des Leitartikels, Feuilletons, der Chronik u. s. w. Im Zusammenhange mit der Erörterung des besonderen Charakters dieser Rubriken wird sich eine Darstellung der

schriftstellerischen Technik des Zeitungswesens ergeben, die aber nur insoweit behandelt werden soll, als sie eine wirklich spezifische, der Zeitung eigentümliche ist und scharfe Unterscheidungsmerkmale gegenüber der sonstigen literarischen Produktion wahrnehmen läfst; das rein Handwerksmäfsige des redaktionellen Zeitungsbetriebes bleibt hierbei aufser Betracht, weil es nur wenige Gesichtspunkte von allgemeinem Interesse zu bieten vermag. Endlich werden noch die äufseren Momente: Titel, Erscheinungsmodus, Format, Preis, Auflageziffern ins Auge zu fassen sein.

II. Von dem Journale, als dem Objekte und Erzeugnisse journalistischer Tätigkeit, wird sich hierauf die Betrachtung dem tätigen Subjekte zuwenden, der Journalistik als dem produzierenden Elemente. Hier ergeben sich wichtige Erwägungen, die bereits zur folgenden dritten Gruppe unserer Betrachtungen hinüberleiten. Dieselbe umfafst

III. die Beziehungen zwischen dem Journalismus und der Gesellschaft, insbesondere seinen Einflufs auf das öffentliche und geistige Leben der Völker.

IV. Endlich werden die Beziehungen des Prefswesens zur Staatsgewalt zu berühren sein. Dieselben umfassen 1. die polizeiliche, 2. fiskalische, 3. strafgesetzliche Behandlung der Presse durch die Gesetzgebung und Verwaltung, woran sich 4. die Erörterung des rein politischen Verhältnisses zwischen Regierung und Presse knüpft.

Unsere Erörterungen werden sich vornehmlich auf die Gruppen I. bis III. (Journalismus, Journalistik und deren Relation zur Gesellschaft) erstrecken, die in der bisherigen Literatur des Zeitungswesens auffallend vernachlässigt wurden. Die Gruppe IV. (Presse und Staatsgewalt) hat wegen ihrer nahen Berührung mit der Verwaltungslehre, Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, Geschichte und Politik schon bisher vielfache und eingehende Behandlung gefunden; sie liegt darum aufserhalb des engeren Rahmens dieser Darstellung und soll nur insofern in Erörterung gezogen werden, als sich hierbei allgemeine und prinzipielle Gesichtspunkte gewinnen lassen.

Was schliefslich die Geschichte und Entwicklung des Journalismus betrifft, so wurde gleichfalls angedeutet, dafs deren systematische Darstellung nicht zu den Aufgaben dieses Versuches gehört. Der Verfasser wird jedoch historisches Material überall dort heranziehen, wo es zur Illustrierung und Verdeutlichung seiner Ausführungen erforderlich erscheint.

Erster Teil.

Die Zeitung (der Journalismus).

Erstes Kapitel.

Begriffsbestimmung.

Bei der Feststellung des Begriffes „Zeitung“ mufs von den Legaldefinitionen der einzelnen Gesetzgebungen abgesehen werden. Das Gesetz verfolgt andere Absichten als die der Begriffsbestimmung, ja man darf zweifeln, ob diese überhaupt zu seinen Aufgaben gehört; mit Recht tadelt Josef Unger in seinem „System des österreichischen allgemeinen Privatrechtes“, dafs das österreichische bürgerliche Gesetzbuch „nach Art eines naturrechtlichen Kompendiums es für notwendig hält, mit einer Definition zu beginnen, deren Bildung und Aufstellung wohl besser der wissenschaftlichen Theorie überlassen worden wäre“. Die Prefsgesetze wollen nichts als den Kreis jener Erzeugnisse der Druckerpresse umschreiben, die einer bestimmten polizeilichen, steuerlichen und strafrechtlichen Behandlung unterzogen werden. Daraus erklärt sich, dafs nicht nur die Gesetzgebungen der Staaten in der Definition der periodischen Druckschrift voneinander abweichen, sondern auch die Gesetze eines und desselben Staates verschiedene Begriffsbestimmungen vornehmen, je nachdem die eine oder die andere Beziehung der Presse zur Staatsgewalt in Betracht kommt. Unsere Aufgabe ist eine andere; wir wollen versuchen, den Begriff aus der tatsächlichen Erscheinung abzuleiten und seine konstituierenden Elemente

aus dem allgemein bekannten und zweifellosen Wesen der Sache zu gewinnen.

Als der notwendigste Bestandteil des Begriffes der Zeitung wird 1. die Periodizität anzuerkennen sein. Die Eigenschaft der Zeitung im modernen Sinne des Wortes kann unbedingt nur jenen literarischen Erzeugnissen zuerkannt werden, die regelmäfsig in gewissen Zeitabschnitten, d. h. periodisch erscheinen. Eine vereinzelt hervorkommende, niemals wiederkehrende Druckschrift als Zeitung gelten zu lassen, widerspräche allen Vorstellungen, die wir heute an jenes Wort knüpfen. Prutz ist deshalb im Unrecht, wenn er in der Periodizität nur ein beiläufiges Moment erblickt. Er tut es wohl nur, um den alten „Relationen", diesen vereinzelt erscheinenden, isolierten, also nicht periodischen Flugblättern mit aktuellen Neuigkeiten, den Charakter der Zeitung zu retten und sie als die ersten Glieder in jene Kette von Erscheinungen einzufügen, die bis zum modernen Prefswesen führt. Allein ohne die Bedeutung der Relationen für die Entstehung des Prefswesens zu verkennen, wird man wohl besser tun, sie nur als Vorläufer und embryonale Ansätze desselben, nicht aber als Zeitungen selbst gelten zu lassen. Die Relation verhält sich zur Zeitung, wie die Raupe zum Schmetterling, das Ei zum Huhn, und niemandem ist es eingefallen, jene als Schmetterling, dieses als Huhn anzuerkennen[1]).

Eine andere Frage ist die, welche Intervalle zwischen den einzelnen Nummern liegen müssen, damit von einer Zeitung gesprochen werden könne. Die gewaltige Entwicklung des neuzeitlichen Prefswesens äufsert sich auch in der immer rascheren Aufeinanderfolge der einzelnen Nummern, und darum widerspräche es unseren heutigen Vorstellungen, bei allzulangen Zwischenräumen den Bestand einer Zeitung

---

[1]) Das äufsere Kennzeichen der Periodizität ist die fortlaufende Numerierung. Straßburger und Baseler Offizinen druckten bereits 1566 Zeitungen mit fortlaufenden Nummern. In Venedig waren derartige Blätter schon 1536 erschienen. (Quetsch, Die Entwicklung des Zeitungswesens. Mainz 1901, S. 18.)

noch anzunehmen. Viel zu weit geht unter andern das nordamerikanische Gesetz, welches selbst noch die Jahrbücher zur periodischen Presse rechnet, während sie doch weit eher zur Buchliteratur zählen. Enger definiert das österreichische Prefsgesetz vom 17. Dezember 1862, welches im § 7 wenigstens einmaliges Erscheinen im Monat, wenn auch in ungleichen Zeitabschnitten, fordert. Ebenso gehören im Sinne des deutschen Prefsgesetzes vom 7. Juni 1874 nur solche Zeitungen und Zeitschriften zur periodischen Presse, die mindestens in monatlichen Fristen erscheinen. Sehr weit geht wieder die amtliche Statistik der schweizerischen Journale, die im allgemeinen und ohne besondere Fristbestimmung nur „regelmäfsig wiederkehrende Veröffentlichung“ voraussetzt.

Man ersieht schon aus diesen wenigen Beispielen, wie sehr die Legaldefinitionen auseinandergehen. Aber auch die Theorie wird, sobald sie sich für irgend ein Intervall von bestimmter Dauer entscheiden will, immer willkürlich vorgehen müssen. Ist z. B. eine Vierteljahrsschrift, ist eine Monatsschrift als Zeitung anzuerkennen? Es dürfte richtiger sein, solche Publikationen bereits in das Gebiet der Buchliteratur zu verweisen und das Vorhandensein einer Zeitung nur dort vorauszusetzen, wo die regelmäfsigen Zwischenräume kürzer sind als die Frist eines Monates. Doch mufs nochmals betont werden, dafs sich in diesem einen Punkte ohne dekretale Willkür eine feste Norm nicht schaffen läfst.

Das selbstverständliche Korrelat der Periodizität ist 2. die Einheitlichkeit des Unternehmens: die einzelnen Nummern und Ausgaben müssen sich als untrennbare Teile eines Ganzen darstellen. Die blofse Gleichheit des Titels und der äufseren Ausstattung der einzelnen Nummern darf noch keineswegs als beweismachend für diese Einheitlichkeit des Unternehmens gelten, dazu bedarf es vielmehr einer gewissen Gleichförmigkeit und Kontinuität des Inhaltes. Wenn also eine alte Zeitungsfirma in neue Hände übergeht und hierbei eine radikale Änderung des Inhaltes, der Absichten und Tendenzen stattfindet, so mag wohl vom

prefsrechtlichen Standpunkte das alte Unternehmen noch vorhanden sein, virtuell aber hat man es mit einem neuen Blatte zu tun. Es lag deshalb ein tiefer Sinn darin, wenn in älteren Zeiten des deutschen Prefswesens gerne das Wort „Institut“ zur Bezeichnung eines Zeitungsunternehmens benutzt wurde. In diesem Worte ruht der Begriff des Erhaltenden, Zusammenfassenden, es drückt die Tatsache aus, dafs die einzelnen Zeitungsblätter die flüchtigen Erscheinungen eines einheitlichen und bleibenden Ganzen sind, eines Ganzen, das durch einen politischen Willen, durch wirtschaftliche Anschauungen, durch ästhetische Überzeugungen zusammengehalten und gekennzeichnet ist[1]).

Mit anderen Worten: die Gleichheit des Titels der einzelnen Nummern ist zwar der regelmäfsige Ausdruck der Einheitlichkeit des Unternehmens, keineswegs aber deren untrügliches Kennzeichen. In Frankreich kam es, wie Hatin in seiner grofsen Bibliographie der französischen Presse erzählt, oft vor, dafs Blätter, um Prefsverfolgungen zu entgehen, für ihre einzelnen Ausgaben verschiedene Titel wählten, und doch wird in diesem Falle niemand den Bestand eines und desselben Zeitungsunternehmens in Abrede stellen. Die Frage, ob ein Blatt mit neuem Titel wirklich identisch sei mit einer unter anderem Titel früher erschienenen Zeitung, ist prefsgesetzlich von Bedeutung, wenn es sich um die Ahndung der unbefugten Fortsetzung einer Druckschrift handelt, deren Weitererscheinen durch die

[1]) Cotta nannte mit Vorliebe seine „Allgemeine Zeitung“ ein Institut; Julius Seidlitz schrieb über Adolf Bäuerles „Wiener Allgemeine Theaterzeitung“, sie bringe Nachrichten eher als jedes andere gleichartige Institut; Goethe, von Friedrich Perthes in Hamburg um seine Mitarbeit am „Vaterländischen Museum“ angegangen, erwiderte, er müsse, obgleich ungerne, ablehnen, an einem so wohlgemeinten Institute teilzunehmen . . . Das Wort ist leider in dieser seiner Bedeutung dem heutigen Sprachgebrauche fremd geworden. Es würde verdienen, wieder aufgegriffen zu werden, weil es das Zeitungswesen in eine höhere Sphäre rückt, eine stete Mahnung an dessen sittliche Pflichten enthält und damit auch das Standesbewufstsein der Publizisten zu stärken geeignet ist.

Sicherheitsbehörde oder durch richterliches Erkenntnis eingestellt wurde. Liszt und Schwarze erachten in Übereinstimmung mit der hier entwickelten Ansicht die Gleichheit des Titels als nicht essentiell. „Es unterliegt keinem Zweifel," sagt Liszt[1]), „dafs trotz des geänderten Titels die angeblich neue Druckschrift sich als eine Fortsetzung der alten charakterisieren kann; ob es der Fall ist, kann nur im einzelnen Falle unter Berücksichtigung aller Umstände entschieden werden." In der Tat läfst sich keine andere Richtschnur empfehlen, als die der gewissenhaften Erforschung der konkreten Umstände.

Die Einheitlichkeit des Unternehmens erfordert also, wie wiederholt betont werden mufs, einen inneren, meritalen Zusammenhang, eine stete Kontinuität des Gesamtinhalts zwischen den einzelnen Nummern; nur in diesem Falle liegt eine Zeitung vor. Daraus ergibt sich, dafs die Periodizität zwar ein wesentliches, aber nur eines von den konstitutiven Elementen des Zeitungsbegriffes ist. Es gibt viele Publikationen von strenger Periodizität des Erscheinens, die gleichwohl keine Zeitungen sind. Würde jemand Tag für Tag mit absoluter Regelmäfsigkeit Prefserzeugnisse erscheinen lassen, die jedoch keinen inhaltlichen Zusammenhang untereinander aufweisen, so hätten wir es trotz des Vorhandenseins der sonstigen Merkmale mit einer Zeitung nicht zu tun. Dieses Moment der Einheitlichkeit ist von solcher Bedeutung, dafs M. Chassan in seinem „Traité des délits et contraventions de la parole, de l'écriture et de la presse" darauf allein den Zeitungsbegriff fundieren möchte: „On donne le nom de journal à tous les écrits, quelques soient le mode et l'époque de leurs publications successives, qui par leur titre, leur plan et leur esprit forment un ensemble et un tout."

Es ist jedoch auf den ersten Blick klar, dafs diese Begriffsbestimmung einseitig und viel zu weit gezogen ist. Es genügt durchaus nicht, dafs die einzelnen Publikationen

---

[1]) S. 330 a. a. O.

„durch ihren Titel, ihren Plan und ihren Geist ein zusammenhängendes Ganzes“ bilden. Darnach wären auch regelmäſsig erscheinende Preiskurante eines Warenhauses, Kurlisten oder periodische Mitteilungen einer Bahnverwaltung über ihre Gütertarife unter die Zeitungen einzureihen, denn es läſst sich nicht leugnen, daſs alle diese Veröffentlichungen denselben Titel, einen gemeinsamen Plan und stets gleichbleibende Zwecke haben. Es muſs also offenbar ein weiteres inhaltliches Element hinzutreten, um den Zeitungsbegriff zu bilden, und dieses Moment ist

3. die Allgemeinheit des Interesses. Die behandelten Gegenstände müssen von solcher Art sein, daſs sie das Publikum als solches angehen und interessieren. Das, was allen Lesern gemeinsam ist: ihre Eigenschaft als Staatsbürger, als Glieder eines politischen Organismus, als Bewohner derselben Stadt, als Interessenten der öffentlichen Verwaltung, als Mitgenieſser öffentlicher Einrichtungen, als Theater- und Konzertbesucher, als literarische und ästhetische Menschen — diese gemeinsamen Qualitäten der Leser sind es, an welche die Presse sich wendet, für welche sie arbeitet und welche die Existenzmöglichkeit der Presse begründen. Das schlieſst nicht aus, daſs auch die Sonderinteressen der einzelnen Klassen, Gewerbe, Stände etc. Berücksichtigung finden, zumal da sie stets in näherem oder fernerem Zusammenhange mit dem Allgemeinen stehen. Allein das Rückgrat des Zeitungswesens bildet doch stets nur das, was für das Publikum als solches, d. h. in Loslösung von den persönlichen Qualitäten und Interessen des einzelnen Lesers, von Bedeutung ist. „Das Publikum“ ist nämlich nicht schlechthin die arithmetische Summe aller einzelnen, sondern unter Publikum ist die Summe der einzelnen, jedoch nur insofern zu verstehen, als diese einzelnen Gemeinsames haben. Wir werden uns dieser grundsätzlichen Feststellung später zu erinnern haben, wenn es sich darum handeln wird, zu erörtern, was Stoff der Zeitung ist und sein soll — und was es nicht sein soll; dort wird sich diese Feststellung von selbst in Forderungen des publi-

zistischen Anstandes und der publizistischen Moral umwerten.

Die in der Zeitung behandelten Gegenstände müssen aber ferner noch eine bestimmte zeitliche Eigenschaft haben, und diese begründet das weitere begriffliche Element, nämlich

4. die Aktualität. Nur diejenige Druckschrift kann Zeitung genannt werden, die ihrem wesentlichen Inhalte nach in der unmittelbaren Gegenwart wurzelt, Ereignisse oder Zustände der Gegenwart behandelt, mit ihrer Propaganda von Meinungen und Tendenzen auf die Gegenwart wirken will. Das bedarf keines näheren Beweises. Man denke einen Augenblick lang an die entgegengesetzte Erscheinung, man konstruiere sich ein literarisches Erzeugnis, das in gleichmäſsigen Intervallen, wöchentlich oder täglich erscheint, Gleichmäſsigkeit des Inhaltes und des Titels aufweist, das aber seine Spalten mit Bibelstellen oder Klassikerzitaten oder mit historischen Exkursen ausfüllt, — und man hat den zwingenden Beweis dafür, daſs eine Zeitung ohne Aktualität des Inhaltes keine Zeitung ist. Hier darf man Prutz beipflichten, der in der Aktualität ein unentbehrliches Requisit der Zeitung erblickt, und in diesem Momente wurzelt in der Tat die Bedeutung der alten „Relationen“ für die Entwicklung des Preſswesens. Die Relationen waren fliegende Blätter, die dem Publikum irgend eine wichtige Neuigkeit vermeldeten. Man könnte sie hinstellen als die Vorläufer jener Extraausgaben, die die heutigen Journale veranstalten, um dem Publikum eine besonders wichtige Nachricht noch vor der nächstfälligen Ausgabe zu vermitteln. Der Unterschied liegt freilich klar zu Tage: die Relation war eine vereinzelte, isolierte Erscheinung, die heutige Extraausgabe ist die auſserordentliche Nummer einer sonst regelmäſsig sich wiederholenden Publikation. Aber in ihrer unmittelbaren Richtung auf das gegenwärtige, auf das augenblickliche Geschehnis stellt die Relation zweifellos bereits den Keim des modernen Preſswesens dar, weil sie eines seiner wichtigsten Merkmale, die

Aktualität, verwirklicht. Gleichwohl können wir, wie schon bemerkt, in den Relationen nicht die ersten wirklichen Zeitungen erblicken, denn es fehlt ihnen die Eigenschaft der Periodizität, und wir vermissen an ihnen ein weiteres unentbehrliches Merkmal des modernen Zeitungswesens: 5. die Kollektivität des Inhaltes.

Es gehört zu den konstitutiven Kennzeichen der Zeitung, dafs sie mannigfaltige, verschiedenartige Objekte in den Kreis ihrer Behandlung zieht. Darin liegt insbesondere das unterscheidende Merkmal gegenüber dem Buche. Das Buch vertieft sich in eine einzige Materie, ja das Buch ist desto besser und vollkommener, je enger und fester sich die ganze Darstellung um einen einzigen Kern zusammenschliefst, je einheitlicher und geschlossener der Gedankengang ist; der Zeitung hingegen rechnet man gerade die Vielseitigkeit, die Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit des Gebotenen zum höchsten Lobe an. Dies gilt nicht blofs von der politischen Tagespresse; die Fachblätter bilden nur eine scheinbare Ausnahme. Allerdings behandeln sie nur Fragen und Gegenstände eines bestimmten fachlichen oder beruflichen Kreises. Aber auf diesem engeren Gebiete zeigen sie genau dieselbe Kollektivität wie die grofsen Tagesblätter, indem sie allen in ihr Fachgebiet einschlagenden sachlichen und persönlichen, praktischen und theoretischen, allgemeinen und besonderen Fragen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die Kollektivität des Inhaltes ist so unentbehrlich für den Zeitungsbegriff, dafs die Relationen auch wegen des Mangels dieser Eigenschaft nicht als Zeitungen angesehen werden können. Hingegen darf man, eben mit Rücksicht auf das Moment der Kollektivität, die „Postreuter“ und die „Relationes semestrales“ bereits als wichtige Marksteine auf dem Wege zum modernen Zeitungswesen betrachten, weil sie die einzelnen zersplitterten Relationen unter bestimmten Gesichtspunkten und in einer Art von systematischer Anordnung zusammenfafsten.

Zu den vorerwähnten konstituierenden Elementen des Zeitungsbegriffes tritt endlich 6. die Absicht der Publi-

zität hinzu. Die Tendenz, sich einem gröfseren Publikum mitzuteilen, ist vom Zeitungsbegriffe nicht zu trennen. Das Buch bleibt Buch, auch wenn es niemals vervielfältigt wird; in den Klöstern des Mittelalters hat mancher emsige Mönch die Arbeit eines Lebens an die Abfassung eines Buches gewendet, das nach des Verfassers Absichten für ewige Zeiten das Geheimnis der Klause bilden sollte. Dafs aber jemand Tag für Tag oder Woche für Woche eine Zeitung verfafste in der Absicht, sie der Welt vorzuenthalten, ist undenkbar; geschähe es dennoch, so läge keine Zeitung vor. Es mufs die Absicht vorhanden sein, auf einen gröfseren, variablen und beliebiger Erweiterung fähigen Leserkreis zu wirken, und es müssen die zu diesem Zwecke tauglichen technischen Mittel angewendet werden. Darum gehört zum Begriffe der Zeitung, wie sie sich gegenwärtig herausgebildet hat, zweifellos das Merkmal der mechanischen Vervielfältigung, insbesondere der Vervielfältigung durch die Druckerpresse. „Die Zeitung“, sagt Cucheval-Clarigny[1]), „ist das Kind der Buchdruckerkunst; ohne diese ist sie unmöglich. Raschheit der Veröffentlichung, unbegrenzte Vervielfältigungsmöglichkeit, Vereinigung einer Menge von Materien auf engem Raum, alle diese Bedingungen, welche die Essenz des Blattes ausmachen, liefsen sich nicht vereinigen, wenn die Buchdruckerkunst nicht erfunden wäre[2]).“

Es ergibt sich nun hier die Frage, ob auch die geschriebenen Zeitungen, denen wir in zahlreichen Geschichtsepochen bis ins neunzehnte Jahrhundert herein begegnen, als echte Zeitungen anzuerkennen sind. Die Frage ist deshalb von Interesse, weil von ihrer Entscheidung auch die Entscheidung der vielerörterten Prioritätsfrage abhängt. Um die Vaterschaft des Zeitungswesens streiten sich bekanntlich kaum weniger Städte als um die Geburt des Homer. Lassen wir die geschriebenen Blätter als die ersten

---

[1]) „Histoire de la presse en Angleterre et aux États-Unis“. Paris 1857.

[2]) Man wird finden, dafs hier bereits eine der Wahrheit ziemlich nahe kommende Definition der Zeitung gegeben ist.

wirklichen Zeitungen gelten, dann gebührt Venedig mit seinen „Notizie scritte“ der Ruhm der ersten Zeitungen, wenn wir nicht etwa gar auf die „acta diurna“ des alten Rom zurückgreifen wollen. Betrachtet man jedoch die Vervielfältigung durch die Presse als unerläfsliches Merkmal, dann wird man den Ursprung des modernen Zeitungswesens wohl nach Frankfurt am Main verlegen müssen, wo Egenolph Emmel 1615 mit der ersten, regelmäfsig einmal in der Woche erscheinenden gedruckten Zeitung hervortrat. Die geschriebenen Zeitungen haben insbesondere in Perioden politischer Bedrängnis des Prefswesens eine grofse Rolle gespielt; noch im neunzehnten Jahrhundert hatten während der absolutistischen Epoche die geschriebenen Blätter, die sich dem Einflusse der Zensur entzogen, stellenweise gröfseren politischen Einflufs als die gedruckten Zeitungen. Gleichwohl ist der moderne Begriff der Zeitung so sehr an das Moment der allgemeinen Zugänglichkeit durch mechanische Vervielfältigung geknüpft, dafs wir jene geschriebenen Pasquille, so eifrig sie auch gelesen wurden und so gerne man sie verstohlen von Hand zu Hand gehen liefs, lieber als Erscheinungen sui generis, abseits von dem eigentlichen Zeitungswesen, klassifizieren werden[1]. —

Fassen wir das Gesagte zusammen, so wird die Zeitung zu definieren sein als eine in regelmäfsigen Zeitintervallen erscheinende, durch mechanische Vervielfältigung allgemein zugänglich gemachte

[1]) Vom 15. bis ins 18. Jahrhundert treten neben den gedruckten „neuen Zeitungen“, „Avisen“ auch handschriftliche Mitteilungen mit reiner Berichterstattungsfunktion auf, die meist für Einzelpersonen oder kleine Kreise von Interessenten bestimmt waren und vielfach mit den gedruckten Zeitungen gleichzeitig als Brief versendet wurden, hauptsächlich nur für den Adressaten von Wert waren und der Öffentlichkeit nicht preisgegeben werden sollten. Hier ist also das Publizitätsmoment nicht oder nur in sehr beschränktem Ausmafse gegeben; überdies mangelt dieser handschriftlichen Berichterstattung bis weit ins 16. Jahrhundert auch das Merkmal der Periodizität (Quetsch, S. 21, und Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse), so dafs sie gewifs nicht als Zeitungen zu qualifizieren sind.

Publikation von kollektivem, mannigfaltigem Inhalte, der durch Allgemeinheit des Interesses gekennzeichnet, sowie aus den Ereignissen und Zuständen der unmittelbaren Gegenwart geschöpft ist[1]).

Im Sprachgebrauche des täglichen Lebens versteht man unter „Zeitung“ zunächst das einzelne Exemplar der einzelnen Nummer eines Blattes — „ich kaufe mir eine Zeitung“ — „hole mir eine Zeitung“ — „ich habe meine Zeitung in der Strafsenbahn vergessen“ etc. Allein in zahlreichen Redewendungen knüpft sich an das Wort „Zeitung“ die Vorstellung von der Einheitlichkeit des Unternehmens, von dem „Institut“, wie Goethe und Cotta

---

[1]) Dr. Neukamp definiert („Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ unter „Zeitungen“) folgendermafsen: „Zeitung im modernen Sinne ist eine innerhalb bestimmter Zeiträume — wenn auch in unregelmäfsigen Fristen — in einzelnen Blättern wiederkehrend erscheinende, zur Mitteilung und Verbreitung unter das Publikum (d. h. an einen individuell unbegrenzten Personenkreis) bestimmte Druckschrift, welche Nachrichten über politische oder sonstige das Publikum als solches interessierende Tagesbegebenheiten oder -Angelegenheiten enthält und nicht bestimmt ist, ein abgeschlossenes Werk zu bilden.“ — Diese Definition stimmt im grofsen und ganzen mit der oben entwickelten überein; zu enge ist sie insofern, als sie blofs die referierende Funktion der Tagespresse betont und die subjektivistische (kritische und propagandistische) aufser acht läfst. Ungenügend ist die Begriffsbestimmung Dr. Leopold Munzingers in seiner Schrift „Die Entwicklung des Inseratenwesens in den deutschen Zeitungen“ (Heidelberg 1902). Sie lautet (S. 6): „Wir modernen Menschen verstehen speziell unter einer politischen Zeitung ein für einen unbekannten, individuell unbeschränkten Leserkreis gewerbsmäfsig hergestelltes Druckerzeugnis, welches in bestimmten, kürzeren Zwischenräumen regelmäfsig erscheint.“ — Hier fehlen gänzlich die Merkmale der Kollektivität und der Aktualität, hingegen ist das fremde, nicht wesentliche Moment der gewerbsmäfsigen Herstellung hereingezogen. Gewerbsmäfsig ist, was zum Zwecke des Erwerbes betrieben wird und als Nahrungsquelle dient. Das trifft aber bei jenen Zeitungen nicht zu, die von politischen Parteien zur Beeinflussung der Wählerschaften oder von einzelnen Privaten zur Vertretung politischer, künstlerischer oder anderer Überzeugungen, jedenfalls also nicht zu Zwecken des Gewinnes herausgegeben werden.

es nannten. Wenn wir von einer gut redigierten Zeitung sprechen oder von einer Zeitung, die den Kulissentratsch pflegt, oder von einer wohldotierten und reich fundierten Zeitung, oder wenn wir sagen, die X-Zeitung übe starken politischen Einfluſs, so meinen wir damit selbstverständlich nicht die einzelne Ausgabe oder gar nur ein Exemplar dieser einzelnen Ausgabe, sondern das Gesamtunternehmen nach seiner intellektuellen und geschäftlichen Seite, eine geistige, sittliche, politische und geschäftliche Einheit[1]).

---

[1]) Diese Frage nach der eigentlichen Natur des Begriffes „Zeitung" bildet den Kernpunkt einer vielbesprochenen Kontroverse, deren in diesem Zusammenhange gedacht werden muſs. Im Oktober 1901 hatte im Wiener Gemeinderate der Gemeinderat B. eine bestimmte Zeitung unter Nennung ihres Titels einen „Preſsköter" genannt. Der Herausgeber, der Hauptredakteur und der verantwortliche Redakteur jenes Blattes erhoben die Ehrenbeleidigungsklage gegen den Redner, der in erster und zweiter Instanz verurteilt wurde. Der oberste Gerichts- und Kassationshof hingegen sprach den Gemeinderat B. frei, indem er die Anschauung, daſs eine Zeitung ein taugliches Objekt für eine Ehrenbeleidigung bilden könne, als rechtsirrtümlich bezeichnete. „Daſs ein Zeitungsunternehmen," heiſst es in den Entscheidungsgründen, „nicht unter die Kategorie der in Beziehung auf die Ehre Rechtssubjektivität genieſsenden juristischen Personen gehört, ist offenliegend. Eine Zeitung als solche ist nichts anderes als eine jedermann gegen Zahlung zugängliche, somit verkäufliche Ware. Diese kann aber niemals das Objekt einer Ehrenbeleidigung bilden . . ." Eine am 20. April 1902 abgehaltene auſserordentliche Generalversammlung des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" befaſste sich mit diesem Judikate. Der Referent Dr. Bacher machte u. a. geltend, wenn man von einer Zeitung spreche, so verstehe man darunter die Gesamtsumme ihres Inhaltes. Die Zeitung stelle ein geistiges Produkt dar, das in einer viel engeren Beziehung zur Persönlichkeit seines Erzeugers stehe als irgend ein gewerbliches Produkt, welches aus mechanischer Tätigkeit entsteht. Die einzelnen auseinanderfallenden Zeitungsblätter würden nur durch die Redakteure und Herausgeber zusammengehalten, und eine Beschimpfung der Zeitung treffe sonach diese Persönlichkeiten. Die Versammlung beschloſs eine vom Referenten beantragte Resolution, welche gegen die Rechtsauffassung des obersten Gerichtshofes protestiert und erklärt: „Wir erblicken in der Zeitung das Produkt der geistigen Tätigkeit derjenigen Personen, welche ihr ihren Inhalt geben,

Aus dem im vorstehenden entwickelten allgemeinen Begriffe der Zeitung hat sich der der Tagespresse besonders scharf hervorgehoben und differenziert. Die Eigenart der Tagespresse und die spezifische Bedeutung, welche sie im Leben der Völker gewonnen hat, beruhen im wesentlichen auf drei Momenten:

1. Zunächst ist es das tägliche Erscheinen, wodurch eine besonders innige geistige Beziehung zwischen dem Blatte und seinem Leserkreise hergestellt wird. Das Blatt gewinnt dadurch die Möglichkeit, sein Publikum höchst intensiv zu beeinflussen, dessen ganze Vorstellungswelt auszufüllen und in erfolgreichster Weise den Wettbewerb mit jeder anderen Art von Lektüre aufzunehmen.

2. Indem die Tagespresse in erster Linie eine politische ist, d. h. vorzugsweise die Erscheinungen des öffentlichen Lebens behandelt, hat sie sich jener Beziehungen und Interessen bemächtigt, die heute im Leben der Völker die allerbedeutsamsten sind. Unsere Zeit ist eine eminent politische und soziale, mehr denn je lebt und webt der einzelne im Allgemeinen. Es gab Epochen, in denen die Menschenseele vor allem durch theologische Fragen, durch inbrünstige Verzückung oder durch Zweifel und Verneinung bewegt wurde; andere wieder, in denen schöngeistige Interessen, die reinen Freuden der Form und des ästhetischen Genusses vorwalteten. Das 19. Jahrhundert ist das

---

ein literarisches Erzeugnis, in welchem sich die geistige und sittliche Persönlichkeit seiner Herausgeber, Verfasser und Redakteure ausdrückt und welches daher mit diesen Personen in einer so notwendigen und für jedermann erkennbaren Verbindung steht, daſs jede Schmähung oder Verunglimpfung der Zeitung als gegen alle gerichtet angesehen werden muſs, die schriftstellerisch an ihrer Herstellung beteiligt sind . . .“ Auf Grund dieser Anschauung wurde dann die Forderung erhoben, es möge im Wege einer Ergänzung des Strafgesetzes klargestellt werden, daſs eine Zeitung das taugliche Objekt einer Ehrverletzung bilden kann. (Näheres in der Broschüre „Die Ehre der Zeitung“, welche das stenographische Protokoll der Versammlung enthält und in der Denkschrift, welche der Versammlung vorgelegt wurde.)

ausgesprochen politische geworden. Der Einzelmensch mit seinen inneren Regungen nnd Strebungen, mit aller Sehnsucht seiner Seele gilt nichts, an ihre Stelle sind die Gesamtinteressen getreten. Allerdings haben diese dominierenden Gesamtinteressen wechselnde Gestalt gezeigt. Bis zur Mitte des Jahrhunderts standen die eigentlich politischen oder konstitutionellen, die Freiheitsfragen auf dem ersten Plane des öffentlichen Lebens; mit den fünfziger Jahren schoben sich die nationalen Interessen in den Vordergrund, denen alsbald ein starker Rivale in den sozialen Problemen erwuchs. Die voreilige Prophezeiung, dafs das Ende des 19. Jahrhunderts bereits ausschliefslich unter dem Zeichen des sozialen Kampfes stehen würde, ist seither durch die Tatsachen gründlich widerlegt worden, und fast scheint es, als ob der Nationalismus auch der Beherrscher des 20. Jahrhunderts werden wollte. Doch sei dem wie immer: sicher ist, dafs wir heute und auf lange Zeit hinaus in einer Periode des Vorwaltens der Gesamtinteressen stehen. Vergebens war die Empörung einzelner Geister gegen dieses dumpfe Massenwesen, vergebens Nietzsches Aufschrei, vergebens jeder Versuch, der Persönlichkeit ihr Recht zu schaffen und den Weg zum Selbsttum, zu einem veredelten Egoismus zu finden. Immer tiefer versinkt die Menschheit in die Knechtschaft der „grofsen Zahl“, die man öffentliches Leben nennt, immer gröfser wird der Einflufs der Massentriebe, der Massenintelligenz, der Massengeschicke auf das Leben des einzelnen. Die Tagespresse aber ist das angemessene Werkzeug des modernen Massenwesens. Zehntausenden und Hunderttausenden dieselbe Meinung einflöfsen, alle Vorgänge des politischen und sozialen Lebens verzeichnen und zur allgemeinen Kenntnis bringen, Politik uud Volkswirtschaft zum Gemeingut aller machen, das ist ihr Ziel und ihre Aufgabe, und indem sie sich solcher Art mit voller Wucht auf jenes Gebiet gestürzt hat, auf welchem vorzüglich das Leben der Gegenwart sich abspielt, hat sie mit einem Schlage ihre Herrschaft begründet.

3. Eine weitere hervorstechende Eigenschaft der Tages-

presse und eine Ursache ihrer überragenden Stellung im Kulturleben unserer Zeit ist die Universalität der Interessen, die sie umfafst. In ihr ist das früher erörterte Moment der Kollektivität des Inhaltes auf das höchste gesteigert. Die moderne Tageszeitung will grundsätzlich alles bieten, will die Encyklopädie des Tages sein. Von den höchsten Problemen der Zeit bis herab zum kleinen lokalen Ereignisse zieht sie alles und jedes in ihren Kreis, alle Beziehungen, die sich vom Bürger zum Bürger und vom Bürger zu Staat und Gesellschaft knüpfen, werden in der Tagespresse behandelt, sie nimmt ihren Leser nach allen Seiten hin gefangen, läfst keine Lücke offen, hält ihn fest, kurz, beherrscht ihn völlig. Es wird im weiteren unsere Aufgabe sein, die Vor- und Nachteile der hier besprochenen Seite des Prefswesens sorgfältig gegeneinander abzuwägen; hier sollte blofs die Tatsache selbst als eine der Ursachen ihres Einflusses festgestellt werden. Die Tagespresse werden wir definieren als die Gesamtheit der täglich erscheinenden, vorwiegend der Politik im weitesten Sinne des Wortes gewidmeten, durch die umfassendste Universalität des Inhaltes gekennzeichneten Zeitungsblätter. Dafs sie einen ganz besonders kräftigen Einflufs auf das Leben der Völker übt, ist eine sinnfällige Erscheinung, die uns nötigt, der Tagespresse eine besondere Stellung im Zeitungswesen zuzuerkennen. Die folgenden Betrachtungen werden sich denn auch vorzüglich diesem Zweige des Prefswesens zuwenden müssen, welcher alle Wirkungen desselben in sich konzentriert und als die eigentliche Essenz des neuzeitlichen Journalismus zu betrachten ist.

Zweites Kapitel.

Einteilung.

Die Einteilung der Zeitungen mufs nach verschiedenartigen Merkmalen erfolgen. Zunächst ergibt sich eine Gruppierung der Blätter nach ihrem vorwiegenden Inhalte.

Im Hinblick auf die besondere Bedeutung, die der Behandlung öffentlicher Fragen in der Presse zukommt, pflegt man 1. die Gruppierung in eine politische und eine nicht politische Presse obenan zu stellen. Der Vorgang ist prinzipiell richtig, doch ist zu beachten, dafs die Grenzlinie zwischen beiden Kategorien keine scharfe ist. Der beherrschende Einflufs der Politik auf das Gesamtleben der Gegenwart bringt es mit sich, dafs auch die sogenannte nichtpolitische Presse, zu der man vornehmlich die Fachblätter und die Unterhaltungsblätter zählt, immer mehr und mehr mit Politik durchtränkt wird. Auch die Unterhaltungsblätter bringen politische Wochenchroniken, Darstellungen von Kriegsereignissen, Berichte über kolonisatorische Unternehmungen, gemeinverständliche Erörterungen über neue Gesetze u. dgl. Von einem völligen Ausschlusse der Politik kann da keine Rede mehr sein. Ein Unterschied gegenüber der politischen Presse ergibt sich nur darin, dafs diese letztere sich vorzugsweise und systematisch der Politik widmet, während die andere die politischen Ereignisse nur gelegentlich und neben anderen Interessen behandelt. Eine weitere Differenz ist darin zu erblicken, dafs die politische Presse bestimmten Richtungen und Tendenzen dient, die unpolitische Presse bei der Behandlung öffentlicher Fragen vornehmlich den Zweck sachlicher Aufklärung und unparteiischer Information verfolgt. Also nicht die Beschäftigung mit Angelegenheiten des öffentlichen Interesses, sondern die Art und die Absicht dieser Beschäftigung bilden das unterscheidende Merkmal zwischen der politischen und der nichtpolitischen Presse.

A. Innerhalb der politischen Presse ergibt sich zunächst die wichtige Scheidung zwischen Tagesblättern einerseits, Wochen- oder Monatsschriften andererseits; dazwischen liegt die Gruppe der mehrmals wöchentlich erscheinenden Zeitungen. Der Unterschied ist kein blofs äufserlicher, er erschöpft sich nicht in den Zeitintervallen des Erscheinens, er ist vielmehr von Bedeutung für die ganze Art des geistigen Einflusses dieser verschiedenen Kategorien des Journalis-

mus. Es wurde schon hervorgehoben, dafs von allen Gattungen des Prefswesens die Tagespresse den stärksten Einflufs auf die Kulturwelt ausübt; mit Recht gebrauchten die Franzosen früher die Bezeichnung „les grands journaux“ für die Tagesblätter. Allein die aufs höchste gesteigerte Aktualität, die den Vorzug der Tagespresse bildet, ist auch die Quelle gewisser, noch eingehend zu erörternder Nachteile. Der Schnelligkeit der Information steht die des Urteils und der Kritik zur Seite, und das rasche Räsonnement, das den Ereignissen auf dem Schritt folgt, kann nicht immer das gründlichste sein. Da bildet eine gut entwickelte Wochen- und Monatspresse eine wertvolle Ergänzung der Tagespresse. „Die Wochenpresse“, sagt Franz v. Holtzendorff in einer Abhandlung über Englands Presse (Berlin 1870), „hat die Aufgabe, den Einseitigkeiten und der an sich unvermeidlichen Flüchtigkeit der Tagespresse nachzuhelfen. Jene ist in der besseren Lage, sorgfältig sichten zu können, weil niemand von ihr die Neuheit des dargebrachten Lesestoffes zu fordern berechtigt ist und es nicht darauf ankommt, eine Nachricht zuerst mitgeteilt zu haben. Indem sie auf diesen Anspruch der Tagesblätter Verzicht leistet, gewährt sie die Mufse, an Stelle eines Nebeneinander des dargebrachten Stoffes gleichzeitiger Neuigkeiten das Hintereinander und die Reihenfolge der Ereignisse vorzutragen und gleichsam einen wöchentlichen Zeitraum in Form einer Chronik der zeitgenössischen Geschichtsschreibung darzubieten.“ Hatin definiert die Aufgabe der Revuen mit den bezeichnenden Worten, dafs ihnen „appartient l'étude approfondie des questions politiques et économiques, la haute critique literaire“. Es ist eine beachtenswerte Erscheinung, dafs Nationen mit hoch entwickeltem öffentlichen und geistigen Leben zugleich eine blühende Revuenliteratur besitzen; bei ihnen macht sich das starke Bedürfnis geltend, die Darbietungen der Tagesblätter nicht ohne Ergänzung in sich aufzunehmen, sondern ihnen in der Wochen- oder Monatsschrift ein Korrektiv gegenüberzustellen.

Die Zeitungen, die nicht täglich, sondern mehrmals in der Woche erscheinen („la petite presse“), spielen keine erhebliche Rolle. In den Grofsstädten gehören sie zu den selteneren Erscheinungen, ihr Sitz sind die mittleren und kleinen Städte, deren publizistischer Bedarf nicht grofs genug ist, um die Existenz von Tagesblättern zu sichern.

Bemerkt sei bei diesem Anlasse, dafs die Terminologie betreffs dieser verschiedenen Gruppen des Prefswesens im Laufe der Zeiten vielfach geschwankt hat. Das Wort „Journal“, das heute für alle Arten von Zeitungen in Anwendung steht, wurde während des 18. Jahrhunderts in Deutschland nur für Blätter angewendet, die in gröfseren Intervallen erschienen, war somit identisch mit Wochenschrift, Monats- oder Halbmonatsschrift etc. Dieser spezifische Sinn des Wortes ist heute abhanden gekommen. Nach deutschem Sprachgebrauche der Gegenwart, der freilich der festen Begriffsbestimmungen entbehrt, versteht man unter „Zeitschrift“ die nicht täglich, sondern in längeren Zwischenräumen erscheinenden Publikationen, unter „Zeitung“ im engeren Sinne (und zwar im Gegensatze zur Zeitschrift) die politischen Tagesblätter, in einem weiteren Sinne aber auch die übrigen Erscheinungen der periodischen Literatur, z. B. „Illustrierte Zeitung“, „Zeitung für das Schuhmachergewerbe“ etc. „Die Presse“ ist ein Sammelname für die Erzeugnisse der Druckerpresse überhaupt, dann aber auch der Zeitungsliteratur im besonderen: „die Macht der Presse“, „die Herren von der Presse“. Häufig gebraucht man das Wort Presse zur Bezeichnung einer bestimmten Gruppe von Zeitungen, wie die „konservative Presse“, die „sozialdemokratische Presse“ etc. Auch in Frankreich haben die Bezeichnungen vielfachen Wandel durchgemacht. Zunächst nannte man „Journal“ die literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, während jene, die sich mit Politik befafsten und politische Neuigkeiten brachten, „Gazettes“ hiefsen; darnach unterschied man zwischen „Journaliste“ und „Gazettier“. Ganz merkwürdig war die eine Zeitlang übliche Unterscheidung zwischen

„Nouvelles“ und „Gazettes“, wovon die ersteren die Nachrichten aus Nord und West, die anderen die Neuigkeiten aus Süd und Ost brachten. Späterhin wechseln die Bedeutungen der Worte „Journal“ und „Gazette“. Am Ende des 18. Jahrhunderts ist nach dem Zeugnisse Mallet du Pans „Gazette“ das täglich erscheinende Blatt, „Journal“ hingegen das in längeren Intervallen erscheinende, sonach ähnlich wie zur gleichen Zeit in Deutschland. Die Bezeichnung „Gazette“ ist aber schon gegen Mitte des 19. Jahrhunderts aufser Gebrauch gekommen, und es wurde mit dem Worte „Journal“ überhaupt jede Art periodischer Druckschriften bezeichnet. In diesem Sinne erklärt auch der bereits erwähnte Chassan: „Dans le langage de la loi et de la jurisprudence les mots journal et écrit périodique sont synonymes.“

B. Innerhalb der nicht politischen Presse werden vorzüglich die Fachblätter und die Unterhaltungsblätter unterschieden. Die Fachblätter sind im Zeitungswesen der Ausdruck des Gesetzes der Arbeitsteilung und der Spezialisierung. Auf ihrem engeren beruflichen und wissenschaftlichen Gebiete bedienen sie sich im grofsen und ganzen derselben redaktionellen Methoden wie die Tagespresse, sind aber naturgemäfs, weil von Fachmännern und für Fachmänner geschrieben, auf eine stärkere pragmatische Vertiefung angewiesen. Die Unterhaltungsblätter bieten wenig Anlafs zu besonderen Bemerkungen. Auf die Bildung der Ansichten des Publikums, auf die Schaffung einer öffentlichen Meinung üben sie geringen Einflufs und stehen hierin hinter der Tagespresse und den Zeitschriften an dritter Stelle. Ein zweifelloses Verdienst erwerben sie sich um die Geschmacksbildung der Bevölkerung, weil sie zumeist auf eine sorgfältige Illustration Gewicht legen, deren Bedeutung für die Entwicklung des Kunstsinnes hoch zu veranschlagen ist. Für zahlreiche Bevölkerungskreise, zumal für jene, die ferne von den Kulturmittelpunkten leben, also auf dem flachen Lande und in Kolonien, sind sie oft die einzigen Vertreter bildender Kunst, die einzigen Vermittler der Be-

kanntschaft mit neuen Kunstrichtungen. Die politisch-satyrischen Witzblätter stehen zwischen der politischen Presse und den Unterhaltungsblättern, gehören aber ihrer inneren Natur nach mehr zur politischen Presse. In dieser mögen sie unter Umständen eine ersprieſsliche Funktion üben. Da sie zumeist nicht auf eine Partei eingeschworen sind und ihre Geiſsel flott und keck über allen Parteien schwingen können, sind sie berufen, ein Gegengewicht gegen die Einseitigkeiten der Parteipresse zu bilden. Doch ist nicht zu übersehen, daſs die Witzblätter notwendigerweise zum Radikalismus neigen und antikonservativ wirken. Die Satyre, die ihren Beruf bildet, ist naturgemäſs negativ, sucht an jeder Erscheinung des öffentlichen Lebens ausschlieſslich die Angriffspunkte und ist leicht imstande, Leser ohne festen inneren Halt zu einem unfruchtbaren Kritizismus zu erziehen. Es war immer und ewig so, daſs Schaffen, Aufbauen und Erhalten eine minder amüsante Sache sind als Witzeln und Nörgeln. Das Konservative ist nicht witzig, das Witzige nicht konservativ. Publizistische Erscheinungen nun, die programmgemäſs keine andere als die Kunst des geistreichen Spottes üben, sind von vornherein darauf angewiesen, an allem Bestehenden sozusagen nur die Schattenseiten zu kultivieren.

Unter den nichtpolitischen Journalen sind endlich die Anzeige- oder Intelligenzblätter zu erwähnen, die sich lediglich der Bekanntmachung von Anzeigen öffentlichen Interesses sowie der Vermittlung von Angebot und Nachfrage widmen. Allein sie haben im Laufe der Zeit ihre selbständige Existenz zumeist eingebüſst. Ehedem viel verbreitet, muſsten sie der Tagespresse sowie den übrigen publizistischen Erscheinungen das Feld räumen, welche das Anzeigegeschäft immer stärker ausbildeten und in diesem heute vielfach die wichtigste Grundlage ihres materiellen Gedeihens finden. Selbständige Anzeigeblätter spielen heute nur mehr eine untergeordnete Rolle, beschränken sich auf kleine örtliche Kreise oder pflegen nur bestimmte

Geschäftszweige, wie die Blätter für Realitätenverkehr u. dgl.[1]).

Das allgemeine wirtschaftliche Gesetz der Arbeitsteilung und Spezialisierung hat sich im Prefswesen ebenso zur Geltung durchgerungen wie in jedem anderen Zweige menschlicher Kulturbetätigung. Nicht nur dafs jeder Beruf, jeder Interessenkreis, jedes Wissensgebiet seine besondere journalistische Vertretung hat, findet sich auch innerhalb der einzelnen Zeitung eine meist strenge durchgeführte Ressortteilung, die angesichts des steigenden Umfanges der einzelnen Rubriken und des für jede Rubrik erforderlichen Ausmafses an fachlichen Kenntnissen notwendig ist. Es ist aber eine auffallende Erscheinung, dafs die Haltung des Lesepublikums gegenüber der Presse im Gegensatze steht zu dem spezialisierenden Zuge der Zeit. Überall sonst gewahrt man eine zunehmende Neigung des Publikums für Spezialisierung. Jeder Patient sucht mit Vorliebe den Spezialisten auf; in den grofsen Städten verliert der Universalist unter den Ärzten, der „praktische Arzt“ immer mehr an Geltung und Beliebtheit. Bei den Rechtsanwälten vollzieht sich langsam eine ähnliche Entwicklung; schon gibt es Spezialisten für Ehesachen und Patentwesen, für Realitätenverkehr und delikate Familienangelegenheiten. Die Wissenschaften unterliegen demselben Gesetze der Spezialisierung, die Monographie überwuchert, der Universalist wird zur Seltenheit. Nur im Prefswesen zeigt das Publikum eine ausgesprochene Vorliebe für die Universalisten unter den Zeitungen, für die Tagespresse: in der Tagesprese sucht, von ihr verlangt das Publikum alles, sie ist die Encyklopädie des Tages, das täglich erscheinende, täglich sich fortsetzende Konversationslexikon der Zeit.

[1]) Näheres später bei der Erörterung des Inseratenwesens.

Drittes Kapitel.

Stoff.

1. Das Stoffgebiet der Presse und dessen Wandlungen.

Von einer Betrachtung der stofflichen Arbeitsteilung im Journalismus gelangt man zur allgemeinen und grundsätzlichen Frage: Welches ist der Stoff einer Zeitung? Womit soll sich die Zeitung befassen, womit nicht? Was gehört in den Rahmen der öffentlichen Behandlung durch die Presse, was nicht? Die Frage ist von grofser Bedeutung und hängt zusammen mit den Erwägungen der journalistischen Moral, weil hier auch die Grenzlinie zu suchen ist, welche die private Sphäre von der öffentlichen Diskussion durch die Presse scheidet.

Wir müssen auf die grundsätzlichen Erörterungen zurückgreifen. Die Presse ist für das Publikum da. Das Publikum ist die Summe der einzelnen, jedoch nur insofern, als diese einzelnen durch gemeinsames Interesse oder gemeinsame Zwecke verbunden sind. In diesem Sinne sprechen wir von einem Theater- oder Konzertpublikum, einem Versammlungs-, Lese- oder Zeitungspublikum. Während aber im Theater, im Konzert, in der Versammlung das Publikum nur durch einen einzigen Zweck gekennzeichnet, die Einzelindividuen nur durch diesen einen Zweck zum Publikum vereinigt sind, — ist das Zeitungspublikum durch eine ganze Reihe gemeinsamer Interessen charakterisiert: staats- und stadtbürgerschaftliche Gemeinschaft, also auch örtliche Vereinigung, mit allen daraus hervorgehenden Beziehungen; ferner Parteizugehörigkeit; vor allem die gemeinschaftliche Qualität der Leser als Menschen, die in und mit der Zeit leben und darum von allem Kenntnis haben wollen, was die Zeit bewegt und auf die Zeit einwirkt. Das eigentliche und legitime Betätigungsgebiet der Presse bilden somit die Angelegenheiten und Interessen von öffentlicher Be-

deutung, d. h. die Zustände und Ereignisse, welche unmittelbare Folgewirkungen auf einen gröfseren Kreis von Personen äufsern oder das Wissensinteresse eines gröfseren Kreises von Lesern zu wecken geeignet sind. Innerhalb dieses Rahmens hat aber das Stoffgebiet der Zeitungen im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachsten Wandlungen erfahren. Sie zu verfolgen ist von grofsem Interesse, denn es zeigt sich hier sehr deutlich, wie die Zeitung ein aufserordentlich scharfes Spiegelbild des jeweiligen Zeitcharakters und der jeweiligen kulturellen Entwicklungsstufe ist. So fällt bei einer Betrachtung des deutschen Zeitungswesens im 18., ja teilweise noch im 19. Jahrhundert die übermäfsige Ausdehnung der den ausländischen Ereignissen gewidmeten Rubrik auf. Über persische und marokkanische Dinge, über chinesische und südamerikanische Wirren wird da mit einer Ausführlichkeit berichtet und abgehandelt, die uns geradezu grotesk erscheint, die aber in den Zeitumständen ihre volle Erklärung findet. Ein lebendiges inneres Staatsleben gab es nicht, es gab vor allem keinen Parlamentarismus, und damit war den Zeitungen die reichste Quelle eines aktuellen und interessanten politischen Stoffes verschlossen. Hinzu trat noch die Gebundenheit des Prefswesens durch die Regierungen, welche nicht durch eine Betätigung der Journale auf innerpolitischem Gebiete belästigt sein wollten. Nun verlangte aber das politische Interesse und Neuigkeitsbedürfnis des Publikums seine Befriedigung, und so griffen denn die Redakteure wahllos nach ausländischen Materien und füllten die Zeitungen mit den exotischesten Dingen[1]).

---

[1]) So wird in der Festschrift „Hundertfünfzig Jahre Schlesische Zeitung“ (Breslau 1892) mitgeteilt, dafs das Blatt in der Mitte des 18. Jahrhunderts neben sehr ausführlichen Berichten über die Verhandlungen im Parlament zu London und auf dem Reichstag zu Warschau einen zwischen dem türkischen Kaiser und dem Schah Nadyr von Persien geschlossenen Friedensvertrag wörtlich publizierte; ebenso wurde, in einer Ausdehnung von mehreren Blättern, eine dem persischen Minister Chuleza erteilte Reiseinstruktion, sowie ein nur die inneren Angelegenheiten Persiens betreffender Erlafs in wörtlicher Übersetzung

Dieses Überwuchern von fernab liegenden und für den deutschen Leser gleichgültigen Mitteilungen hat frühzeitig scharfe Proteste hervorgerufen. So schrieb Kaspar Stieler 1695, er „wundere sich über die Neugierde der Menschen, zu erfahren, was der König von Frankreich, der Papst und der Sultan zu Konstantinopel machen, obwohl sie dies so wenig angehe als zu wissen, ob im Monde Menschen oder Geister wohnen“. Und 1729 schreibt Johann Peter v. Ludewig, der berühmte Kanzler der Universität Halle, „Staatsgeschichten in den Zeitungen seien dem gemeinen Manne nur schädlich. Was brauche sich beispielsweise ein Kaufmann oder Handwerksmann darüber den Kopf zu zerbrechen, ob die österreichischen Niederlande befugt seien, in Ost- und Westindien einen neuen Seehandel anzufangen? Daran könne sich wohl ein ‚kützelndes Ohr‘ vergnügen . . . Dagegen seien ‚Intelligenzzettel‘ von aufserordentlichem Nutzen: hieraus erfahre der brave Bürger, was in der Stadt zu kaufen und zu verkaufen sei“ etc.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts kann man dann Schritt für Schritt verfolgen, wie gleichzeitig mit der Einführung konstitutioneller Reformen und dem Aufblühen eines inneren Verfassungslebens die ausländische Rubrik an Umfang verliert. Hierbei wirkte noch ein anderer Umstand mit: der Grundsatz der Nicht-Intervention war zur Geltung gelangt. Solange nach den ursprünglichen Grundsätzen des europäischen Konzertes die Verwicklung in einem ausländischen Staate unter Umständen als Angelegenheit der europäischen Staatengemeinschaft betrachtet werden und möglicherweise das Eingreifen eines andern Staates herbeiführen konnte, waren die Geschehnisse im Auslande mehr oder minder eigene Schicksale der Bürger anderer Staaten. Erst durch das Prinzip der Nicht-Intervention sonderten sich die ausländischen Ereignisse schärfer von den inneren An-

---

abgedruckt. Dieselbe Erscheinung wird in der Festschrift zum zweihundertjährigen Jubiläum der kaiserlichen „Wiener Zeitung“ (1903) wiederholt hervorgehoben, so auf S. 52 und 61.

gelegenheiten des Vaterlandes ab und schieden aus dem unmittelbaren Interessenkreise des inländischen Lesers.

Eine Änderung im entgegengesetzten Sinne trat aber dann wieder im Laufe des 19. Jahrhunderts ein. Das Verkehrswesen gewann eine ungeahnte Entwicklung, die fernsten Länder wurden in den kommerziellen Interessenkreis einbezogen, und gleichzeitig begann eine stärkere Entwicklung des Kolonialwesens der kontinentalen Staaten. Damit waren wieder die Grundlagen für eine unmittelbare und lebhaftere Teilnahme an den Vorgängen in der fremden Welt gegeben, und das Ausland fand wieder breitere Berücksichtigung in der Presse.

Eine merkwürdige Erscheinung ist ferner in den älteren Zeiten des deutschen Prefswesens die Vernachlässigung der lokalen Ereignisse[1]. Dieses Phänomen ist wohl auf mehr-

---

[1]) In der Festschrift der „Wiener Zeitung" wird (S. 52) hervorgehoben, dafs in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die aufserordentliche Dürftigkeit der Wiener Rubrik auffällt, ja dafs sie eines der bezeichnendsten Merkmale der ganzen Epoche bildet. Oft ist ein einziger ausländischer Brief umfangreicher als die ganze lokale Rubrik, und man gewinnt beim Durchblättern der Jahrgänge den Eindruck, als ob sich die sporadischen Meldungen über örtliche Vorfälle nur durch einen Zufall in das Blatt verirrt hätten. Wenn man die Zeitung von damals als den getreuen Ausdruck des Neuigkeitsbedürfnisses der Leser auffassen will, müfste man annehmen, dafs sich das Publikum weit mehr für die letzten Nachrichten aus Astrachan und Marokko, für englische Schiffsbewegungen und persische Kriegstaten interessiert hätte als für Diebstähle und Mordtaten, die sich in Wien ereigneten. Ebenso wird in der Jubiläumsschrift der „Schlesischen Zeitung" betont, dafs noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts das eigentliche gesellschaftliche Leben der Provinz sehr wenig Berücksichtigung in der Zeitung findet; die einzige Quelle für die Sittengeschichte der damaligen Zeit, soweit man sie aus der Zeitung herauslesen will, sind Festlichkeiten und Gelegenheitsfeiern, Nachrichten von Konzerten, Theatern und Schaustellungen, daneben die Inserate. In voller Übereinstimmung hiermit heifst es in der Festschrift der „St. Petersburger Zeitung" (S. 54): „Zur Geschichte der Stadt Petersburg liefert die Zeitung aufserordentlich unvollständiges Material. Rücksichten auf die hohe Obrigkeit mögen hierbei vielfach mafsgebend gewesen sein, aber auch diese Erklärung reicht nicht aus, da sich über

fache Art zu erklären. Zunächst scheinen sich die Redakteure auf den Standpunkt des „Minima non curat praetor" gestellt zu haben; dafs einer auf der Strafse überfahren oder dafs seine Wohnung von Dieben erbrochen worden, das mag den Zeitungsmännern von damals nicht als hinlänglich würdiger Gegenstand journalistischer Behandlung erschienen sein. Man erwäge ferner den geringeren Umfang der Städte; lokale Ereignisse wurden viel leichter und rascher, als es jetzt möglich, durch mündlichen Bericht bekannt, und die Zeitungen, die ja nicht zwei- oder dreimal des Tages, sondern in verhältnismäfsig langen Zwischenräumen erschienen, wären in den meisten Fällen den Ereignissen und der allgemeinen Kenntnis der Ereignisse nachgehinkt. An manchen Orten, wie in Wien, befafsten sich übrigens die geschriebenen Zeitungen eifrig mit der lokalen Reportage, und die gedruckten Journale konnten es mit diesen Konkurrenten weder an Fixigkeit, noch, da die geschriebenen Zeitungen sich der Zensur entzogen, an pikanter Behandlung des Stoffes aufnehmen.

Spät auch entwickelt sich in der Tagespresse die ständige und regelmäfsige Pflege der literarischen und Kunstkritik, ja wir werden später sehen, dafs es Zeiten gab, wo die Pflege dieses publizistischen Gebietes geradezu behördlich untersagt war, da man eine Beurteilung künstlerischer Darbietungen in den Journalen als ungebührliche Anmafsung betrachtete. —

Aus alledem ergibt sich, dafs das Stoffgebiet der Presse, wenn auch dessen Kreis und Umfang prinzipiell feststand, doch im Laufe der Zeiten die verschiedensten Wandlungen erfuhr. Neue Materien werden herangezogen, andere müssen zurücktreten, und ebenso ändert sich fortwährend das Ver-

---

sehr viele lokale Begebenheiten melden liefs, die zugleich interessant und völlig unverfänglich waren. Im Jahre 1737 wird der grofse Brand, der die Stadt verwüstete, im Texte gar nicht angezeigt, nur durch Annoncen über gerettete und vermifste Sachen erfährt man von ihm. Die Kenntnis von dem Brande ist einfach vorausgesetzt, denn die erste Annonce beginnt: ‚Von denen dem Feuer entrissenen Sachen . . .'."

hältnis der Intensität und Extensität, in welcher die einzelnen Stoffgebiete behandelt werden[1]).

---

[1]) Es ist ein interessanter Versuch gemacht worden, aus dem Verhältnisse des Rauminhaltes der einzelnen Zeitungsrubriken zueinander weitgehende Schlüsse auf den Charakter der Presse eines ganzen Landes zu ziehen. Henri de Noussanne („Revue Hebdomadaire" 1902, Nr. 27) hat die zwanzig bedeutendsten Tagesblätter von Paris zum Gegenstande einer merkwürdigen Statistik gemacht: er hat untersucht, wieviel Raum jedes einzelne von ihnen und wieviel sie alle im Durchschnitt den einzelnen Materien widmen. Das Ergebnis hat folgende Durchschnittszahlen erbracht:

es sind vertreten		mit Prozent des Rauminhaltes	
innere Politik		7,15	
Nachrichten aus dem Inlande		13,15	
äußere Politik		1,80	
Nachrichten aus dem Auslande		8,35	
wohltätige Werke und Anstalten		2,65	
Wissenschaften		1,80	
Reisen und Entdeckungen		0,80	
„nützliche" Literatur		3,90	
„unnütze" Literatur		9,95	
Künste		4,50	
Theatervorstellungen		6,45	
Sport		3,20	
Tageschronik	Unfälle	2,35	8,80
	Verbrechen	5,45	
	Skandalchronik	1,0	
Reklame und Inserate	verhüllte	3,60	27,50.
	offene	23,90	

Der Verfasser kommt auf Grund dieser Ziffern zu unerfreulichen Ergebnissen. Er findet, daß der den einzelnen Materien zugewiesene Raum in keinem richtigen Verhältnisse steht zu der Bedeutung, welche sie für die nationalen Kulturinteressen haben, daß er auch nicht den Vorstellungen von der erzieherischen Aufgabe der Presse, ja nicht einmal den Anforderungen des einfachsten Geschmackes entspricht. Sieht man von den Reklamen und Inseraten ab und entwirft man auf Grund der erhobenen Ziffern eine Art Rangsklassifizierung der einzelnen Gebiete, so kommen Wissenschaften und äußere Politik nach den Verbrechen, die Reisen und Entdeckungen nach der Skandalchronik, nützliche Literatur nach den Theatern. — Die Statistik Noussannes ist nicht ohne Interesse, soll aber nicht zu falschen Schlüssen verleiten. Vor allem bedenke man, daß das erwähnte Raumverhältnis etwas sehr Schwan-

Nach der Erörterung der Materien, die ins Stoffgebiet der Presse gehören, erhebt sich die Gegenfrage: Was gehört nicht in die Zeitung? Im allgemeinen kann man den Satz formulieren, dafs Dinge rein privater Natur der publizistischen Behandlung entzogen sein sollen. Doch sei nicht geleugnet, dafs die Grenzlinien unsicher, die strittigen Fälle nicht gering an Zahl sind. Im Zweifel wird man sich wohl meist für das Nein zu entscheiden haben. Man pflegt den Grad des sittlichen Ernstes einer Zeitung wesentlich auch darnach zu beurteilen, wie sie sich zu Privatangelegenheiten verhält: eine vorsichtige Zurückhaltung, eine Art keuscher Scheu gegenüber Privatsachen gilt als Zeichen vornehmer Redaktionsführung. Allerdings sind auch hier wesentliche Wandlungen im Laufe der Zeiten sowie auffallende nationale Verschiedenheiten wahrzunehmen. Frühzeitig hatte sich die persönliche Reklamesucht des Mittels der Publizität bemächtigt: im Rom der Kaiserzeit liefsen die Bürger, die einem Tempel irgend eine kleine Spende gewidmet hatten, ihre Freigebigkeit gerne in den Acta diurna preisen; die Lydia Drusilla, des Augustus Gemahlin, und die Agrippina, des Nero Mutter, liefsen in den Acta diurna die Namen der Senatoren veröffentlichen, die zur Ehre zugelassen wurden, die hohen Damen zu grüfsen. In älteren Zeiten des deutschen Prefswesens scheint es an persönlichem Tratsch nicht gefehlt

---

kendes, Zufälliges ist und von der jeweiligen Gestaltung der Dinge abhängt, so dafs sich eine für längere Zeiträume gültige Proportion gar nicht aufstellen liefs. Sodann aber vergifst der Verfasser ein sehr wichtiges Moment: es gibt Dinge, die ihr literarisches Dasein ausschliefslich in der Tagespresse ausleben, wie die Ereignisse der lokalen Chronik; andere wieder, wie Wissenschaften, Literatur, Reisen und Entdeckungen führen ihre Existenz vornehmlich im Buche, und es wäre gar nicht zu wünschen, dafs die Zeitung der alleinige Vermittler zwischen ihnen und dem Lesepublikum wäre. Es geht daher nicht an, ohne weiteres einen Vergleich zu ziehen zwischen den ausschliefslich und den nur nebenher auf die Zeitung angewiesenen Materien des geistigen und gesellschaftlichen Lebens. Mit alledem soll aber nicht bestritten werden, dafs der Klage des Herrn de Nousanne sowohl für die französische als auch für die nicht französische Presse ein gewisses Mafs an Berechtigung zukommt.

zu haben. Heifst es ja im „Betrugslexikon“ des fürstlich sächsischen gemeinschaftlichen Rates und Amtmannes zu Koburg Dr. jur. Georg Paul Hönn aus dem Jahre 1721: „Zeitungsschreiber betriegen . . . 6. Wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen und z. Exempel, dafs dieser oder jener vornehme Herr sich mit der Jagd, Comödien und Opern, Schlittenfahrt und Comödiantinnen divertiret oder an den Fufs Ader gelassen, dergleichen Zeug mehr in einem Torzettel, als in die Zeitung gehört, und was dergleichen unnötige Dinge mehr sind, berichten . . .[1].“ Aber mit der Zeit entwickelt sich bei den Deutschen eine schöne, schamhafte Abneigung gegen ein Übergreifen des Journalismus in die private Sphäre. So hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Publikation der Verschiebungen des Personenstandes durch das Frankfurter Intelligenzblatt anfänglich grofse Aufregung und Opposition hervorgerufen, denn man fühlte sich in seinen Familienangelegenheiten der Öffentlichkeit preisgegeben, und von allen Seiten liefen Proteste gegen die unheimliche Neuerung ein. Der Mann, der im „Hamburgischen Korrespondenten“ 1792 die erste Heiratsannonce veröffentlichte, hielt es für notwendig, diesen Schritt ausdrücklich mit dem Hinweise darauf zu entschuldigen, dafs dergleichen in England schon lange Sitte sei. Bezeichnend ist ja überhaupt das späte Auftreten von Familienanzeigen; in der „Leipziger Zeitung“ erscheint die erste Todesanzeige 1790, die erste Vermählungsanzeige 1794, Geburtsanzeige 1797, Verlobungsanzeige 1816. Heute ist diese Scheu überwunden, die Anzeige freudiger und trauriger Familienereignisse, dafern sie von der Partei selbst ausgeht oder im redaktionellen Wirkungskreise in würdiger Form geschieht, wird nicht mehr als anstöfsig empfunden, ja man bedient sich mit steigender Vorliebe dieser Publikationsform gegenüber der lästigen und beschwerlichen Versendung von Partes an die einzelnen Adressen.

---

[1]) Salomon I. Bd., S. 114.

Neben solchen historischen Wandlungen zeigen sich, wie bereits bemerkt, auffallende Verschiedenheiten von Land zu Land. Der Deutsche scheint im allgemeinen das gröfste Mafs zartfühlender Zurückhaltung zu besitzen. Schon jenseits der Vogesengrenze ist die Scheu vor der Publizität eine geringere. Dem deutschen Leser französischer Blätter fällt auf, dafs fast jede Soirée in einem ansehnlichen Pariser Hause von der dortigen Presse verzeichnet wird; viele deutsche Hausfrauen würden solche Berichte über ihre geselligen Veranstaltungen als lästigen Eingriff empfinden. Den Gipfelpunkt der Schonungslosigkeit in der Behandlung von Familienangelegenheiten erreicht wohl die amerikanische Presse. Als die Verlobung von Mifs Consuelo Vanderbilt mit dem Herzog von Marlborough angekündigt wurde, konnte man in amerikanischen Blättern eine sehr eingehende, ganz in der Form eines polizeilichen Steckbriefes gehaltene Personbeschreibung der Braut lesen:

Alter: 18 Jahre;
Höhe: 5 Fufs 5 Zoll;
Gewicht: 116½ Pfund;
Handschuhnummer: 5¾;
Fähigkeiten: Musik, Malerei, Sprachen;
Hauptfertigkeit: keine;
Mitgift: 10 Millionen Dollars;
zu erwartendes Vermögen: 5 Millionen Dollars;
Lieblingsblume: die Rose etc.

Ein solches Herumwühlen im Persönlichen widerspricht so sehr unseren Anschauungen über publizistischen Anstand, dafs es uns völlig grotesk erscheint. Das starke Übergreifen in die persönliche Sphäre ist übrigens ein Kennzeichen nicht nur der amerikanischen, sondern auch eines Teiles der englischen Presse. Auch dort wird vielfach ein geradezu kindischer Personenkultus getrieben, dem man hierzulande kaum in Blättern letzten Ranges begegnet. Ohne besonderen unmittelbaren Anlafs, sondern als eine regelmäfsige und ständige Rubrik des Blattes werden dort die körperlichen und geistigen Qualitäten von Mitgliedern der guten Gesell-

schaft des langen und breiten auseinandergesetzt, man erörtert die Meisterschaft des jungen Lord X. im Tennisspiel oder im Hindernisrennen, man prüft seine Chancen in der politischen Carriere, man erzählt, wieviel Bälle Lady Y. im Laufe der Saison noch zu besuchen gedenkt, man erwägt die Heiratsaussichten des Earl Z. und die Höhe der Mitgift, die er bei sorgfältiger Abwägung aller Umstände zu beanspruchen berechtigt ist u. dgl. Ein Blatt, das solche Dinge brächte, hätte in Deutschland und Österreich seinen Ruf als ernstes Prefsorgan verwirkt.

Eine absolut sichere und völlig ausreichende Richtschnur für die Entscheidung der Frage, wann und wie private Angelegenheiten in die publizistische Behandlung einbezogen werden dürfen, gibt es nicht, und vieles kann hier nur dem Taktgefühle der ehrenwerten Redaktionen überlassen werden. Eine vollkommene Zurückhaltung können selbst tadellose Blätter nicht üben, denn bei jeder signifikanten Persönlichkeit nimmt das Publikum lebendigen Anteil auch an den rein persönlichen Schicksalen und privaten Angelegenheiten. Aber auch in diesen Fällen wird eine taktvolle Redaktion die Grenze zu finden wissen zwischen pflichtschuldiger Erfüllung des Nachrichtendienstes und tratschsüchtiger Ausbeutung des Privatlebens zu Zwecken der Sensation. Viel wurde und wird gesündigt mit der Jagd nach den Dessous-Geheimnissen von Gröfsen der Bühne; das ernst denkende Publikum wird mit Dingen behelligt, deren Mitteilung es als Verletzung empfindet, und unter den darstellenden Künstlern selbst gibt es genug Leute von Geschmack und Anstandsgefühl, welchen diese Art der Reklame als Ungebühr, ja als Schimpf erscheint. Die ernste deutsche Presse hat in ihren Reihen mit diesem Unfuge gründlich aufgeräumt und man kann nur hoffen, dafs das erzieherische Beispiel auch auf die anderen bessernd wirke. Es gibt aber Fälle genug, wo ein ungebührlicher Eingriff in die private Sphäre nicht blofs das Taktgefühl des Lesers und die Empfindlichkeit der Betroffenen, sondern weit ernstere Interessen zu berühren vermag. Soweit sich die Blätter in ihren

Nachrichten und Urteilen mit öffentlichen Dingen befassen, üben sie bei weiten nicht dieselbe starke, ja geradezu fulminante Wirkung wie auf dem Gebiete des Privatlebens, schon darum nicht, weil die Darbietungen des einen Blattes in denen des anderen die notwendige Korrektur finden. In Mitteilungen privater Natur jedoch wirkt jede Zeile, jedes Wort mit ungeahnter Kraft, und darum wird der gewissenhafte Zeitungsmann nicht nur die objektive Wahrheit jeder solchen Nachricht, sondern auch den Umstand zu prüfen haben, ob für die Mitteilung gewichtige Gründe vorliegen. Das österreichische Strafgesetzbuch (§ 489) bedroht denjenigen mit Strafe, der in Druckwerken, verbreiteten Schriften oder bildlichen Darstellungen wider jemanden „ehrenrührige, wenn auch wahre“ Tatsachen des Privat- oder Familienlebens bekannt macht. Die Presse aber mufs noch weiter gehen. Es gibt auch Fakten, die nicht eigentlich ehrenrührig sind, deren Bekanntmachung aber dem Betroffenen oder seiner Familie Verlegenheiten, Ungemach, selbst Schande zu bereiten vermag. Man denke nur an die Tatsache eines Selbstmordversuches, deren Bekanntwerden oft peinliche Vermutungen und Nachforschungen nach den Ursachen der Tat anregt. Es ist darum als Zeichen eines geläuterten Verantwortlichkeitsgefühls zu begrüfsen, dafs zahlreiche Blätter die Praxis üben, solche Fälle entweder gar nicht oder nur unter Anführung des Anfangsbuchstabens des Namens bekanntzugeben, aufser wenn die Persönlichkeit eine so markante oder der Fall ein so aufregender ist, dafs der Name selbst ohne Hinzutun der Presse durch mündlichen Ruf sich verbreitet hat. Das gleiche Verantwortlichkeitsgefühl sollte einem in jüngerer Zeit wiederholt vorgefallenen Mifsgriff steuern: mehrfach wurde nach dem Ableben begüterter Persönlichkeiten das Testament veröffentlicht, wobei delikate Punkte, wie Enterbungen und deren Begründung, kurz peinliche Familiengeheimnisse, ohne ersichtliche Notwendigkeit vor die Öffentlichkeit geschleppt wurden.

Eine Kasuistik aller Fälle zu entwickeln, in denen die Presse private Vorkommnisse behandeln darf oder es nicht

darf, ist ebenso unmöglich wie die Aufstellung absoluter Sätze. Das lebendige Leben ist zu reich an Gestaltungen, als dafs es sich in fixen Normen erschöpfen liefse. Der Richter empfindet häufig genug in seiner Praxis die Unfähigkeit des Gesetzgebers, alle Einzelfälle des Lebens vorherzusehen und im Gesetze vorzusehen [1]; um wie viel schwieriger ist es, zwingende abstrakte Normen dort aufzustellen, wo die feinen und zarten Motive der Sitte, des Taktes, der Delikatesse walten sollen. Hier mufs jedermanns Gewissen sein eigener Gesetzgeber sein: das grofse Richteramt aber hat das Publikum zu üben, und seine Pflicht ist es, durch freiwilligen Verzicht auf überflüssigen Tratsch den Zeitungen die Erfüllung ihrer sittlichen Aufgabe zu erleichtern.

2. Gliederung des Stoffes.

Die Gliederung des Stoffes der Zeitung hat nach zweierlei Gesichtspunkten zu geschehen: nach dem inneren Merkmale der Funktion, welcher die einzelnen Teile des Blattes dienen, sodann nach der äufseren, sinnfälligen Anordnung, nach Rubriken. Fassen wir zunächst die erstere, weitaus wichtigere Einteilung ins Auge.

a) Die innere Gliederung des Stoffes.

Es wurde bereits erwähnt, dafs die moderne Zeitung, im besonderen die Tagespresse, wesentlich drei Funktionen erfüllt:

1. die referierende, die Funktion der Nachrichtenvermittlung,
2. die räsonierende und propagandistische (Kritik, Meinung und Urteil), endlich
3. die Funktion der Publizitätsvermittlung (Inserate, Annoncen).

Als Nebengruppe ist der rein schöngeistige Inhalt des Blattes zu betrachten.

---

[1]) Siehe die schöne Abhandlung von Dr. Emil Steinbach „Treu und Glauben im Recht der Schuldverhältnisse“ im Februarhefte 1903 des Berliner „Juristischen Literaturblattes“.

Erster Abschnitt.
Referierender Teil.

Die oberste Aufgabe der Presse und der Tagespresse im besonderen ist die Mitteilung und Darstellung belangreicher Ereignisse und Zustände aus der Gegenwart, also die Berichterstattung über relevante und aktuelle Tatsachen. Es ist dies nicht nur ihre erste, d. h. ihre oberste und wichtigste Funktion, es ist auch zeitlich ihre erste, nämlich ihre früheste Aufgabe.

Tief eingesenkt in die menschliche Natur ist der Trieb, Neuigkeiten zu erfahren. Diese Gier nach Neuem, die Neugier, mufs sich einstellen, sobald eine bescheidene Stufe geistiger Entwicklung und ein gewisser Grad der gesellschaftlichen Organisation sowie der Konzentration erreicht ist. Nur der völlig isolierte vorgeschichtliche Mensch konnte bar sein jeglicher Neugier; in dem Augenblicke, da der Mensch anfängt, sich als das aristotelische „Zoon politikon“ zu fühlen und zu betätigen, mufs in ihm der Wunsch erwachen, über Zustände, Taten und Schicksale der mit ihm zu einer Gemeinschaft vereinigten Mitmenschen Kunde zu erhalten. Wichtig für die Entstehung dieses Bedürfnisses ist aber nicht nur das Erreichen einer gewissen Kulturstufe, sondern auch die Konzentration der menschlichen Wohnsitze, ihre Massierung in einem engeren Raume. Noch heute sehen wir, dafs Leute mit völlig isoliertem Wohnsitze, selbst wenn sie in behäbigen Verhältnissen leben und einen ansehnlichen Grad der Bildung erlangt haben, jene Neugierde nicht kennen; die Besitzer einsamer Bauernhöfe, gewisse Männer der Intelligenz, die in entlegene Gebirgsstationen verschlagen sind, gewöhnen sich sehr leicht das Interesse für Zeitereignisse ab. „Verbauern“ heifst ja nicht nur rustikale Sitten annehmen, sondern es heifst, sich in die begrenzten lokalen Interessen einspinnen, sich aus dem lebendigen Zusammenhange mit dem Leben der Gesamtheit ausschalten. Doch regelmäfsig ist die fortschreitende Kultur mit einem Aneinanderrücken der menschlichen Wohn-

sitze, mit der Bildung gröfserer kompakter Siedlungsmassen verbunden, und damit ist die Voraussetzung für das Entstehen unserer Neugier erfüllt. Der homerische Odysseus, der vielgewandte, der „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat," zeigt uns, wie man schon in fernen Zeiten das Ideal des weltkundigen und vielerfahrenen Mannes hochgehalten hat. Es mufs auch schon in einer weitentlegenen Vergangenheit gewisse Veranstaltungen gegeben haben, deren Zweck es war, dem Neuigkeitsbedürfnisse der Menschen zu entsprechen. Bei den alten Babyloniern waren, nach Josephus, Geschichtschreiber damit beauftragt, Tag für Tag die öffentlichen Ereignisse zu verzeichnen, damit die Bürger sich dort Kunde holen könnten; hier hat man ein uraltes Vorbild offizieller Nachrichtenagenturen. Diese Aufzeichnungen sollen die wichtigste Quelle der drei Bücher babylonisch-chaldäischer Geschichten (Chaldaika) gewesen sein, die den Belpriester Berossus, einen Zeitgenossen Alexanders des Grofsen, zum Verfasser hatten und Jahrhunderte lang als die kostbarste Fundgrube der Kenntnisse über das alte Babylon geschätzt waren. Die Agora der Griechen mag keine unwesentliche Rolle als Nachrichtenzentrum gespielt haben. Bei den Römern begegnet man bereits offiziellen Anstalten, die der Nachrichtenvermittlung dienen. Der Oberpontifex besorgte bis ins Jahr 120 v. Chr. die Aufzeichnung der wichtigsten Begebenheiten des Jahres, woraus die Annales Maximi oder Annales Pontificum hervorgingen. Unter Cäsar tat man einen Schritt weiter: die Acta diurna waren bereits offizielle Tagesberichte, worin man auch das für die öffentliche Mitteilung geeignete aus den Senatsverhandlungen (acta senatus) aufnahm und die nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen eine sehr beliebte Lektüre der Römer bildeten. Tavernier[1]) erzählt, dafs die Gallier fremde Reisende gewaltsam anhielten, um von ihnen Neuigkeiten zu erfahren. Der Nachrichtenhunger der Leute suchte und fand dann immer neue Hilfsmittel. Alle, die durch ihren Beruf zur Wanderschaft gezwungen waren,

[1]) „Du journalisme". Paris 1902, S. VI—XV.

wurden als lebende Nachrichtenboten benützt; die Söldner, die in den Krieg oder aus dem Kriege zogen, mufsten mit ihren Erzählungen herhalten; die Pilger, die aus dem Orient heimkehrten, wurden in ihren Unterkunftshäusern mit Fragen bestürmt; die Troubadours und Trouvères, die Jahrmarktsgaukler und Spielleute wurden ausgefragt. Die Lehrer und die Studenten der Hochschulen, die aus vieler Herren Ländern zusammenströmten, waren gleichfalls Träger und Verbreiter von Neuigkeiten, vor allem aber die Universitätskuriere, welche die Studenten zur Stadt brachten und sie nach Abschlufs der Studien wieder heimwärts geleiteten. Diese Universitätskuriere scheinen die Nachrichtenvermittlung bereits ganz gewerbsmäfsig betrieben zu haben, denn in den Jahren 1576 und 1582 erflossen eigene Ordonnanzen, wonach die Boten der Landgerichte und der Amtsgerichte (sénéchaussées und bailliages), welche die Prozefsakten zum Appellgerichte (Parlement) brachten, ausdrücklich die Erlaubnis erhielten, gleich den Universätsboten und in Konkurrenz mit ihnen öffentliche Nachrichten zu vermitteln. Unter Ludwig XIV. gab es an den verschiedenen Brücken in Paris bereits Informationsbureaus, die ihre Nachrichten auf alle möglichen Arten sammelten: sie empfingen von Freunden und Verwandten Briefe mit Neuigkeiten, unterhielten Beziehungen mit dem Schreiber des Ministers und mit dem Kammerdiener eines Botschafters, auch liefs man sich von holländischen Bankiers Briefe schreiben und war dadurch manchmal rascher unterrichtet als Hof und Regierung. Eine so feste Grundlage hatte bereits das Gewerbe der Nachrichtenkrämer, dafs man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts allen Ernstes an eine Organisation dieser „Nouvellistes" schritt, wobei sich ganz merkwürdige Etikettefragen über den Vorsitz in der Versammlung und ähnliches ergaben: selbst die Barbiere eilten herbei und forderten für sich die bevorzugte Rolle in der künftigen Organisation der Nachrichtenhändler und zwar mit der Begründung, weil in ihren Läden die merkwürdigsten Neuigkeiten „erst den endgültigen feinen Schliff erhielten, bevor sie ins Publikum

kämen und weil sie, die Herren Barbiere, den Kunden während des Einseifens und Rasierens auch bemerkenswerte Kommentare zu den Nachrichten lieferten". —

Dieses Bedürfnis nach der Mitteilung aktueller Tatsachen also war Quelle und Ursprung des Zeitungswesens. Der Journalismus verdankt sein Entstehen und sein Emporkommen dem Verlangen des Publikums nach Tatsachenmitteilung, nicht nach Kritik — nach dem Objektiven, nicht nach dem Subjektiven in der Zeitung. Will man die erwähnten Acta diurna als Vorläufer des Zeitungswesens auffassen, so findet man schon dort den Beleg: sie sind durchwegs referierenden Inhaltes, bringen Berichte über Senatsverhandlungen, Leichenbegängnisse, Brände, Hinrichtungen, Steinfälle, Konkurse, Fälle von aufserordentlicher Langlebigkeit, über mehrfache Geburten, Beamtenernennungen, öffentliche Spiele etc. Die „Relationen", die „fliegenden Blätter", die „Avvisi", die im 15. Jahrhundert durch Postmeister versendet werden, enthalten gleichfalls nur Tatsachenmaterial. Ebenso beginnt in den romanischen Ländern der Journalismus mit dem Tatsachenbericht. In Spanien beschränken sich anfänglich die politischen Blätter auf einzelne von Zeit zu Zeit erscheinende Nachrichten „Relaciones" von besonders wichtigen Ereignissen, welche nicht selten die Form von Romanzen annehmen, die von Blinden an den Strafsenecken ausgerufen werden (Romances de ciegos); auch in Portugal werden die in fliegenden Blättern (Papieis noticiosos und folhas volantes) verbreiteten Nachrichten auf den Strafsen von blinden Verkäufern feilgeboten, die eine privilegierte Korporation bilden. Wo immer wir hinblicken, finden wir den Ursprung des Zeitungswesens im Tatsachenbericht. Sehen wir nach dem fernsten Osten, nach Japan: „An gewissen Tagen fanden sich in den Strafsen der Hauptstadt frühmorgens schlecht gekleidete Individuen ein, die auf hölzernen Kastagnetten einen widerlichen Lärm erzeugten oder Bambusstäbe heftig aneinander schlugen. Dazu das Geschrei ‚Yomi-uri, der Yomi-uri, der öffentliche Ausrufer!' Sofort blieben alle Vorübergehenden stehen, die Weiber

öffneten leise die Shoji (papierenen Verschläge) ihrer Wohnung und die Vorlesung begann. Der Gegenstand derselben war ziemlich gleichförmig, irgend ein schrecklicher Mord, ein kühner Diebstahl, der Doppelselbstmord eines Liebespaares in Yoshiwara u. dgl. War die Vorlesung beendet, dann sammelte der Yomi-uri die ihm zugeworfenen Münzen ein und reihte sie an einem Faden auf[1]."

Zwar bemächtigte sich bald auch die Tendenz des unvergleichlichen propagandistischen Mittels, das im Journalismus gegeben ist. Aber immer und immer wieder sehen wir das Bestreben, zur reinen, tendenzlosen Berichterstattung zurückzukehren, und eine scharfe Gegnerschaft gegen das subjektivistische Moment. 1695 heifst es in der „Zeitungslust" des „Spaten" (Kaspar v. Stieler): „Ob auch schon ebensowohl in der Historie als denen Zeitungen getadelt wird, ein Urtheil über die vorgehende Sache zu fällen, so ist doch solches mehr in diesen als jenen verwerflich. Denn man lieset die Zeitungen darümb nicht, dafs man daraus gelehrt und in Beurtheilung der Sachen geschickt werden, sondern dafs man allein wissen wolle, was hier und dar begiebet. Derowegen die Zeitungsschreiber, mit ihrem unzeitlichen Richten zu erkennen geben, das sie nicht viel Neues zu berichten haben, sondern blos das Blat zu erfüllen, einen Senf darüber hermachen, welcher zu nichts anders dienet, als dafs man die Naseweisheit derselben verlachet, und gleichsam mit Füfsen tritt, weil sie aus ihrer Sphäre sich verirren, wo sie nicht anders als straucheln und versincken können!" — La Bruyère, der feine Lebensphilosoph (1645—1696), wies die räsonierenden „Nouvellistes" kräftig in die Schranken: Man wünsche von ihnen nichts anderes zu erfahren, als dafs dieses oder jenes Buch erschienen ist — den Namen des Verlegers — die Ausstattung — die Art des Druckes — den Preis; eine Torheit sei es aber, wenn sie auch noch eine Kritik liefern wollten ... Aus dem gleichen Geiste heraus versprach der Herausgeber des ersten täglich

[1]) J. Tébla, „Le Journalisme japonais", La Revue 1901, Nr. 4.

erscheinenden Blattes in England, „Daily courant“ (1702), er werde sich auf die Wiedergabe der auswärtigen Nachrichten ohne jeglichen Kommentar beschränken, da er von der Voraussetzung ausgehe, dafs „andere Leute Verstand genug hätten, sich selbst einen zu machen“. — Dieselbe Zusage findet sich in der ersten Nummer des „Wiener Diariums“ (8. August 1703), der späteren „Wiener Zeitung“. Sie verhiefs, dafs „jederzeit ein kurtzer Bericht und Extrakt, als ein Kern derer hin und wider in der Welt merkwürdigsten | wahrhafftigsten | und allerneuesten | so schrifftlich als gedruckter allhier einlaufender Begebenheiten | ohne einigen Oratorischen und Poetischen Schminck | auch Vorurtheil | sondern der blossen Wahrheit derer einkommenden Berichten gemäfs | Wochentlich zwey mahl | als Mittewochs und Sambstags | ordentlich vorgestellt werden . . . solle“. Die Geschichte desselben Blattes liefert noch viele beachtenswerte Belege dieser bis in späte Zeiten festgehaltenen prinzipiellen Auffassung vom Berufe der Zeitung. So führt der leitende Redakteur der „Wiener Zeitung“, Konrad Bartsch, (1795) in einem Schreiben an die vorgesetzte Behörde, worin er sich wegen Aufnahme eines mifsliebig bemerkten und der Regierung unbequemen Artikels rechtfertigt, u. a. folgendes aus: „Dem Verfasser der ‚Wiener Zeitung‘ als solchem liegt es als die erste Pflicht ob, die Weltbegebenheiten getreu, vollständig und frühzeitig dem Publikum vorzulegen. Das ist die einzige Bestimmung der Zeitungen, und nur, was vorgeht, zu erfahren, werden sie gelesen... Der Verfasser der ‚Wiener Zeitung‘ wünscht aus patriotischem Herzen, dafs er dieselbe stets nur mit sehr günstigen und erfreulichen Nachrichten zu erfüllen hätte, aber als Geschichtschreiber ist es seine Pflicht, auch wenn die Nachrichten unvorteilhaft lauten und sein Herz dabei leidet, sie im Zusammenhange anzuführen, und es wäre schmerzlich, wenn das Gehässige und Unangenehme, das in den Ereignungen und den Sachen liegt, auf ihn, der sie blofs erzählt, zurückfiele. Oft sucht er zwar die üblen Eindrücke, die irgend eine Nachricht auf

den gemeinen Haufen der Leser machen könnte, durch beigesetzte Betrachtungen zu schwächen; aber das kann nicht allzuoft geschehen, weil eine Zeitung doch eigentlich nur bestimmt ist, durch Tatsachen zu sprechen, und die daraus sich ergebenden Betrachtungen dem Leser überlassen mufs, die ‚Wiener Zeitung' insbesondere aber, als eine autorisierte und sogenannte Hofzeitung, immer einen ernsten, hohen Ton beibehalten soll und nicht zu polemischen Zänkereien oder gar zu Persiflage sich herabstimmen darf [1]."

In der älteren „St. Petersburger Zeitung" wurde ausdrücklich die Abneigung gegen alles Räsonieren und Urteilen hervorgehoben; „solches ist," so versicherte die Redaktion, „unserem Endzweck zuwider, als welcher lediglich dahingehet, die öffentlichen Zeitungen unseren Lesern desto verständlicher zu machen". In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" konnte man die längste Zeit einen bewufsten Gegensatz gegen den Subjektivismus in der Presse wahrnehmen: „Die Weltereignisse in leidenschaftsloser, wohlunterrichteter und kongenialer Berichterstattung zu begleiten, Weltgeschichte des Tages in zuverlässigen Urkunden und Regesten niederzuschreiben, das Amt des Chors in der griechischen Tragödie für die Gegenwart zu versehen, das war die Aufgabe, die J. Fr. Cotta bei ihrer Gründung der ‚Allgemeinen Zeitung' gestellt hatte und die Stegmann ihm erfüllt hat . . . Nichts war diesem Manne verhafster und peinlicher, als die öde Kannegiefserei und jeder leere Wortprunk [2]."

Es ist überflüssig, zu sagen, dafs die Abneigung gegen das Raisonnement in der Presse einem sehr wohlwollenden Verständnisse bei den Behörden und der Staatsgewalt begegnete, und dafs diese letztere ihrerseits es an Mahnungen nicht fehlen liefs, um die Zeitungen auf die Funktion des

---

[1]) „Zur Geschichte der kaiserlichen Wiener Zeitung". Wien 1903, S. 93 u. 94, in dem Beitrage von Dr. Eugen Guglia über die „Wiener Zeitung" im Zeitalter der Revolution und Napoleons.

[2]) Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung. München 1898, S. 91.

Tatsachenberichtes einzuschränken. „Eine Zeitung soll erzählen, nicht räsonieren," schrieb der Vertreter Metternichs, Hofrat v. Hudelist; „welche Schlufsfolgerung im Leser zu erzeugen heilsam ist, darf nicht der Beurteilung des Redakteurs überlassen bleiben, die Regierung allein ist dies imstande, dem Redakteur sind dergleichen Erläuterungen und Zusammenstellungen nur gestattet, wenn er von der Regierung einen Fingerzeig erhält[1])." In einer amtlichen Instruktion für die „St. Petersburger Zeitung" wurde 1748 ausdrücklich festgesetzt, dafs man sich beim Schreiben „jeglichen Klügelns und Räsonierens zu enthalten" habe. Die Kölner Stadtbehörde erteilte unter dem 16. Juli 1794 den Zeitungsschreibern einen Verweis, worin es hiefs: „Da ein hochweiser Rat aus hiesigen Zeitungsblättern mifsfällig ersehen, dafs dieselben, unerachtet mehrmaliger obrigkeitlicher Warnungen, über die Grenzen der einem Zeitungsschreiber blofs zustehenden Geschichtserzählung mit allerlei unpassenden und anzüglichen Zusätzen, Vernünfteleien und Ausschweifungen hinausgehen, hochgeachteter Rat aber solches nicht zugeben kann, als werden sämtliche hiesige Zeitungsschreiber sich dessen gänzlich zu enthalten hiemit ernstlich mit der ferneren Warnung erinnert, dafs im Betretungsfalle gegen dieselben mit willkürlichen Strafen und nach Befund mittelst zu bewirkender Einziehung ihrer Privilegien verfahren werden soll[2])." Prüft man freilich die konkreten Umstände, unter welchen dieser Ukas erlassen wurde, so findet man, dafs es sich um ein sehr nüchternes politisches Augenblicksbedürfnis der Kölner Behörde handelt, das, wie es oft geschieht, in den Mantel eines wie für Ewigkeiten berechneten prinzipiellen Ausspruches gehüllt wurde.

Bis in die neueste Zeit herauf begegnen wir Versuchen, zur ausschliefslichen Erfüllung jener ursprünglichsten Aufgabe des Zeitungswesens zurückzukehren. Fast jede grofse

---

[1]) „Zur Geschichte der kaiserlichen Wiener Zeitung" S. 116.
[2]) Salomon Bd. II, S. 12.

Stadt besitzt heute ein oder mehrere „unpolitische“ Journale, die nachdrücklich versprechen, jeder politischen Tendenz aus dem Wege zu gehen und sich auf wahrheitsgetreue Berichterstattung zu beschränken. Wenn solche parteilose Nachrichtenblätter mancherorts zu den beliebten und gut rentierenden Zeitungsunternehmen gehören, so ist dies ein Beleg dafür, dafs sie einer ausgesprochenen Neigung des Lesepublikums entgegenkommen; es äufsert sich darin eine Reaktion gegen das Überwuchern des Subjektivismus in der modernen Tagespresse, gegen das Allzuviel an Kritik, Tendenz und Beeinflussung des Lesers.

Auch einer der phantastischen Baumeister des Zukunftsstaates will keine andere als eine blofs referierende Presse gelten lassen. In dem idealen Staatswesen, das Etienne Cabet in seinem Werke „Voyage en Icarie“ (1840) schildert, sind die Redakteure öffentliche Funktionäre, die von ihren Mitbürgern gewählt werden; sie dürfen in ihren Blättern nur Tatsachen mitteilen, aber nicht räsonieren, weil der Journalist ebenso gut wie jeder andere Bürger seine Anschauungen in der Volksversammlung aussprechen kann. Es gibt dort nur eine einzige grofse Zeitung, die „Nationalzeitung“, im übrigen nur Provinzial- und Kommunalblätter, die, sämtlich offiziell, nichts als Tatsachen, Verordnungen, Statistik und dergleichen enthalten; denn die Prefsfreiheit sei nur da notwendig, wo eine schlechte Verfassung unendliche Mifsbräuche begünstigt, nicht aber im Lande der Freiheit[1]). —

Für die oberste Aufgabe der Presse, die der Tatsachenvermittlung, gibt es zwei in der Natur der Sache gelegene und aus dem Wesen der Zeitung sich ergebende Maximen: Raschheit und Verläfslichkeit. Das Gebot der Raschheit folgt unmittelbar aus der Definition der Zeitung, nämlich aus dem Begriffsmerkmal der Aktualität. Je mehr die Berichterstattung diesem Momente der Aktualität Rech-

---

[1]) Siehe Kleinwächter, „Die Staatsromane“. Wien 1891; und „Schlaraffia politica“ von einem Anonymus. Leipzig 1892.

nung trägt, je mehr sie der unmittelbarsten Gegenwart gerecht wird, desto mehr entspricht sie dem Wesen der Zeitung und dem Bedürfnisse des Publikums. Eines der älteren deutschen Blätter, das im Anfange des 18. Jahrhunderts zu Erfurt erschien, durfte noch den absonderlichen Titel führen: „Der hinten und forne wohlgebuckelte hinckende Staatsbote.“ Heute darf eine Zeitung alles eher sein, als ein hinkender Bote; die „Zeitung von gestern“ ist tot, mit der Aktualität hat sie jeden Reiz für den Leser verloren.

Die Aktualität des Blattes hängt von zwei Umständen ab: erstens, dafs die redaktionellen Organe möglichst schnell zur Kenntnis der Tatsachen gelangen (Raschheit des Erfahrens) und zweitens, dafs sie den Bericht über das Erfahrene möglichst schnell dem Blatte zugehn lassen (Raschheit des Berichtens).

Das erste Moment (Raschheit des Erfahrens) spielt bei jenen Ereignissen und Vorgängen, die allgemein zugänglich sind, wie Parlaments- und Gerichtsverhandlungen, Theatervorstellungen, Festlichkeiten, offiziellen Veranstaltungen und dgl., keine Rolle; wer Zeit und Lust hat, kann zur Kenntnis dieser Tatsachen gelangen und ist in der Lage, darüber zu berichten. Hier wird die Eigenart und das Talent des Journalisten sich nicht so sehr im Tatsächlichen als vielmehr in der Formgebung, in der Behandlung des Stoffes zu betätigen haben. Das Recherchieren, das Erfahren, Erforschen und Aufspüren von Tatsachen kommt nur bei solchen Vorgängen in Betracht, die sich nicht öffentlich abspielen. Hier ist das Gebiet, auf welchem der Mann der Information sich betätigt. Aus Amerika ist uns eine spezielle Form des Informationsdienstes gekommen: das Interview. Früher, sagt mit einer feinen Unterscheidung Eugène Dubief, ein ehemaliger Funktionär des französischen Prefsbureau, „früher ging der Journalist in die Gesellschaft, hörte, was zu hören war, nahm Eindrücke und Mitteilungen auf; heute interviewt er. Interviewen, das ist ein transitives Verbum, d. h., der Journalist ist jetzt der aktive Teil. Er wartet nicht, bis er zufällig etwas hört, nein, er geht zu den hervorragenden

Persönlichkeiten, ob sie wollen oder nicht, legt ihnen Fragen vor und heischt Antwort." . . . . Geht man der Sache auf den Grund, so dient das Interview einer an sich berechtigten und vernünftigen Absicht: die Zeitung soll nicht ausschliefslich das Erzeugnis ihrer Angestellten, soll nicht lediglich das Produkt der Berufsjournalisten sein, sondern es sollen auch markante Persönlichkeiten aufserhalb des journalistischen Berufskreises zur Mitwirkung herangezogen werden. Das Bild des Tages, das in der Zeitung geliefert wird, soll belebter und farbenreicher werden, indem es die persönlichen Züge hervorragender Zeitgenossen empfängt. Allein das Interview leidet an einem Übel, das in der Natur dieser journalistischen Praxis liegt: die Äufserungen der Befragten gehen durch ein fremdes Medium, durch die Auffassung des Interviewers hindurch, empfangen dessen persönliche Formgebung und werden sonach dem Publikum nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit vorgesetzt. Dem Leser wäre es zweifellos erwünschter, wenn die vortreffliche Absicht, bedeutende Männer und Frauen der Zeit in dem Blatte zu Wort kommen zu lassen, auf direktem Wege verwirklicht würde, indem diese Zeitgenossen selbst zur Feder greifen. Konkret gesprochen: wenn es sich etwa um die Beurteilung von Konkurrenzentwürfen für einen neuen Monumentalbau handelt, zieht das Publikum gewifs vor, den Originalartikel eines bedeutenden Fachmannes über die Konkurrenzentwürfe zu lesen, als ein Interview mit diesem Fachmann, worin dessen Ansichten unmöglich in der vollen Frische, Ursprünglichkeit und Korrektheit wiedergegeben werden können. Dazu kommt übrigens noch, dafs das Interview nicht immer ohne Opfer an Selbstgefühl auf Seite des Ausfragenden möglich ist, so dafs diese Form journalistischer Betätigung nicht gerade zur Kräftigung des Standesbewufstseins beiträgt. Es ist bezeichnend, dafs das Interview aus Amerika stammt, dem Lande, wo der Typus der Geschäftspresse die reinste Ausprägung erfahren hat und der Mitarbeiter am wenigsten die Würde der selbständigen schriftstellerischen Individualität geniefst. —

Die gemeldete Tatsache soll weiter nicht blofs aktuell, sie soll auch relevant sein, sie soll aus irgend einem ernsten Gesichtspunkte auf das Interesse des Lesers rechnen können. Dafs diese Grundregel einer gesunden und vernünftigen Berichterstattung nicht immer strenge eingehalten wird, ist eine allgemeine Klage. Nur zu oft werden bedeutungslose Informationen geboten, die den Leser durch pomphafte Einleitungen anlocken, sich bei näherem Besehen als wertlos erweisen und in dem ernsten Teile des Publikums nichts hinterlassen als das Gefühl, um kostbare Zeit gebracht zu sein. Dieses Vollstopfen der Blätter mit minderwertigem, aber behaglich breit getretenen Informationsmaterial ist eine der Ursachen, dafs in manchem feineren Geiste eine bis zu Hafs und Verachtung gesteigerte Abneigung gegen Journallektüre sich entwickelt hat. Schon Goethe meinte („Sprüche in Prosa," Maximen und Reflexionen, siebenter Absatz): „Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt." Eduard v. Hartmann[1]) spricht sogar von einem „Zeitdiebstahl, den die Presse an der Menschheit begehe, der proportionell dem Umfange der Blätter wachse und nachgerade bereits in bedenklicher Weise das Bildungsniveau der gebildeten Klassen herabzudrücken drohe, ohne das der niederen Klassen entsprechend zu heben." Das ist eine Übertreibung, allein der Umstand, dafs solche Anschauungen in weiten Kreisen der Intellektuellen verbreitet sind, gibt zu denken, und sollte von der Journalistik beachtet werden[2]).

Die rasche Übermittlung des erforschten und erfahrenen Tatsachenmaterials an die Redaktion ist eine Frage der technischen Vollendung des Berichterstattungsdienstes und hängt wesentlich von den finanziellen Mitteln des Unternehmens ab. Die moderne Presse hat sämtliche technischen

---

[1]) „Das Judentum in Gegenwart und Zukunft." 2. Auflage 1885, S. 177.

[2]) Näheres im III. Teil, 1. Kapitel: „Die Presse und das geistige Leben".

Behelfe in den Dienst ihrer Berichterstattung gestellt: Eisenbahn, Fahrrad, Automobil, Stenographie, Telephonie und Telegraphie, letztere mit und ohne Draht. Neuestens hat ein New-Yorker Blatt sich bereits das Marconi-System der drahtlosen Telegraphie zu nutze gemacht, und schon gibt es auf den grofsen Amerika-Dampfern Schiffszeitungen, die Tag für Tag drahtlose Depeschen veröffentlichen — ein Schrecken für ruhebedürftige Reisende, denen das einzige zeitungslose Asyl geraubt wird. Die Zeit ist nicht fern, wo nur mehr tollkühne Entdeckungsreisende in den Schrecknissen Tibets, in den Eismassen des Polarmeeres, in den mephitischen Dünsten des innersten Afrika vor der Berührung mit der Zeitung gesichert sein werden — bis auf weiteres . . .

Es wäre jedoch eine irrige Annahme, wollte man glauben, dafs der grofsartige und kostspielige Berichterstattungsapparat von der Presse erst im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität entfaltet wurde. Noch ehe es Eisenbahnen und elektrische Telegraphen gab, liefsen sich's die reichen englischen Blätter schwere Summen kosten, ihre Konkurrenten in der Fixigkeit der Berichterstattung zu überbieten. Die „Times“ zahlten ihrem Kurier 2000 Franks für jede Reise, die in 66½ Stunden von Marseille nach Calais zurückgelegt sein mufste, und überdies eine Prämie von 50 Franks für jede ersparte Stunde, — dies alles nur, um eine ganz kurze Übersicht über die Meldungen der jüngsten indischen Post ein paar Stunden früher zu erhalten als die königliche Post selbst in London ankam. Hier sieht man auch, dafs die schwere Belastung der Redaktionsbudgets durch die Berichterstattung nicht erst aus der Zeit des Telegraphen datiert. Freilich war dieser grofszügige und mit reichen Mitteln geführte Berichterstattungsdienst lange Zeit ein Monopol der englischen Presse, die viel früher als der festländische Journalismus alle äufseren Vorbedingungen eines mächtigen Aufschwunges genofs und darum in der Lage war, der obersten Funktion des Zeitungswesens kolossale Mittel zur Verfügung zu stellen. Auf dem Fest-

lande stand es vor der Zeit des elektrischen Telegraphen recht übel um die Nachrichtenvermittlung der Zeitung. Blättert man in alten Journalen, so erscheint es einem schier unfaſsbar, wie lange Zeit die Leser von damals auf die Nachricht von welterschütternden Ereignissen warten muſsten. In der Mitte des 18. Jahrhunderts bringt das Wiener „Diarium“ in einer Nummer vom 27. September einen Pariser Brief, der vom 6. datiert ist, einen Hamburger Brief vom 13., einen Kopenhagener Brief vom 1. September, einen Madrider Brief gar vom 29. August. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. (21. Januar 1793) wird erst in der Nummer vom 6. Februar, also nach 16 Tagen mitgeteilt. Die Völkerschlacht bei Leipzig (16., 18. und 19. Oktober) und ihr für die verbündeten Heere so glücklicher Ausgang finden erst nach 7 Tagen Erwähnung. Am 26. Februar 1815 flieht Napoleon aus Elba; erst in der Nummer vom 15. März, und auch hier nur auf indirektem Wege, erfährt der Leser das groſse Ereignis, indem die bekannte Acht- und Bannerklärung des Wiener Kongresses gegen Napoleon veröffentlicht wird; die folgende Nummer vom 16. März — also 19 Tage nach dem Ereignisse — veröffentlicht die ersten, noch sehr unbestimmten Nachrichten, die aus Livorno und Florenz eingelangt sind. Noch im Jahre 1848 findet man den Bericht über die Eröffnung der Frankfurter Nationalversammlung vom 18. Mai erst in der Nummer vom 27. Mai, und über die Sitzung der Nationalversammlung vom 29. Juni, in welcher Erzherzog Johann zum Reichsverweser über Deutschland gewählt wird, wird in der Nummer vom 3. Juli referiert [1]. Ähnliches berichtet die Festschrift der „St. Petersburger Zeitung“ zu deren 175jährigem Jubiläum: Von der Schlacht bei Austerlitz (2. Dezember 1805), bei der Kaiser Alexander I. anwesend war, erfuhren die Leser der Petersburger Zeitung erst am 8. Februar 1806 (!); von der Schlacht bei Jena (14. Oktober) am 16. November. Napoleons Krönung wird in der St. Petersburger Zeitung überhaupt niemals

[1]) Vergl. Festschrift der „Wiener Zeitung“ S. 53 bis 65.

gemeldet; das Blatt gibt ihm den Kaisertitel erst nach der Veröffentlichung des Tilsiter Friedens. Die Schlacht bei Leipzig und die bei Waterloo werden nach zweieinhalb Wochen gemeldet. Noch zu Anfang der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts brachte der Postwagen in 6—7 Tagen die Zeitungen aus Berlin, und nur während der kurzen Sommerschiffahrt legten die politischen Blätter den Weg über Stettin in 4 Tagen zurück. Wenn im Winter die Wege verschneit und verweht, im Herbste und Frühling aufgeweicht und grundlos waren, blieb diese Quelle wohl 10—12 Tage unterwegs [1]).

Das ist nun gründlich anders geworden, seitdem der elektrische Telegraph das wichtigste Hilfsmittel des Journalismus geworden ist. Die Verwendung des elektrischen Telegraphen im Dienste der Zeitungen hat einen geradezu schwindelnden Aufschwung genommen. In England allein ist in den Jahren 1871 bis 1891 der Umfang der Zeitungsdepeschen von 21 Millionen auf 600 Millionen Worte gestiegen. Wir können uns heute den Organismus des öffentlichen Lebens, des politischen und des wirtschaftlichen, ohne die umfassende telegraphische Berichterstattung der Zeitungen nicht mehr vorstellen. Es wird noch an anderer Stelle, bei der Würdigung der informativen Funktion der Presse in ihrer Bedeutung für das Kulturleben, von dem grofsartigen und wohltätigen Einflusse dieser raschen Berichterstattung zu reden sein. Hier, wo zunächst die technische Seite der Angelegenheit berührt werden soll, mag auf den merkwürdigen und sehr bezeichnenden Rollentausch hingewiesen werden, der sich da vollzogen hat. In Wien zum Beispiel gab es bis zum Jahre 1848 keine Zeitungstelegramme, da die Benutzung des Telegraphen für Staatszwecke vorbehalten war. Den Zeitungen kamen die Depeschen zunächst nur auf indirektem Wege zu: Behörden und Ämter teilten einzelne ihnen zugegangene Depeschen den Zeitungen mit.

---

[1]) Carl Eichhorn: „Die Geschichte der St. Petersburger Zeitung." 1902, S. 152, 157 und 209.

So brachte die „Wiener Zeitung“ vom 12. November 1848 an der Spitze des amtlichen Teiles die nachstehende Verlautbarung: „Vom k. k. Telegraphenamte der nördlichen Inspektion um 8 Uhr 25 Minuten am 11. November 1848 eingelangt, vom Herrn Minister Wessenberg in Olmütz an den Konferenzrat im Ministerium des Äufsern, Freiherrn v. Lebzeltern, expediert um 8 Uhr 35 Minuten abends am 11. November 1848:

Telegraphische Depesche.

Seine Majestät haben den Reichstag in Kremsier auf den 22. d. M. vertagt, was sogleich durch die Zeitungen bekannt gegeben ist.

Wien, ut sup.“

Seit dem Jahre 1850 bedienten sich dann Handel und Börse des neuen Verkehrsmittels, aber noch immer waren eigene telegraphische Depeschen in den Zeitungen keine alltägliche Erscheinung. Die gewöhnliche Art der Information war die, dafs der Redakteur, um Neuigkeiten zu erfahren, ins Café Daum auf dem Kohlmarkt ging oder zur Börse oder abends in den Kaufmännischen Verein in der Bräunerstrafse, wo er bei Grofshändlern und Bankiers die jüngsten Meldungen erkundete; im übrigen waren die Zeitungen auf die Mitteilungen des offiziellen Nachrichtenbureaus angewiesen. Heute nun, und das ist der gründliche Rollentausch, ist es selbstverständlich, dafs Handel und Börse ihre Informationen gröfstenteils den Zeitungen entnehmen, statt sie diesen zu liefern, und es klingt wie ein Märchen aus verschollener Zeit, dafs es jemals anders gewesen.

Die Schattenseiten des Systems sollen jedoch nicht verkannt sein; besser gesagt nicht des Systems, sondern der Art seiner Anwendung. Hier gilt, was früher über die Hypertrophie der Berichterstattung im allgemeinen gesagt wurde: die Aufnahmsfähigkeit des Lesepublikums wird überschätzt, es wird ihm die Bewältigung einer Fülle von Material zugemutet, die aufser Verhältnis zu der Lesekraft des Publikums, oft auch aufser Verhältnis zu dem inneren

Wert der Nachricht steht. Es wird im grofsen und ganzen zu viel telegraphiert und telephoniert. Zu den zahlreichen Meldungen der offiziellen Telegraphenbureaus treten die umfangreichen Privatdepeschen der grofsen Blätter. Teils der Diensteifer der Korrespondenten, teils das Streben der reichen Zeitungen, sich durch eine verblüffende Menge „gedrahteten“ Materials hervorzutun, bringt ein Allzuviel an Depeschen zustande, worunter manches kaum wert ist, brieflich, geschweige denn telegraphisch mitgeteilt zu werden. In dem Wust des gedrahteten Materials findet sich der Leser nicht mehr zurecht, er vermag das Belangreiche vom Überflüssigen nicht zu scheiden und verzichtet entweder überhaupt auf die Lesung der meisten Depeschen, oder stürzt sich todesmutig mit Aufopferung kostbarer Zeit in die Lektüre endloser Spalten.

Ein empfindlicher Übelstand ist, dafs vielfach die Schriftstellerei vom Telegraphen totgeschlagen, der Publizist vom Reporter verdrängt wurde. In die Presse ist ein nervöser, hastiger Zug geraten; die behagliche, wohlabgerundete, von schriftstellerischem Ehrgeiz getragene Darstellung des geschriebenen Briefes ist nicht mehr recht heimisch in den Blättern. Das moderne Zeitungstelegramm bildet einen merkwürdig atavistischen Zug im Journalismus, eine Rückbildung zu primitiven Formen. Die ganze Art der Abfassung dieser Depeschen, dieses formlose Hinwerfen eines unverarbeiteten Tatsachenmaterials, einer indigesta moles, erinnert direkt an die alten Mefsrelationen, die in wüstem Kunterbunt eine Nachricht an die andere reihten und trockene, nüchterne Berichte über die Geschehnisse brachten. Ludwig Salomon kennzeichnet die zu Ende des 16. Jahrhunderts herausgegebenen Relationen des Michael v. Aitzing mit folgenden Worten: „Die Sprache der Relationen Aitzings ist monoton; die Berichte leiden an einer grofsen Trockenheit; nirgends wird ein Versuch gemacht, ein gröfseres zusammenhängendes Geschichtsgemälde zu geben. Die einzelnen Mitteilungen über die Vorfälle und Ereignisse sind nur ganz einfach nach der Zeitfolge aneinander-

gereiht.“ — Hat man hier nicht ein Bild der modernen Telegrammrubrik vor sich?

Eine gewissenhafte, fortlaufende und wahrhaft instruktive Belehrung zumal über die auswärtigen Verhältnisse ist bei dem Vorherrschen des Telegrammsystems unmöglich. Das Telegramm wird immer nur dem Ereignisse folgen können, dem unmittelbar aktuellen Ereignisse; hingegen vermag der hastige Depeschenkorrespondent niemals dem Zuständlichen, dem Milieu gerecht zu werden, aus welchem heraus die Geschehnisse sich entwickeln und aus welchem heraus sie allein verstanden werden können. Als im Sommer 1900 König Humbert von Italien dem Mörder Bresci zum Opfer fiel, konnte man in den Blättern Tage hindurch ganze Broschüren telegraphischen Inhalts lesen, worin dem Publikum keine Einzelheit der Tat erspart wurde, kein beglaubigter oder erfundener Ausspruch des Mörders, nicht ein einziger Name all der Individuen, mit denen Bresci je in seinem Leben verkehrt hatte. Aber wie selten begegnete man dem Versuche, statt dieser wenig belangreichen Umstände dem Leser eine vertiefte und eingehende Schilderung der sozialen Zustände des Landes zu bieten, den Stand der anarchistischen Bewegung darzulegen und die tieferen Ursachen zu entwickeln, welche die Verbreitung dieser sozialen Krankheit in Italien erklären! Wer erinnerte sich da nicht, dafs es eine Zeit gab, da Heinrich Heine an die Augsburger Allgemeine Zeitung Pariser Briefe sendete, die heute noch das Entzücken des Lesers sind? Hat sich nicht das Publikum aus solchen Briefen gründlicher über das Ausland belehrt als aus den heutigen Depeschenungetümen[1])?

---

[1]) Man pflegt sich, um das Überwuchern des Telegramms zu rechtfertigen, auf die englische Presse zu berufen. Aber es verdient hervorgehoben zu werden, dafs beispielsweise die überseeischen Spezialkorrespondenzen der „Morning Post“, eine berühmte und hochgeschätzte Spezialität dieses Blattes, geschriebene Briefe sind, die mit der Post gesendet werden; man sieht, selbst in der englischen Presse findet der Schriftsteller neben dem telegraphischen Berichterstatter ein Feld der Tätigkeit.

Für diese Einseitigkeit des Informationsdienstes gibt es keine Rechtfertigung, am wenigsten eine solche finanzieller Art. Für die ungeheuren Summen, die jahraus jahrein in überflüssigen Depeschen verschwendet werden, liefsen sich gebildete und wohlunterrichtete Schriftsteller finden, die einen aufklärenden, belehrenden und wahrhaft instruktiven brieflichen Berichterstattungsdienst besorgen könnten. Hier mufs Wandel geschaffen werden. Die telegraphische Information mufs, soll und wird weiter bestehen, aber sie mufs auf das notwendige und vernünftige Mafs eingeschränkt werden, und neben ihr mufs als gleichberechtigter Zweig der Information der briefliche Korrespondenzdienst in seine Rechte wieder eingesetzt werden, der es ermöglicht, nicht nur die Ereignisse zu melden, sondern auch ein Bild der Zustände und Verhältnisse zu geben, ein echtes Verständnis der Zeit zu erschliefsen.

Wenn im vorstehenden die Nachteile der heutigen Entwicklung der Tatsacheninformation etwas breiter dargelegt wurden, so geschah es mit gutem Grunde. Die Vorzüge liegen so klar zu Tage und sind so allgemein bekannt, dafs sie näherer Darlegung nicht bedürfen. Es genügt, zu sagen, dafs unser ganzes politisches und wirtschaftliches Leben heute völlig undenkbar wäre ohne den hochentwickelten telegraphischen Dienst der Zeitungen. Allein wir müssen darauf bedacht sein, eine Institution wie die Presse, die einen Kulturfaktor ersten Ranges darstellt, tunlichst von allen Mängeln und Schlacken zu reinigen, ihren erziehlichen Wert zu heben, ihre nachteiligen Effekte zu beseitigen, und darum werden hier sowie im folgenden mit besonderem Nachdrucke und mit gutem Bedacht die Mängel betont, welche dem Zeitungswesen in seiner derzeitigen Entwicklung anhaften. —

Neben der Raschheit haben wir die Verläfslichkeit als das zweite Haupterfordernis der Berichterstattung bezeichnet. Dafs der Nachrichtendienst der Zeitung auf objektive Wahrheit bedacht sein mufs, ist nicht nur ein sittliches Gebot, es ist auch ein Erfordernis der Klugheit

und richtiger Geschäftspolitik. Ein Blatt, das häufig in die Lage kommt, unwahre Nachrichten zu veröffentlichen, bringt sich rasch um jeden Kredit. So unvollkommen in vielen Beziehungen die kritischen Fähigkeiten des Zeitungspublikums sein mögen, in diesem einen Punkte ist es empfindlich: es will mit reeller Kost bedient sein. Wenn es ein paar Mal das Opfer falscher Information eines Blattes geworden ist, hat dieses seine Rolle als Nachrichtenquelle ausgespielt und damit die Grundlage seiner Geltung und Verbreitung verloren. Es gilt in dieser Hinsicht von der modernen Presse, was Friedrich Engels in seinem Werke über die Lage der arbeitenden Klasse in England von der Grofsindustrie sagt: „Je gröfser der Fortschritt, desto mehr wurde die grofse Industrie moralisch. Die Konkurrenz mit ordinären Kniffen und Schlichen verlohnt nicht mehr, das Geschäft ist den miserablen kleinen Praktiken des Verdienens entwachsen.“ Das hat vor allem die englische Presse begriffen. Sie zeichnet sich im allgemeinen durch einen hohen Grad von Wahrheitsliebe und eine auffallende Furcht vor „Enten“ aus. Wohl waren in der jüngsten Gegenwart auch unliebsame Ausnahmen zu verzeichnen; es sei nur an die schauderhaften Sensationsmeldungen der „Daily Mail“ über das Massakre der Fremden in Peking (1900) erinnert, welche zahlreiche europäische Familien Wochen lang in einen Zustand tiefster Trauer versetzten, bis endlich die Unwahrheit der Nachricht sich herausstellte. Aber solche Fälle sind die Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Im grofsen und ganzen darf von der englischen, aber nicht minder von der ernsten Presse der kontinentalen Kulturvölker festgestellt werden, dafs ihr Nachrichtendienst eine hohe Stufe der Verläfslichkeit erreicht hat. Viele und gerade die wichtigsten Informationen schöpfen sie aus amtlichen oder halbamtlichen Quellen, wie namentlich den offiziellen Depeschenbureaus, aber auch sonst legen die Blätter grofsen Wert darauf, mit reellen Nachrichten versorgt zu werden, weil in diesem Punkte der Leser nicht mit sich spafsen läfst. Wenn man heute die Beschwerden liest, die Erich Beringer im 17. Jahrhundert

über die Lügenhaftigkeit der Relationes semestrales des Conrad Lautenbach erhoben hat, so mufs man sich sagen, dafs eine so unverschämte Sorglosigkeit im Erfinden und Verbreiten von Tartarennachrichten heute selbst in dem entlegensten Wochenblättchen unmöglich wäre[1]). Wenn heute

[1]) Die Kinderjahre des deutschen Prefswesens sind überreich an Zeugnissen dafür, dafs entweder der kritische Sinn der Redakteure oder aber ihre Gewissenhaftigkeit sehr schwach entwickelt war. Der bereits genannte Dr. Hönn schrieb in seinem Betrugslexikon (1721): „Zeitungsschreiber betriegen erstens, wenn sie zu denen von anderen Orten her erhaltenen Relationibus aus eigenem Gehirn noch mehreres ohne Grund darzu tun, zweitens wenn sie zur Ausfüllung der Blätter selbst Dinge, die zwar möglich, aber zu der Zeit nicht geschehen sein, fingiren und es hernach als eine wahrhafftig jetzt passirte Geschichte in die Welt schreiben . . . fünftens: wenn sie bey Ermangelung der Materie, die Blätter voll zu machen, alte Histörgen in die Zeitungen mit eindrucken lassen, und solche vor neue, und als ob sie erst kürzlich passiert wären, ausgeben.“ (Salomon I, S. 114.) Ein Spottgedicht auf einen fliegenden Zeitungsverkäufer aus dem 16. Jahrhundert lautet:

Einen neuen Wechsel ich anfing,
Darauf mir sehr viel Papiers ging.
Ein Zeitungskrämer, ein ehrlich Monsieur,
Ein Mann auf d' Nahrung ward aus mir,
Im Land spazirt ich hin und her.
Die schönsten Lügen zentnerschwer,
Dazu war ich von Jung und Alten
Zu jeder Zeit ganz wert gehalten.

Als der Frankfurter Postschreiber Andreas Striegel an die Herausgabe einer Relation schritt, gab er eine Mitteilung ans Publikum hinaus, worin er sich über die Konkurrenten Meurer und Francen folgendermafsen äufserte: „Meurer habe, was die Weiber aus den Bädern und vom Markte für neue Mährlein nach Hause bringen, in solche seine Historia oder vielmehr figmentum unverschämter und erdichteter Weise gesetzt; Jacob Francen aber habe dermafsen Späne gehauen, darüber Einer teils wegen seiner Ungeschicklichkeit, anderenteils wegen etlicher gräulicher hineingesetzter Lügen billig erschrocken sein sollte . . .“ Auch fehlte es schon damals nicht an gefährlichen Ulkbrüdern, die darauf ausgingen, die Zeitungen durch die Zusendung erlogener Nachrichten aufs Eis zu führen. Der Herausgeber der 1722 in Frankfurt am Main erschienenen Frage- und Anzeigenachrichten veröffentlichte deswegen eine Erklärung, worin er diese „Schnacken-Hansen“ und „Possenreifser“ warnte, ihr Gewerbe fortzusetzen, weil man dergleichen

die Blätter falsche Informationen bringen, so ist es nur selten Absicht; meist sind sie selbst das Opfer der Mystifikation, schlimmsten Falls waltet Leichtsinn vor und ein Mangel an kritischer Prüfung, oft auch fehlt es an der zur Verifizierung einer Nachricht erforderlichen Zeit. Im allgemeinen aber gehört diese Seite des modernen Prefswesens zu denjenigen, die den geringsten Anlafs zur Beschwerde bieten. —

Eine hochstehende, ihrer Pflichten gegen Staat und Gesellschaft bewufste Presse wird sich jedoch bei der Wiedergabe der ihr zugehenden Mitteilungen nicht auf die Prüfung der Wahrheit beschränken, sie wird vielmehr oft in die Lage kommen, auch wohlgegründete und unbezweifelbare Mitteilungen zu unterdrücken, denn für sie mufs die Richtschnur gelten, zwar nur Wahres zu melden, aber nicht alles zu melden, was wahr ist. Eine skrupellose Journalistik plaudert aus, was sie erfährt; eine gewissenhafte Publizistik prüft die möglichen Folgen ihrer Veröffentlichungen und schweigt unter Umständen auch dort, wo sie weifs.

Vor allem bedenke man, dafs Verschwiegenheit zu den Hilfsmitteln einer höher stehenden Publizistik gehört; nicht die Indiskretion, die Diskretion ist das förderlichste Werkzeug der im grofsen Stil betriebenen Reportage. Der Journalist mufs auch verstehen, Vertrauensmann zu sein, und nur wenn er dies vermag, darf er darauf rechnen, stets informiert zu sein und aus seinen Informationen auch für sein Blatt Nutzen zu ziehen. Blowitz, der Pariser Vertreter der „Times“, war, wie in vielen anderen Dingen, auch hierin Lehrmeister. Fürst Hohenlohe sagte von ihm: „Ich sah ihn oft in Paris, als ich dort Botschafter war; ich habe ihn sehr geschätzt, denn er war verschwiegen.“ Blowitz brachte es über sich, von einer zweistündigen Unterredung mit dem Papst, die ihm durch einen Zufall ermöglicht worden war,

---

Nachrichten nicht mehr annehmen werde. (Quetsch, „Die Entwicklung des Zeitungswesens“ S. 20, 28 und 53.)

nicht eine Zeile, nicht ein Wort zu veröffentlichen. Man wufste, dafs er diese Unterredung gehabt hatte, man wartete mit fiebernder Ungeduld auf Mitteilungen, denn so viel war bekannt geworden, dafs in der Besprechung wichtige Äufserungen gefallen waren, aber Blowitz hatte versprochen zu schweigen, und er schwieg[1].

Dafs ferner Verschwiegenheit und Diskretion in Dingen, die der privaten Sphäre angehören, ein sittliches Gebot sind, dessen Hochhaltung dem Ansehen der Zeitung zu gute kommt, wurde bereits erwähnt. Auf der anderen Seite können es zwingende Rücksichten des Staatsinteresses sein, die der Presse Stillschweigen auferlegen. Der typische Fall ist der einer kriegerischen Verwicklung und des Schutzes diplomatischer Geheimnisse. Hier pflegt sich freilich der Staat durch strenge Strafsanktionen gegen gefährliche Indiskretion zu schützen[2], doch nützlicher als jede strafrechtliche Drohung ist ein kräftig entwickeltes Staatsbewufstsein der Journalistik. Wohl wird in Kriegszeiten die Staatsgewalt straffer angezogen, allein unter besonderen Umständen — zumal wenn der Krieg unter unglücklichen Auspizien beginnt, von inneren Erschütterungen und anarchischen Erscheinungen begleitet ist — kann sie umgekehrt an Schlagkraft verlieren, und dann vermag eine Presse, die sich ihrer patriotischen Pflichten nicht bewufst ist, die ihrem geschäftlichen oder parteimäfsigen Interesse jede andere Rücksicht hintansetzt und hierbei das Schwert der Justiz nicht mehr zu fürchten hat, unendliches Unheil zu stiften. Besonders lehrreich in dieser Hinsicht sind gewisse Mitteilungen im preufsischen Generalstabswerke über den deutsch-französischen Krieg, denn es geht daraus hervor, dafs in einem gegebenen Zeitpunkte die Indiskretion und pathetische

[1]) Frédéric Loliée, „La Revue“ 1903, S. 474.

[2]) Für das Deutsche Reich kommen hierbei insbesondere § 92 St.G.B. über diplomatischen Landesverrat, ferner die §§ 1 und 7 des Gesetzes vom 3. Juli 1893 über den Verrat militärischer Geheimnisse in Betracht; für Österreich § 67 St.G.B. sowie der dritte Teil des Militär-Strafgesetzbuches über Verbrechen und Vergehen.

Schwatzhaftigkeit der Pariser Presse geradezu eine wertvolle Informationsquelle für die deutschen Heerführer wurde [1]).

Aus den zahlreichen übrigen Fällen, in denen Zurückhaltung und Diskretion eine Pflicht der Presse gegen Staat und Gesellschaft sind, sei hier nur einer nachdrücklich hervorgehoben. Längst ist man sich klar darüber, dafs die sorgfältige, fast liebevolle Berichterstattung der Blätter über grofse Verbrechen und Kriminalprozesse eine Trägerin des verbrecherischen Kontagiums ist. Die grausamsten Verbrechen sind nachweisbar vielfach durch die Lektüre von Zeitungsberichten über ähnliche Untaten veranlafst oder zum mindesten befördert worden; speziell Delikte, bei denen das Motiv einer perversen Eitelkeit mitspielt, weisen häufig auf diese Quelle hin. Strafanstaltsdirektor Krell in Hamm legte in einem Vortrage vor der rheinisch-westfälischen

---

[1]) „. . . Dieser Befehlsentwurf gelangte indessen nicht mehr zur Mitteilung an die beiden Armeekommandos, weil bis 11 Uhr abends Nachrichten eingelaufen waren, durch welche die bisher vorwaltende Anschauung der Dinge einigermafsen verändert wurde . . . Aus der am 24. (August) aufgefangenen Pariser Zeitung entnahm man die ziemlich zuverlässige Nachricht, dafs die Armee des Marschalls Mac Mahon in der Stärke von 150000 Mann bei Reims Aufstellung genommen habe . . . Am 25. abends gingen dem grofsen Hauptquartier in Bar-le-Duc weitere Mitteilungen zu, welche den Anmarsch französischer Truppen auf Vouziers vermuten liefsen. Einer derselben war ein französisches Zeitungsblatt beigefügt, welches sich in einem darin aufgenommenen Artikel ungefähr dahin aussprach, dafs kein französischer General seinen Gefährten im Stiche lassen könne, ohne dem Fluche des Vaterlandes zu verfallen . . . Aufserdem ging auch noch ein Telegramm aus London ein, welches die dem Pariser „Temps“ vom 23. August entnommenen Mitteilungen enthielt, dafs Mac Mahon plötzlich den Entschlufs gefafst habe, Bazaine zu Hilfe zu eilen . . . Auf die eben angegebenen Nachrichten hin begaben sich die Generale v. Moltke und v. Podbielski zum Vortrag zu Sr. Majestät dem König. Nachdem derselbe unter obwaltenden Umständen dem erwähnten Entwurfe zum Rechtsabmarsche der Maas-Armee und der Bayern seine Genehmigung erteilt hatte, wurden nunmehr etc. etc.“ („Der deutsch-französische Krieg 1870—1871.“ Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Grofsen Generalstabes. Berlin 1875. Erster Teil, zweiter Band, S. 977—981.)

Gefängnisgesellschaft dar, dafs „die ausführlichen Nachrichten über Verbrechen und namentlich der Ton, in welchem dieselben gegeben werden, zur Vermehrung der Verbrechen selbst beitragen". In den „Grenzboten"[1]) wird Beschwerde geführt über den Unfug, den gewisse Blätter mit sensationellen Verbrechen und ebensolchen Gerichtsfällen treiben, und es wird hierbei gleichfalls auf die infizierende Wirkung solcher Berichte hingewiesen. „Es ist", heifst es dort, „eine bekannte Tatsache, dafs zuzeiten gewisse Arten von Verbrechen geradezu epidemisch auftreten, ja, dafs dann die Art ihrer Ausführung in allen Fällen zum Erstaunen ähnlich ist. Soll ich an die Attentatsjahre 1878 bis 1881 erinnern, wo gegen eine ganze Reihe europäischer Fürsten ganz ähnlich ausgeführte Mordversuche gemacht wurden? Oder an die Briefträgermorde zu Anfang der achtziger Jahre, die in Plan und Ausführung eine überraschende Ähnlichkeit aufwiesen? Oder an die Lustmorde und Sittlichkeitsverbrechen Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre? Und sollte wirklich Jack the Ripper, der jahrelang das Ostend Londons in Schrecken und Angst hielt, immer ein und dieselbe Person gewesen sein, wie man annimmt? Das erscheint mir denn doch auf Grund einer Reihe psychologischer Erwägungen mehr als zweifelhaft. Dafs diese Verbrechen in allen Fällen immer genau in derselben Weise, mit denselben Schnitten und Verletzungen an den Opfern ausgeführt wurden, beweist nicht das mindeste für die Annahme, dafs sie alle von ein und derselben Person verübt worden seien. Die Londoner Tagesblätter brachten ja so eingehende, mit anatomischer Genauigkeit registrierende Schilderungen der Verletzungen, dafs es niemand schwer fallen konnte, bei einer so instruktiven Anleitung ebenfalls ein Frauenzimmer genau in derselben Art abzuschlachten." Der Verfasser gelangt zu folgender Schlufsfolgerung: „Wenn der Vorsitzende eines Gerichtes die diskretionäre Befugnis hätte, den Berichterstattern von Blättern,

---

[1]) Nr. 12 vom März 1901.

die die ausführliche Darstellung skandalöser Fälle als Lockmittel brauchen, nach erfolglos gebliebener Warnung den Besuch der Gerichtsverhandlungen vorläufig zu verbieten, und wenn solche Blätter, die ein solches Verbot umgehen, in eine Geldstrafe genommen werden könnten, so wäre schon damit der öffentlichen Sittlichkeit ein groſser Dienst geleistet. Die neue Militärstrafprozeſs-Ordnung gibt dem Gerichtsvorsitzenden eine ganz ähnliche Befugnis an die Hand, und wenn auch ein grämlicher oder cholerischer Vorsitzender diese Befugnis einmal miſsbrauchen sollte, so würde das gar nichts schaden. Denn nur auf solche Blätter würde das Verbot angewandt werden, die mit der Veröffentlichung von Gerichtsverhandlungen einen Sport betreiben; und in diesen Blättern sehe ich wenigstens keine Hüter der öffentlichen Rechtspflege. Groſse und vornehme Blätter werden von einem solchen Verbot niemals getroffen werden können, und deshalb wird auch nach wie vor die Rechtspflege unter der Kontrolle der Öffentlichkeit stehen." — Dr. Icard[1]) behandelt denselben Gegenstand in weiterem Umfange und hebt richtig hervor, daſs nicht bloſs die Zeitungen, sondern alle Mittel der Publizität ein Kontagium des Verbrechens und des Selbstmordes bilden, neben der Presse also das Theater, das Buch, das Lied, das Gemälde und überhaupt die Illustration. Diese letztere wirke um so stärker, als sie sich an die Kinder und weniger urteilsfähigen, darum aber auch empfänglicheren Geister wendet. Ein Mittel der Abhilfe jedoch gibt Dr. Icard nicht an.

Fast bei allen anarchistischen Greueltaten der neueren Zeit konnte man hören, daſs der Täter den Drang empfunden habe, die gleiche herostratische Berühmtheit zu erwerben, wie sie seinen Vorgängern durch die eingehende Darstellung ihrer Taten und ihres Prozesses in den Blättern zu teil geworden. „Die Verfolgungen und Prozesse der Anarchisten", sagt Felix Dubois in seinem an Tatsachen reichen Buche „Le Péril anarchiste"[2]), „scheinen viel zur Verbreitung

[1]) „Nouvelle Revue" vom 15. April 1902.

[2]) Deutsch von Max Trüdjen. Amsterdam 1894, S. 51.

ihrer Theorien beizutragen. In der Tat befinden sich die Hauptquartiere des Anarchismus dort, wo Aufsehen erregende gerichtliche Debatten stattgefunden haben. Lyon, wo die Prozesse kaum mehr zu zählen sind, ist eine wahre Brutstätte des Anarchismus." — Als im Sommer des Jahres 1901 der Präsident der Vereinigten Staaten, Mac Kinley, das Opfer eines anarchistischen Attentates wurde, beschlossen die amerikanischen Behörden, aus allen Kräften zu verhindern, dafs der Attentäter Czolgosz von der Sensationspresse zum Helden gestempelt würde; es wurde deshalb Reportern weder der Zutritt zu dem Verbrecher gestattet, noch ihnen erlaubt, ihn zu sehen.

Es wäre sicherlich eine einseitige und leichtfertige Auffassung, zu meinen, dafs ein so tief wurzelndes Übel wie der Anarchismus von einem so untergeordneten Punkte aus zu kurieren sei. Aber in dem Komplexe von mehr oder minder tief greifenden Mafsnahmen, die zur Bekämpfung der anarchistischen Gefahr zu ergreifen wären, mufs jedenfalls die Einschränkung der Zeitungsreferate über anarchistische Verbrechen und Prozesse ins Auge gefafst werden, weil es aufser Frage steht, dafs die Lektüre solcher Berichte mit ihrer suggestiven Kraft und mit ihren Reizungen der Eitelkeit manchem zum Verbrechem prädisponierten Individuum den ersten Anstofs gegeben, manche anderen in dem noch schwankenden Beschlusse bestärkt hat. Selbstverständlich müfste in Zukunft die Wiederholung eines Unfuges hintangehalten werden, wie er sich im Falle Luccheni ereignet hat, des Mörders der Kaiserin Elisabeth. Nicht nur dafs seine cynischen Aussagen vor dem Untersuchungsrichter des langen und breiten wiedergegeben wurden, hat die schweizerische Gefängnisverwaltung seltsamerweise einem Reporter ein Interview mit dem Verbrecher gestattet. Interviews mit verhafteten Mördern, — das ist wohl das äufserste, was eine sensationstolle Journalistik leisten und eine allzu entgegenkommende Verwaltung gestatten kann.

Diese Betrachtungen können nicht würdiger abgeschlossen werden als durch den Hinweis auf die schöne, von Seelen-

adel und Menschenliebe durchwehte Rede, mit welcher Graf Albert de Mun am 21. November 1901 in der französischen Akademie über die Verteilung des Monthyonschen Tugendpreises berichtete. Er führte hierbei den tiefen Gedanken aus, man möge nicht darüber lächeln, wenn einmal im Jahre das vornehmste geistige Institut Frankreichs sich dazu hergibt, bescheidenen Taten der Selbstaufopferung und der Hingebung ein wenig Reklame zu machen. Ohnehin bestehe da ein grobes Mifsverhältnis zwischen den guten und den schlechten Taten. Die letzteren haben einen unermüdlichen und diensteifrigen Herold an der Presse, deren Aufgabe es ja ist, alle Irregularitäten des bürgerlichen Lebens bekannt zu geben; die bescheidene Tugend aber, die im stillen geübt wird —, von ihr spricht niemand, am allerwenigsten die Presse. Man gönne ihr also das bifschen Reklame, die ihr ein einziges Mal im Jahre von der Akademie bereitet wird . . .

Zweiter Abschnitt.
Räsonierender Teil.

Die räsonierende und kritische Funktion der Presse hat sich, wie bereits dargelegt, später als die referierende ausgebildet. Die Relationen brachten nur Berichte; erst in der bewegten Reformationszeit entstand eine reiche polemische Zeitungsliteratur, an der sich Luther lebhaft beteiligte. Bald freilich verliefsen diese Blätter völlig den Boden des Tatsächlichen, es wurden agitatorische Flugschriften und Pamphlete daraus. Es konnte nicht wundernehmen, dafs das unvergleichliche Agitationsmittel, das im Journalismus gegeben ist, in sich selbst den Anreiz barg, immer mehr zur Beeinflussung der Meinungen verwendet zu werden, und so sehen wir heute, dafs jede Tatsache und Erscheinung im Gebiete des politischen, ökonomischen, geistigen und künstlerischen Lebens nicht blofs verzeichnet, sondern auch beurteilt wird.

Die subjektivistische Funktion der Presse hat sich überall entwickelt, wo sie nicht etwa durch die Staatsgewalt nieder-

gehalten wurde. Doch sie hat sich nicht überall in dem gleichen Ausmafse entwickelt. Die intellektuelle Eigenart der Nationen hat auch hier beachtenswerte Unterschiede gezeitigt. Bei den germanischen Völkern läfst sich eine deutliche Vorliebe für die informatorische Aufgabe der Presse wahrnehmen, bei den lateinischen Völkern eine stärkere Entwicklung des Subjektivismus; bei den Germanen sehen wir eine Presse, welche vorzüglich die Tatsache kultiviert, bei den Romanen einen Journalismus, der in erster Linie der Tendenz dient. Diese Erscheinung, welche lehrreiche Rückschlüsse auf die nationalen Charaktere gestattet, ist nicht neuesten Datums, sie wurde schon im Beginn des vorigen Jahrhunderts festgestellt. In den zwanziger Jahren war Chateaubriand französischer Botschafter in London, sein Sekretär war Armand Bertin, der nachmalige Chef des ‚Journal des Débats'; beide hatten damals Gelegenheit, jenen inneren Gegensatz zwischen der englischen und der französischen Presse wahrzunehmen; die erste bevorzugte die Tatsachenmitteilung, die andere die Diskussionen und Theorien [1]). In dem „Livre du Centenaire du Journal des Débats (1889)" stellt John Lemoinne die Fortdauer dieses Verhältnisses fest: „Die englische Zeitung führt nicht in demselben Ausmafse wie die französische eine eigentlich politische Aktion. Die französische Zeitung mag ein minderwertiges Instrument der Information sein, als Organ der ögentlichen Meinung steht sie höher. In einem englischen Blatte findet man Korrespondenzen aus allen Ländern, die im vollkommenen Gegensatze zu den Anschauungen des Blattes stehen; sie werden unter dem Rechtstitel einer sachlichen Information aufgenommen. Wir hingegen sind mehr doktrinär, logisch und philosophisch veranlagt, unsere Blätter sind Kampforgane der Doktrinen, sie wirken mehr durch den Vortrag von Meinungen als durch die Mitteilung von Tatsachen. Wir würden es nicht dulden, dafs in den Korrespondenzen und auswärtigen Mitteilungen irgend etwas

---

[1]) Tavernier a. a. O. S. XVII und XVIII.

Aufnahme fände, was mit den religiösen, sittlichen und politischen Grundsätzen der Zeitung in Widerspruch stünde, wir Franzosen halten fest an der organischen Einheit des ganzen Blattes. Der englische Journalismus hingegen nimmt keinerlei Anstofs an der Mannigfaltigkeit des Inhaltes und an den Gegensätzen der Tendenz in den einzelnen Teilen". — Dieselbe Eigentümlichkeit hat sich dann von der englischen auf die amerikanische Presse übertragen; der Amerikaner will aus seiner Zeitung vor allem lernen, etwas erfahren, nicht Meinungen vernehmen. Darum hängt der Rang einer Zeitung in Amerika nicht von den persönlichen Qualitäten seines Hauptredakteurs ab, der darin Betrachtungen über Religion und Politik zum besten gibt, sondern vom Werte seiner sachlichen Informationen. In Amerika ist es deshalb auch ausgeschlossen, dafs irgend ein Schriftsteller von Talent, umgeben von 5 oder 6 journalistischen Handlangern, ein Blatt herausgibt und es nur durch den Reiz seiner Persönlichkeit lebenskräftig erhält, wie man dies so häufig in Frankreich wahrnimmt; publizistische Erscheinungen, wie der „Intransigeant" des Herrn Rochefort, die „Autorité" des Herrn Cassagnac oder die „République Française" zur Zeit Gambettas sind denn auch in den Vereinigten Staaten nicht zu finden [1]). — Der deutsche Journalismus und der Geschmack des deutschen Publikums gehören vorwiegend dem englisch-amerikanischen Typus an. Hier hat sich denn auch das politische Räsonnement in der Presse viel später entwickelt als in den französischen Zeitungen, und es hat so recht eigentlich erst mit der grofsen Revolution begonnen. —

Der Subjektivismus in der Presse kann sich unmittelbar und ausdrücklich geltend machen, aber auch mittelbar und indirekt in der Art des Referates, in der Manier der Darstellung von Tatsachen, in der Gruppierung, eventuell auch in der Verschweigung derselben, welche letztere bis zum absichtlichen Totschweigen von Ereignissen und Persönlichkeiten

---

[1]) Vgl. Paul de Rousiers, „La vie américaine" Bd. II, S. 260.

gehen kann. Es ist klar, dafs die indirekte, verhüllte Form des Subjektivismus die bedenklichere ist. Der offen ausgesprochenen Meinung des Blattes kann der Leser die eigene Meinung entgegenstellen, er kann die Kritik kritisieren. Die andere Art der Beeinflussung aber läfst sich schwerer kontrollieren, hier kämpft die geistige Selbständigkeit des Lesers mit einem unsichtbaren Gegner. Dafs es Fälle gibt, wo Unterdrückung und Verschweigung von Tatsachen ein Gebot der Loyalität, des Taktes, der Moral, auch der Vaterlandsliebe ist, wurde bereits hervorgehoben, und diese Fälle sind hier naturgemäfs ausgenommen. Schwieriger ist die Frage, wenn es sich um andere Fälle absichtlicher, gewollter Verschweigung handelt. In Wien hat es sich in den achtziger Jahren ereignet, dafs eine Reihe von Blättern einen Parlamentarier mit dem Boykott belegten, seinen Namen und seine Reden lange Zeit hindurch grundsätzlich totschwiegen. Über die Berechtigung eines solchen Vorgehens wurden damals viele theoretische Kontroversen geführt. Das Verhalten der Wiener Presse wurde zum Teile als eine Fälschung der Tatsachen scharf verurteilt, da der Leser den Anspruch auf eine wahrheitsgetreue und erschöpfende Darstellung der öffentlichen Ereignisse habe; aber es fehlte den Wiener Zeitungen auch nicht an eifrigen Anwälten. Der erwähnte Parlamentarier hatte in einer Reihe von öffentlichen Reden einen heftigen Feldzug gegen die Wiener Presse eröffnet und sie samt den ihr angehörenden Persönlichkeiten schwer beleidigt. Zu Gunsten der Revanchemafsregel der Blätter wurde nun ein schwerwiegender Grund angeführt: Ein politisches Tagesblatt, sagte man, sei keine leblose Registrierungsmaschine, kein Phonograph, der mechanisch die Weltereignisse in sich aufnimmt und sie ebenso mechanisch wiedergibt. Eine Zeitung sei ein lebendiger Organismus, sei Fleisch und Blut, sie werde von denkenden und fühlenden Menschen verfafst, die das Recht haben, ein Ehrempfinden zu besitzen — und diesen Männern könne man nicht zumuten, dafs sie in ihrem eigenen Blatte ihrem Beschimpfer das Wort erteilen. Hier wurde also die geflissentliche Ver-

schweigung als berechtigter Akt der Notwehr erklärt und gebilligt. —

Was nun die einzelnen Gebiete betrifft, auf denen sich Räsonnement und Kritik der Zeitung bewegen, so war die ästhetische und literarische Kritik seit jeher prinzipiell weniger angefochten als die Äufserung politischer Urteile. Die bereits erwähnte Bewegung gegen das Zuviel an Subjektivismus in der Tagespresse richtet sich vornehmlich gegen die Politik. Beachtenswert ist, dafs es Zeitungsmänner und zwar solche ersten Ranges gab, welche das politische Räsonnement überhaupt als aufserhalb des Aufgabenkreises der Tagespresse gelegen erachteten. Man lese, was Cotta am 11. April 1847 an Zedlitz schreibt: „Ihre Ansicht, dafs die Allgemeine Zeitung sich jetzt als Macht gerieren und mit täglichen leitenden Artikeln vorgehen müsse, kann ich nicht teilen. Die Allgemeine Zeitung hat die leitenden Artikel von jeher geradezu ausgeschlossen, und zwar aus dem einfachen Grunde, dafs sie sich nie über die Geschichte stellen zu dürfen glaubte, wenn sie denkende Leser in die Länge befriedigen sollte, um so eifriger aber sich bemühte, die Geschichte übersichtlich so treu als möglich wiederzugeben. Sollte sie von dieser Linie sich entfernen und versuchen, selbst Geschichte zu machen, die Geister in diese oder jene Richtung hinein zu ziehen durch irgend welche Redaktionsweisheit?“ Noch schärfer äufsert sich Cotta in einem wenige Tage vorher eigenhändig aufgesetzten Konzept desselben Briefes; es enthält die folgenden später weggelassenen Stellen: „Mein seliger Vater hatte die Ansicht, dafs die Allgemeine Zeitung nie leitende Artikel, die von ihrer Redaktion ausgehen, geben dürfe, er bezeichnete im Gegenteil ihre Linie als eine solche, die jede ausgesprochene Farbe seitens der Redaktion ausschliefsen müsse, um keiner Partei die Lust zu nehmen, sich in ihrem Namen auszusprechen. . . . Ich kenne keinen Menschen unter Gottes Sonne, dessen Ansicht ich als allein wahre mit meinem Gelde honorieren und mit meinem Namen in der Welt verbreiten möchte. Dies will und kann ich nur

für alle ruhig und wissenschaftlich ausgesprochenen Ansichten tun, weil die Ansichten aller zusammengenommen allein mir das Providenzielle zu repräsentieren scheinen, weil der Verstand aller mehr ist, als der des Einzelnen, und weil jedenfalls nur aus dem Kampfe aller und der verschiedensten Meinungen die Wahrheit hervorgehen kann. Wenn ich die verschiedensten Meinungen alle sprechen lasse, so lasse ich Gottes Stimme vernehmen; wenn es blofs der leitende Artikel eines Redakteurs ist, ach, dann ist es ja nur irgend eine Ansicht, die möglicherweise im einzelnen Falle sehr irren kann. Mein teuerster Freund, das kann auch Ihr Ernst nicht sein, mir für die Allgemeine Zeitung zu raten, sie mit leitenden Artikeln einherstolzieren zu lassen, wie jede andere Parteizeitung! Wo wäre auch der Mann zu finden, geistig und politisch so hochgefürstet, dafs er alle Tage über alle, auch die verschiedensten Dinge, das Wahre und Rechte zu sagen wüfste! Ich für meinen Teil bin also geneigt, die Allgemeine Zeitung auf ihrer primitiven Linie fortfahren zu lassen, überzeugt, dafs sie nur auf dieser den rechten Weg gehe und überall in allen Landen, in allen Zeiten und bei allen Parteien als Träger der Wahrheit und des Menschengeistes nur dann nützlich dienen und als unparteiisches Organ akkreditiert bleiben kann, wenn sie dieses Programm nicht verläfst . . ." [1]).

Cotta spricht also die Überzeugung aus, seine Zeitung sei nicht berufen, die politische Leitung ihres Leserkreises zu übernehmen und auf dessen politischen Willen bestimmend einzuwirken, sondern sie habe nur als Depositorium der Tatsachen und höchstens als Depositorium der mannigfachsten Meinungen zu dienen, mit denen sich die Redaktion keinesfalls zu identifizieren habe. Diese Auffassung ist heute grofsenteils aufgegeben. Die meisten Blätter von Rang und Ansehen wollen Organe der „presse d'opinion" sein, d. h. lebendige Faktoren in der Bildung der öffentlichen Meinung, bestimmende und mitwirkende Elemente in der politischen

[1]) Ed. Heyck a. a. O. S. 271—273.

und Parteibewegung ihres Landes. Die grofse Majorität der Leser vermag auch die publizistische Führung nicht mehr zu entbehren. Die öffentlichen Dinge sind so komplex geworden, es sind so weite Kreise von ganz heterogenen Angelegenheiten zu überschauen, dafs der Berufsmensch, der Zeit und Aufmerksamkeit seinen eigenen Angelegenheiten widmen mufs, ohne sachkundige Leitung sich kaum mehr in dem Wirrsal zurecht finden würde. — Allein bei voller prinzipieller Anerkennung des politischen Räsonnements wird eine Reihe von Einwendungen gegen dessen praktische Ausübung erhoben. Die erste derselben richtet sich gegen die Überfülle des Räsonnements. Grofse Blätter bringen täglich einen, viele auch zwei politische Artikel. Da man voraussetzen mufs, dafs der politische Artikel an einen belangreichen aktuellen Anlafs anknüpft, so müfste man folgern, dafs jeder Tag mindestens ein oder zwei relevante Ereignisse brächte, die des Leitartikels wert sind. Schon darin liegt ein tatsächliches argumentum a contrario. Weitere Beschwerden gelten jenem Moment im politischen Urteil, das sonst die Tugend der Zeitung ausmacht: der Aktualität. Die Aktualität in der Berichterstattung ist der höchste Ruhm der Zeitung; im politischen Urteil will man sie nicht ohne weiteres als Vorzug gelten lassen. Tiefgründige Menschen fühlen sich unangenehm berührt durch die Fixigkeit, womit der Journalist sein Urteil über jedes Ereignis augenblicklich sich bildet und zu Papier bringt. Sie wollen die Möglichkeit eines gründlichen und vertieften Urteils bei solcher Raschheit der Konzeption nicht zugeben, wittern überall die geprägte feststehende Phrase oder die Applikation des Parteistandpunktes und hassen das „dilettantische sich wiegen in hochpolitischen Gesichtspunkten und Orakeln,“ von welchem Heyk[1]) spricht. Auch lehnt sich ihr Selbständigkeitssinn dagegen auf, über jedes wichtige Ereignis sofort eine fertige Meinung vorgesetzt zu erhalten. Dazu kommt als drittes Moment, dafs nirgends das abgegriffene Schlagwort, die hohle

---

[1]) S. 54 a. a. O.

Gemeinplätzigkeit und Gedankenlosigkeit sich in solchem Mafse breit macht und mit solchem Aplomb überlegener Staatsweisheit auftreten darf wie hier. Neben politischen Betrachtungen, worin tiefes Wissen, sorgsame Überlegung, ehrliche Gedankenarbeit und reinlicher Stil sich vereinigen, finden sich leider genug andere, die von dem gebildeten Leser als schreiender Mifsbrauch der Kunst des Buchdruckes empfunden werden. Daher schliefslich die Gleichgültigkeit vieler Leser gegen den politischen Artikel und das ganze politische Räsonnement des Blattes. Was daraus folgt, liegt klar zu Tage: eine gröfsere Sparsamkeit im Verschleifsen politischer Ansichten, eine vertiefte Sachlichkeit, strenger Ernst und peinliche Gewissenhaftigkeit in der Abgabe politischer Meinungsäufserungen werden nicht nur dieses ziemlich verwilderte Gebiet journalistischer Betätigung auf ein höheres Niveau heben, sondern auch ihm seine Bedeutung und die ernste Beachtung des gebildeten Lesers wieder verschaffen. —

Aus ganz anderen Motiven erwächst die Anfechtung, der die wissenschaftliche, ästhetische und literarische, die Kunst- und Theaterkritik begegnen. Sie hat ihre geborenen und geschworenen Feinde zunächst im Lager der Schaffenden. So alt die publizistische Kritik und Rezension ist, so alt ist der Kriegszustand zwischen ihr und den produzierenden Schriftstellern, den bildenden und darstellenden Künstlern. Kaum dafs in Frankreich die ersten Zeitungen entstehen, klagt schon ein Autor: „Tout écolier au sortir du collége, sans être en état d'écrire dix pages sur aucun objet de littérature et de philosophie, se croit en état d'annoncer par souscription un journal, où il juge d'un ton tranchant les plus grands écrivains et les meilleurs philosophes[1]."

Sehr interessant sind die Anführungen Taverniers über die fast allgemeine Bewegung gegen die journalistische Kritik in der Zeit kurz vor Ausbruch der grofsen Revolution. Aufser den Politikern waren es auch Gelehrte, Schriftsteller

[1]) Hatin, Bibliographie de la Presse française.

und vor allem Komödianten, welche gegen die Männer der Presse die öffentliche Gewalt zur Hilfe riefen. Bekannt ist der abgrundtiefe Haſs Voltaires gegen die Kritik. Er, der für sich selbst jede nur erdenkliche Freiheit in Anspruch nahm, griff zu den abenteuerlichsten Mitteln, um die Kritik im Zaum zu halten oder zu züchtigen; mit wahrer Berserkerwut kämpfte er darum gegen Fréron und Desfontaines. In einem von Malesherbes zusammengestellten Verzeichnisse der in jener Epoche gegen die Presse erhobenen Rekriminationen findet sich unter anderem folgendes: Die Ärzte beschweren sich darüber, daſs populäre Abhandlungen über medizinische Fragen veröffentlicht werden; die Tondichter bezeichnen es als einen Verstoſs gegen Ruhe und Ordnung, daſs man in den öffentlichen Blättern die italienische Musik als die einzig gute hinstellen darf; die Schriftsteller möchten am liebsten die Kritik auf Null reduzieren; der groſse d'Alembert heischt Rache im Namen der beleidigten Enzyklopädie; die Schauspieler bringen es 1775 zuwege, daſs die Veröffentlichung des „Journal des Théâtres" unterbrochen und schlieſslich ganz eingestellt wird, dessen Leiter, Le Fuel de Méricourt, nach London flüchten muſs, und die „Année Litéraire" wird unterdrückt, weil Fréron es sich hat beikommen lassen, dem Schauspieler Desessart den Beinamen eines Bauchredners (Ventriloque) zu geben [1]).

Es verdient festgehalten zu werden, daſs auch anderwärts die öffentliche Gewalt regelmäſsig geneigt war, nicht nur die kritische Tätigkeit gegenüber der Regierung und den Behörden niederzuhalten, sondern auch die darstellenden Künstler vor ihr zu schützen. In Wien bestand eine 1776 erneute Verordnung, die den Blättern geradezu verbot, etwas über das Theater zu schreiben. Kein Wunder, wenn zwei Jahre später sich im Diarium der Satz findet: „Eine Zeitung hat nichts mit der Kritik gemein." Als im Jahre 1798 Kotzebue (im Auftrage des Vizedirektors des Hofburgtheaters) anonyme Kritiken in der „Wiener Zeitung"

---

[1]) Tavernier a. a. O. S. 48 und 49.

veröffentlichte, protestierte die Polizeidirektion in einer Eingabe an den Kaiser, worin bemerkt wird: „Diese Idee wird nach der allgemeinen Stimme des Publikums für sehr unschicksam und auffallend erklärt. Das Wiener Diarium ist seiner Bestimmung nach ein politisches Zeitungsblatt und erscheint selbst mit dem Gepräge einer Hofzeitung; man wundert sich daher ebensosehr, neben den Staatsnachrichten und allerhöchsten Verordnungen darinnen Theaterkritiken zu finden als in der Petersburger Hofzeitung Anekdoten von der Wachtparade zu lesen. . . . Da nun von dieser neuen Einrichtung im ganzen für die Schauspielkunst nichts Erspriefsliches zu erwarten ist, weil Kritiken dieser Art (!) die Schauspieler nur reizen, aber nicht bessern, das Publikum aber solche im Diario unter dem Artikel Wien sehr am unrechten Platze findet; so dürften Eure Majestät geruhen, der Vizedirektion den allerhöchsten Befehl erteilen zu lassen, dafs es von Einrückung dergleichen Kritiken in dem Wiener Diario wieder abzukommen habe, jedoch sei es gestattet, noch ferneres wie vorhin auch geschehen ist, in den Beilagen von den neu aufgeführten Stücken, jedoch ohne sich in eine Kritik einzulassen, Meldung zu machen, welche Nachricht jedoch allemal vorläufig dem gewöhnlichen Theaterzensor zur Benehmigung vorzulegen wäre." In der Tat erging ein kaiserlicher Befehl im Sinne dieses Antrages. Erst im Jahre 1840 wurde der „Wiener Zeitung" die Veröffentlichung von Theaterkritiken, und auch da nur unter vielen Einschränkungen und vorsichtigen Klauseln gestattet[1]). In Petersburg genossen noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Mitglieder der kaiserlichen Bühne unmittelbar behördlichen Schutz gegen kritisierende Journalisten. Erst 1828 erhielt Bulgarin das Recht zur Verfassung von Theaterkritiken, späterhin auch die St. Petersburger Zeitung. Doch war die Ausübung des kritischen Amtes noch weiterhin mit Schwierigkeiten verknüpft, sie unterlag der Zensur der 3. Abteilung

---

[1]) „Zur Geschichte der kaiserl. Wiener Zeitung" S. 144—146.

der „Eigenen Kanzlei," die es mit dem Schutze der Künstler vor unglimpflicher Behandlung sehr ernst nahm. Im Jahre 1830 wurden dem französischen Blatte in Petersburg „Le Fouet" die Theaterkritiken ausdrücklich untersagt[1]).

Der grofse Kampfruf der Produzierenden gegen die Kritisierenden, das „schlagt ihn tot, den Hund, es ist ein Rezensent" gilt noch heute; man sagt es nicht, aber man denkt sichs. Der Gegensatz ist natürlich, ist in der menschlichen Natur tief begründet und es bedarf deshalb keiner Suche nach entlegenen psychologischen Gründen. Zumeist ist es verletzte Selbstliebe und Eitelkeit, die sich gegen die publizistische Kritik empört. Der schaffende Künstler und Literat hat das Bewufstsein des höheren Wertes der produzierenden gegenüber der rezensierenden Tätigkeit. Schaffen ist durchschnittlich mehr als urteilen, und aus dieser allgemeinen Wahrheit leitet er nur zu gerne den Schlufs ab, dafs auch seine konkrete Tätigkeit höher zu bewerten sei, als die ihm gegenüberstehende konkrete Kritik. Dafs dieser Schlufs in solcher Allgemeinheit nicht zutrifft, braucht nicht bewiesen zu werden. Eine Kritik von wenigen Zeilen kann turmhoch über dem Machwerk eines Stümpers stehen. Aber so unbegründet dieser Hafs gegen die Kritik in ihrer Allgemeinheit ist, so wird doch der ehrliche und gewissenhafte Rezensent daraus eine fruchtbare Regel ableiten. Sie besteht darin, dafs er in jeder ihm vorliegenden literarischen oder künstlerischen Leistung, ihr Wert mag so hoch oder so gering wie immer sein, immerhin wenigstens eine Äufserung des schaffenden Prinzips achte. Was den Künstler und Schriftsteller so oft an der Rezension erbittert und das gegenseitige Verhältnis so unerquicklich gestaltet, das ist der Gedanke, dafs hier jemand, der den Vorteil des ungeheuer starken publizistischen Resonanzbodens für sich hat, oft mit ein paar schnoddrigen Zeilen und einem frivolen Witze die Frucht ehrlicher und mühsamer Arbeit zunichte machen kann. Diese Empfindung darf der Kritiker niemals aufkommen lassen. Auch im

---

[1]) „Die Geschichte der St. Petersburger Zeitung" S. 98.

schärfsten Tadel und im vernichtenden Urteil mufs ihn, sofern er es nicht gerade mit einem gemeinschädlichen Machwerk zu tun hat, die Pietät für die schaffende und gestaltende Tätigkeit leiten. Ist dies der Fall, dann wird er sich jener verletzenden Leichtfertigkeit und Suffisance des Urteils zu enthalten wissen, zu welcher der Besitz eines so gewaltigen Machtmittels, wie die Presse es ist, leicht verleitet, und sein Urteil wird jene innere Kraft sowie jene Autorität des sittlichen Ernstes gewinnen, die auch der abfälligsten Kritik das Hämische und Aufreizende benimmt. Mag dann das Opfer seines gerechten Urteils vor Zorn aufschäumen, das Gewissen des Kritikers ist rein und er wird einsichtige Leser an seiner Seite haben[1]).

---

[1]) Sehr schön sagt deshalb Camille Mauclair: „Die Tätigkeit des Kritikers setzt sich aus vier Phasen zusammen. Die erste ist, zu lieben, vor jedes Werk hinzutreten mit einem Gefühl des Dankes und der Liebe für Menschen, die, seien sie auch mittelmäfsig, sich den irdischen Freuden des Tages und dem unmittelbar Nützlichen entrissen haben, um etwas zu schaffen, das sich mehr oder minder einem geistig-sittlichen Ideal nähert. Die zweite Phase ist das Urteilen, das Werk prüfen, indem der Kritiker von seiner persönlichen Richtung und Neigung absieht und sich in die Untersuchung vertieft, was der Künstler nach seinen (des Künstlers) Absichten schaffen wollte, und mit welchen Erfolgen er seine technischen Mittel in den Dienst dieser Absichten zu stellen wufste; das ist die einzig richtige Art der Würdigung eines Talentes. Die dritte Phase ist das Vergleichen, indem man den Autor neben andere Künstler stellt, die gleiche oder ähnliche künstlerische Absichten verfolgt haben, und nun prüft, welchen Grad der Selbständigkeit er erreicht, worin er sich differenziert, und zu welcher Höhe der Ausdrucksfähigkeit er im Vergleiche mit jenen anderen gelangt ist. Das vierte Stadium ist dann das Klassieren, das Einordnen: der Kritiker hat sich Rechenschaft zu geben von der Tragweite jener geistigen Bewegung, welcher der Autor dient, von ihrer Bedeutung für die Evolution der Menschheit . . . Eine solche Kritik wäre ihres Namens würdig. Das wäre nicht die insolente Laune eines unnützen Menschen, der die redlich Schaffenden von oben bis unten mifst, sondern eine liebevolle Gewissenserforschung, die wirklich Reichtümer zu Tage fördert, um sie der Menschheit nutzbar zu machen . . .“ („La Revue“ 1902, Nr. 17.)

Holtzendorff sagt, „eine gesunde Kritik sollte bei der Beurteilung künstlerischer Leistungen weniger darauf sehen, Proben des

Mit diesem obersten Gesetze aller kritischen Tätigkeit sind freilich die Bedingungen nicht erschöpft, die ein ein-

---

eigenen Scharfsinnes abzulegen, als mehr danach streben, unsere Fähigkeit zur Aufnahme geistiger Genüsse zu steigern". — Eine Kritik, die nicht von solchen reinen Absichten geadelt ist, verfällt auch leicht dem Verdachte, daſs sie der Ausdruck eines mephistophelischen Hasses der Impotenz gegen das schaffende Element sei, und daraus erklärt sich dann ein Wort wie das Disraelis: „Ein Kritiker ist ein Mann, der in der Literatur und in den Künsten Bankerott gemacht hat."

Die Bewegung gegen die Kritik ist neuerdings stärker und allgemeiner geworden; es sei nur an Sudermanns bekannten Feldzug erinnert. Bezeichnend ist, daſs selbst ein so vorwiegend kritischer Geist wie Max Nordau dieser Bewegung die Berechtigung nicht abspricht, sondern ihr schwerwiegende psychologische Gründe zubilligt. Er erkennt die Ausartung und Verwilderung der Kritik an und meint, man sollte sich bescheiden, die ästhetische Kritik nicht mehr als Richtspruch über das kritisierte Werk, sondern nur als ästhetisches Bekenntnis des Kritikers anzusehen. „So angeschaut", schreibt er in der „Neuen freien Presse", „würde die ästhetische oder ästhetisierende Betrachtung über ein Kunstwerk nicht irreführen und nicht schaden. Man würde sich nicht fragen, ob sie richtig, sondern ob sie an sich fesselnd und unterhaltlich ist. Sie würde vielleicht, ja wahrscheinlich in manchen Fällen Interesse für das sie veranlassende Werk wachrufen, wie Ruskins „Stones of Venice" Scharen von Kunstpilgern nach Venedig, Washington Irvings „Alhambra" Generationen von Amerika nach Andalusien gelockt haben, aber nur ein ganz kindlicher Leser würde sich einbilden, daſs ein Aufsatz über ein Kunstwerk ihm die Kenntnis des Kunstwerkes vermittelt, ihn darüber belehrt, welchen Schönheitswert es für ihn haben würde, ihn der Notwendigkeit enthebt, es selbst kennen zu lernen, wenn er einen Eindruck davon haben will." Herr Nordau weist damit allerdings der Kritik eine ziemlich niedrige Funktion zu, die erziehliche und veredelnde Aufgabe der Kritik käme hierbei sehr zu kurz. Wertvoll in der Äuſserung Nordaus ist aber der Gedanke, daſs vornehmlich die Raschheit und Voreiligkeit der Kritik, die der Vorführung des Werkes auf dem Fuſse folgt, den Schaffenden erbittert: „Er wünscht und erwartet mit Recht, daſs die Welt an sein Werk unbefangen herantritt und es unmittelbar von ihm empfängt. Jeden, der sich zwischen ihn und sein Publikum drängt, ihn bei diesem gewissermaſsen verklatscht, es im voraus gegen ihn einnimmt, muſs er naturgemäſs als einen verderblichen Zwischenträger und Feind ansehen. Das Miſsfallen, das ein reizloses Werk bei dem wirklichen, nicht durch kritische Ohrenbläserei bestimmten Publikum er-

wandfreies Urteil in ästhetischen Dingen zu erfüllen hat; allein auf die übrigen Anforderungen sei nicht näher eingegangen, weil sie durchwegs Selbstverständlichkeiten sind, so viel auch dagegen gesündigt werden mag. Dafs der Rezensent das besondere Gebiet seines kritischen Amtes mit der Sicherheit eines wirklichen Fachmannes beherrschen mufs, bleibt noch immer wahr, wenngleich Dilettantismus und Alleswisserei hier ihr Unwesen treiben. Dafs ferner die persönliche Unbefangenheit des Kritikers jedem Zweifel entrückt sein mufs, ist ebenso selbstverständlich, wie es leider wahr ist, dafs auch diese Selbstverständlichkeit oft aufser acht gelassen wird. Hieher gehört der vielerörterte Fall, dafs das Amt des Theaterrezensenten von Persönlichkeiten verwaltet wird, die nicht nur selbst als Bühnenschriftsteller wirken — was kein Hindernis wäre — wohl aber in dieser ihrer Eigenschaft zu eben derselben Bühne Beziehungen pflegen, über welche sie referieren. Hier liegt eine Inkompatibilität vor, die zum mindesten den Schein der Befangenheit erzeugt. Auch der Straf- oder Zivilrichter, der aus bestimmten, in seiner Person gegebenen Gründen von der Rechtsprechung in einem einzelnen Falle ausgeschlossen ist, könnte ja vielleicht trotz

---

regt, nimmt kaum jemals die Form einer heftigen Ablehnung an; es äufsert sich in der Regel nur in eisiger Gleichgültigkeit. Auch diese schmerzt den Künstler, gewifs, aber nie so akut wie das Geschofs oder der Hieb einer konkreten Kritik.“ Nordau unterläfst jedoch, aus dieser richtigen Beobachtung die Folgerung zu ziehen. Man müfste der Frage näher treten, ob nicht die jetzige unheimliche Fixigkeit der Kritik das Übel sei. Wenn über ein heute abends zum erstenmale aufgeführtes Drama nicht bereits morgen früh das gedruckte Urteil vorliegt; wenn vielmehr ein ansehnlicher Teil des Publikums Gelegenheit hat, das Stück zu sehen, ehe eine Rezension erschienen ist, und wenn die gedruckte Kritik sich erst nach Verlauf einer angemessenen Frist einstellt, dann ist zweierlei erreicht: die Kritik selbst kann vertiefter, sorgfältiger erwogen und leidenschaftslos sein, und andererseits fehlt dem Schaffenden der Anlafs zur Beschwerde, dafs die Kritik das Publikum voreingenommen oder gar verscheucht habe. Es wäre deshalb der Erwägung wert, ob die Tagespresse nicht etwa einen bestimmten Tag der Woche für die Theaterkritik reservieren sollte, statt diese unmittelbar der Aufführung folgen zu lassen.

jener Umstände ein gerechtes Urteil fällen; allein einer guten Rechtspflege mufs daran liegen, dafs das Urteil nicht nur gerecht sei, sondern dafs auch jeder Grund zum Zweifel an dessen Gerechtigkeit ausgeschlossen werde, und darum gibt es genau festgestellte Exkludierungsfälle. Ebenso soll der Bühnenschriftsteller, dessen Werke in der Direktionskanzlei eines Theaters zur Prüfung vorliegen oder an dem Theater gespielt werden, von dem kritischen Amte gegenüber dieser Bühne ausgeschlossen sein, damit sein Urteil nicht nur gerecht *sei*, sondern es auch *scheine*.

Dritter Abschnitt.
Schöngeistiger Teil.

Fassen wir die Stellung der modernen Presse zur rein schöngeistigen Produktion ins Auge, so müssen wir uns vor allem klar darüber sein, dafs eigentlich alle Teile des Blattes, in denen es sich um selbständige Auffassung und wirklich literarische Formgebung handelt, ein Stück schöner Literatur sind oder wenigstens sein sollen. Der Journalist wird oder soll sich bemühen, überall dort, wo er nicht trockene Tatsachennotierung zu bieten hat, die schöne Form zur Geltung zu bringen, und er wird es nach denselben Regeln tun müssen, die für die schöngeistige Produktion im allgemeinen mafsgebend sind. Eine kleine Stimmungsnotiz vom Tage kann ein ästhetisches Meisterwerk sein; das Kunstreferat, die Theater- und Buchkritik greifen vielfach in das Gebiet schöngeistigen Schrifttums hinüber. In allen diesen Beziehungen aber tritt das schöngeistige Moment nur als Schmuck und Zierde des *Aktuellen* auf, das die eigentliche Domäne der Zeitung ist: die Darstellung und Erörterung des Aktuellen wird schöngeistig veredelt. Allein auch die schöngeistige Produktion an sich, losgelöst von allem Aktuellen, hat sich ein weites Gebiet in der modernen Zeitung erobert. Längst ist in der Zeitung der Roman heimisch geworden, auch derjenige, der von jedem Gegenwartsinteresse frei ist, oft in weit entfernten Zeiten und Ländern

spielt und sonach im strikten Gegensatz zu dem innersten Wesen der Zeitung steht. Nicht minder häufig begegnen wir der Novelle und Novellette, nicht selten verirrt sich selbst ein Stück reiner Lyrik in die Spalten der Blätter, auch Epigramme finden sich, die aufserhalb des Tagesinteresses stehen und allgemein menschliche Interessen berühren — nur Epos und Drama behaupten nach wie vor ihre selbständige Buchexistenz.

Hier tritt uns die Frage entgegen: welchen Einflufs übt die Zeitung auf die schöne Literatur und umgekehrt? Sie ist nach zwei Richtungen ins Auge zu fassen. Zunächst handelt es sich darum, ob die rein literarische Produktion durch die Zeitung gefördert oder gehemmt wird, und weiter, ob das literarisch-ästhetische Geniefsen, mit anderen Worten, ob vornehmlich die Buchlektüre durch die Zeitung, wie vielfach behauptet wird, eine empfindliche Beeinträchtigung erfährt oder nicht. Diese Frage wird aber besser erst im Zusammenhange mit der allgemeinen Untersuchung über die Stellung der Presse im geistigen Leben der Gegenwart behandelt werden.

Vierter Abschnitt.

Publizitäts- und geschäftsvermittelnder Teil.

In nichts prägt sich die überragende Stellung, welche die Tagespresse im modernen Kulturleben einnimmt, so kräftig und überzeugend aus, wie in dem Aufschwunge des Inseraten- und Annoncenwesens, sowie in der Tatsache, dafs es allerorten der Tagespresse gelungen ist, zum Teile unter Überwindung starker Widerstände, diese Funktion völlig an sich zu reifsen. Das Zeitungsinserat tritt schon frühzeitig auf. Seine Heimat ist England, doch herrscht nicht Einmütigkeit darüber, wann und wo in England die erste Zeitungsannonce erschienen ist. Als ältestes Inserat wird das in der Nummer vom 12. April 1649 des „Impartial Intelligencer“ bezeichnet, worin ein Edelmann für die Zustandebringung von zwei gestohlenen Pferden eine Be-

lohnung aussetzt. 1657 gründet der Buchhändler Newcombe den „Public Advertiser“, der ausschliefslich der Veröffentlichung von Inseraten gewidmet ist; die anderen Blätter hatten höchstens drei oder vier Annoncen, die inmitten des übrigen Textes verstreut waren. 1652 wird im „Mercurius politicus“ ein Heldengedicht auf Oliver Cromwell angekündigt, in einer Annonce desselben Blattes vom 30. Dezember 1658 finden wir zum ersten Male den Tee erwähnt. Die übrigen Annoncen des „Mercurius politicus“ beziehen sich auf entlaufene Lehrjungen oder Negerknaben, den Zeitpunkt der Abfahrt der Postkutschen für die Provinz und dergl. — In Frankreich gründete der berühmte Renaudot, der Vater des französischen Prefswesens, schon im Jahre 1633 ein Blatt, das ausschliefslich dem Annoncen- und Verkehrswesen gewidmet war, die „Feuilles de Bureau d' Adresses“. In Deutschland sollen sich nach Hjalmar Schacht [1]) die ersten Inserate im 4. Stücke des Jahrganges 1665 der Berliner „Einkommende Ordinari Postzeitungen“ finden, dort sind mehrfach Anzeigen enthalten, wie die folgende: „Hierbey werden einige relationes von dem Cometen umb 1 Groschen absonderlich verkauft“. Die Spezialisierung des Anzeigewesens in ausschliefslich hiefür bestimmten Intelligenzblättern hat sich in Deutschland frühzeitig entwickelt und viel länger erhalten, als etwa in England. In England eroberte sich die politische Tagespresse das Inseratenwesen im Sturmangriff und sicherte sich hiemit die Grundlagen ihres materiellen Gedeihens, die Möglichkeit jener grofsartigen Leistungen, durch welche die englische Presse ihre weithin ragende Stellung im Journalismus gewonnen hat. Anders in Deutschland. Durch landesherrliche Kabinettsordres oder auf Grund landesfürstlicher Privilegien wurden Intelligenzblätter ins Leben gerufen, denen ein Inseratenmonopol zukam; es mufsten entweder alle oder doch die Anzeigen bestimmter Art in den staatlich privilegierten Intelligenzblättern bekannt gemacht werden. Die Intelligenz-

---

[1]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, 1899.

blätter bildeten nämlich eine ansehnliche fiskalische Einnahmequelle und die Einnahmen wurden, wie es so häufig in den primitiven Stadien der staatlichen Finanzwirtschaft geschah, von vorneherein bestimmten Zwecken zugewiesen, so in Preufsen dem Militärwaisenhaus zu Potsdam, in Mainz dem St. Rochusspital. Lange Zeit herrschte die auch in offiziellen Akten niedergelegte Auffassung vor, dafs der politischen Presse nur die Veröffentlichung von Neuigkeiten, die Anzeige neu erschienener Bücher und dergleichen zukomme[1]). Das Monopol der Intelligenzblätter mufste natürlich fallen, als die übrigen Fesseln der Presse fielen, und heute bildet das Inseratenwesen eine der wichtigsten materiellen Grundlagen der Tagespresse Es wird an anderer Stelle noch eingehender dargelegt werden, dafs die aufserordentlich kostspieligen Leistungen des modernen Journalismus ganz aufser Verhältnis stehen zu dem sehr geringfügigen Preise, den der Abnehmer zahlt, und dafs jene Leistungen, beziehungsweise der minimale Preis der Blätter nur ermöglicht werden durch den Ertrag des Inseratengeschäftes. Dort wird auch der Ort sein, um sich mit jenen Schriftstellern (Heinrich v. Treitschke, Ferdinand Lassalle, Ed. v. Hartmann) auseinander zu setzen, die das Inseratenwesen von der politischen Tagespresse loslösen und es entweder zum Staatsmonopol oder zur Aufgabe besonderer privilegierter Inseratenblätter machen wollen.

Eine ausschliefsliche Annoncenpresse besteht gegenwärtig fast nur mehr für bestimmte Geschäftszweige, wie Realitätenverkehr, Wohnungsvermietungen etc. Das hindert aber nicht, dafs im Annoncenwesen der politischen Tagesblätter eine gewisse Spezialisierung Platz greift. In England war diese Erscheinung frühzeitig wahrzunehmen, jedes Blatt hatte seine Inseratenspezialitäten. „Morning Post“ kultivierte das Angebot und die Nachfrage in Pferden und Wagen,

---

[1]) Näheres ist zu finden in der tüchtigen Schrift von Dr. Ludwig Munzinger: „Die Entwicklung des Inseratenwesens in den deutschen Zeitungen“. Heidelberg 1902.

„Public Ledger“ pflegte Reedereiartikel und Engrosverkäufe überseeischer Waren, „Morning Herald“ und „Times“ widmeten sich dem Immobiliarverkehr, „Morning Chronicle“ war die bevorzugte Stätte der Buchinserate. Das Publikum bekundete hierin einen weitgehenden Konservativismus; der „Public Ledger“ zum Beispiel hatte wegen seines dürftigen Inhaltes schon längst seine publizistische Stellung eingebüfst, genofs aber noch viele Jahrzehnte hindurch sein einträgliches Monopol in Reedereisachen. —

Unter Inserat oder Annonce wird im weitesten Sinne jede Veröffentlichung in Zeitungen verstanden, welche vom redaktionellen Teile getrennt und nicht intellektuelles Produkt der Redaktion ist, sondern aus dem Publikum hervorgeht und den Zweck verfolgt, gewissen Mitteilungen und Ankündigungen die Publizitätskraft des Blattes zu verleihen. Die Publizität ist es denn auch, die der Inserent in erster Linie bezahlt; die Höhe des Entgelts für das Inserat hängt ab von der Verbreitung des Blattes, von der Zahlungsfähigkeit des Inserenten und von der Gröfse des Raumes, den die Ankündigung einnimmt. Allein das Wort Inserat oder Annonce umfafst verschiedenartige Dinge, die einer begrifflichen Sonderung unterzogen werden müssen.

1. Die erste Kategorie von Inseraten bilden jene Ankündigungen, die ausschliefslich den Zweck verfolgen, gewisse Verlautbarungen zur tunlichst allgemeinen Kenntnis zu bringen, ohne dafs damit die Absicht auf einen Geschäftsabschlufs, auf das Zustandekommen eines entgeltlichen Vertrages verbunden wäre. Der reinste Typus dieser Form von Inseraten ist die Ankündigung von persönlichen und Familienereignissen (Geburten, Verlobungen, Vermählungen, Todesfällen), ferner die Verlautbarung von Geselligkeits- und Humanitätsvereinen, behördliche Inserate etc. Man kann diese Art der Ankündigung das nicht geschäftliche Inserat nennen.

2. Den Übergang von diesem Typus zum nächstfolgenden bilden jene Ankündigungen von (zumeist grofsen) geschäftlichen Unternehmungen, die gleichfalls in erster Linie nur die Absicht verfolgen, Mitteilungen des Geschäftsbetriebes mit möglichster Publizitätskraft zu verlautbaren, ohne dafs damit unmittelbar die Absicht verknüpft wäre, einen Geschäftsabschlufs herbeizuführen. Hierher gehört die Verlautbarung von Fahrplänen der Eisenbahn- und Schiffahrtsunternehmungen, die Ausschreibung von Generalversammlungen der Aktiengesellschaften, die Mitteilungen der Beschlüsse dieser Versammlungen, insbesondere der Festsetzung der Dividende etc. Allein, wenn auch die Absicht hier nicht darauf gerichtet ist, unmittelbar einen Geschäftsabschlufs herbeizuführen, so bilden diese Mitteilungen doch einen Bestandteil des Geschäftsbetriebes. Sie sind mittelbar auf jenen Zweck gerichtet (die Publikation der Fahrpläne beispielsweise befördert und erleichtert den Abschlufs des Transportvertrages zwischen dem Passagier und der Verkehrsunternehmung), oder sie sollen die Geltendmachung eines bereits bestehenden Rechtsverhältnisses (z. B. zwischen einer Aktiengesellschaft und ihren Obligationären) erleichtern. Man kann diese Kategorie als die des geschäftlichen Verlautbarungsinserates bezeichnen.

3. Die meisten Inserate sind dazu bestimmt, den Abschlufs eines entgeltlichen Vertrages herbeizuführen (Vertragsinserate). Vorzüglich ist es der Kaufvertrag, indem entweder der Verkäufer seine und seines Artikels Existenz zur Kenntnis des Publikums bringt, zumeist in Verbindung mit einer Anpreisung der Ware (Reklame), oder indem ein Kauflustiger seine Kaufabsicht verlautbart (hierher gehört auch die Lieferungsausschreibung und dergl.). In allen diesen Fällen soll die Annonce die entgeltliche Übertragung des Eigentums, Kauf und Verkauf, veranlassen. Allein darüber hinaus hat sich das Inserat fast des gesamten Gebietes der entgeltlichen Verträge bemächtigt, die im geschäftlichen und sozialen Getriebe irgend welche Rolle spielen: Darlehen, Tausch, Auslobungen, persönliche Dienst-

leistungen aller Art, von denen des Hausgesindes bis zu denen des Arztes, zuletzt auch Ehevermittlung und die mehr oder minder verhüllte Vermittlung galanter Verhältnisse. Im allgemeinen überwiegt naturgemäſs das Angebot, allein auch die Nachfrage bedient sich im weiten Umfange des Inserates, ja in manchen Fällen, z. B. wo es sich um die Vermittlung zwischen Hauswirtschaften und Hausgesinde handelt, ist die Nachfrage meist stärker als das Angebot.

Die Bedeutung des Annoncenwesens für den wirtschaftlichen Organismus bedarf kaum des Beweises; das Zeitungsinserat stellt gegenwärtig die wirksamste Form der Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage dar. Das Bedürfnis nach irgend welcher Organisation einer solchen Vermittlung war ja in dem Augenblicke gegeben, da sich der Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft vollzog, und lange bevor das Zeitungsinserat bestand, suchte sich der Verkehr seine primitiven Wege zur Befriedigung jenes Bedürfnisses. In Wien z. B. wurden behördliche Anordnungen und Verbote, die an die Allgemeinheit gerichtet waren, zu Ende des 17. Jahrhunderts durch „öffentlichen Ruf" kund gemacht oder an öffentlichen Plätzen angeschlagen; wollte man einer Veröffentlichung weitere Verbreitung sichern, so kam es selbst bei streng privaten Angelegenheiten vor, daſs man die Kanzel heranzog. Die Dienst- und Arbeitsvermittlung erfolgte vor zweihundert Jahren teils durch Zünfte und „geschworene Zubringer", teils durch bloſse Empfehlung im Bekanntenkreise. Hatte man eine Wohnung oder andere Räume zu vermieten, so pflegte man nach altem Gebrauche an die Haustüren „Zettuln" anzuschlagen, wollte ein Händler oder Krämer seine Feilschaften bekannt machen, dann lieſs er sie auf Markt und Straſse öffentlich ausrufen und anpreisen, um Käufer anzulocken. Aber so primitiv und unzulänglich diese Art der Anzeige war, so kam ihr gleichwohl nicht einmal der Vorzug der Wohlfeilheit zu statten. Als Kaiser Joseph I. im Jahre 1707 das „Fragamt" errichtete, da begründete er diese Maſsregel in dem „Generale" vom

14. März 1707 ausdrücklich durch den Hinweis auf den „von denen Zubringern bishero genommenen übermäfsigen Lohn und dafs sie von jeden Gulden sogar einen Groschen ungescheucht begehrt haben“ [1]).

Ankündigung und Anpreisung sind heute die Seele des Geschäftsbetriebes geworden. Es gibt eine unabsehbare Reihe von Produktionszweigen, die nicht gedeihen können, wenn nicht die Aufmerksamkeit des Publikums in wirksamster Weise auf das Gebotene hingelenkt wird. Reklame allein wirkt allerdings für die Dauer nicht; auf einen lärmend angepriesenen Schund mögen viele Käufer einmal und nicht wieder „hineinfallen“, aber bleibende Kundschaft erwirbt man damit nicht. Der alte Phineas Taylor Barnum, der sich wahrlich aufs Lärmmachen verstand, sagte einmal, die beste Reklame nütze nur dann, wenn man sich gleichzeitig bestrebe, dem Publikum das Beste zu bieten.

Die Geschäftswelt ist von der werbenden Kraft des Inserates sosehr durchdrungen, dafs zahlreiche Firmen einen sehr erheblichen Quotienten ihrer Betriebskosten auf das Inserieren verwenden. Wer heutzutage nicht inseriert, kann es entweder nicht, weil ihm das erforderliche Betriebskapital mangelt, oder er ist nach der besonderen Art seines Geschäftsbetriebes der Notwendigkdit, zu inserieren, enthoben, weil er nicht unmittelbar an das Publikum verkauft, sondern es nur mit einer begrenzten Anzahl genau bekannter Abnehmer im grofsen Stile zu tun hat. Eine Lokomotivfabrik, deren Kundschaft die Eisenbahnen sind, eine Kanonen- und Gewehrfabrik, die zumeist mit den Heeresverwaltungen in Verbindung steht, wird jedenfalls nicht oder weit seltener inserieren, als der Erzeuger von Nahrungsmitteln, der Wäschehändler und der Konfektionär.

Nichts kennzeichnet deutlicher die wirtschaftliche Bedeutung des Anzeige- und Reklamewesens als die Tatsache,

---

[1]) Näheres in der Abhandlung Dr. Friedrich Sträfsles in der Festschrift „Zur Geschichte der kaiserlichen Wiener Zeitung“. Wien 1903, S. 67—71.

dafs dasselbe, ursprünglich ein bescheidenes Hilfsmittel des geschäftlichen Betriebes, zu grofser selbständiger Bedeutung angewachsen ist, dafs es die Grundlage vieler ausgedehnter Unternehmungen bildet und zahllose Existenzen ernährt[1]).

4. Der Vollständigkeit halber mag auch jene kleine Gruppe von Annoncen verzeichnet werden, die nicht den Abschlufs eines entgeltlichen, sondern eines unentgeltlichen Vertrages, zumeist einer Schenkuug, herbeiführen sollen. Es sind dies Anrufungen der öffentlichen Mildtätigkeit (charitatives Inserat). Sie kommen naturgemäfs viel seltener vor, als alle anderen Inserate, zunächst deshalb, weil die beteiligten Personen meist nicht in der Lage sind, die Inseratengebühr zu erschwingen, dann aber auch deshalb, weil sich die Presse in höchst anerkennenswerter Weise schon im eigenen redaktionellen Wirkungskreise diesen charitativen Aufgaben widmet. Wie immer selbst das strengste Urteil über die Stellung der Presse im modernen Leben lauten mag, sicher ist, dafs die Armen und Bedrängten an ihr den mächtigsten Förderer haben. Nicht nur, dafs die Presse in zahllosen Fällen die unmittelbare

---

[1]) Es sei hierfür nur ein Beleg angeführt. In seinen Studien über „Le Mécanisme de la vie moderne" (Quatrième série, Paris 1902) gibt Vicomte G. d'Avenel beachtenswerte Mitteilungen über die gegenwärtige Entwicklung des Ankündigungswesens in Frankreich, über Umfang und Bedeutung desselben. Die Geschäftswelt Frankreichs gibt ungefähr 100 Millionen Franken jährlich für Zwecke der Ankündigung und Reklame aus. Der Anteil der Zeitungsinserate an diesem Betrage macht etwa 40 Millionen aus, wobei überdies die Tatsache nicht übersehen sei, dafs die Zeitungsannonce in Frankreich viel schwächer entwickelt ist als in Deutschland, Österreich, England und Amerika. Die Zirkulare, welche durch die Post oder durch Privatagenturen an die einzelnen Adressen befördert werden, kosten 20 Millionen, die öffentlichen Plakate an Mauern, in Bahnhöfen, Omnibussen, Dampfschiffen, Kiosken etc. 25 Millionen, die übrigen zahllosen Reklameobjekte dürften 15 Millionen beanspruchen. Eine eigentümliche Erscheinung in Frankreich ist, dafs die grofsen Blätter auch für sich selbst einen bedeutenden Reklameapparat entfalten; das „Petit Journal", dessen Inseratenertrag 2,8 Millionen ausmacht, gibt in Affichen und dergleichen 640 000 Franken im Jahre aus.

Unterstützung von Hilfsbedürftigen in einem Ausmafse und in einem Umfange vermittelt, wie es sonst niemandem möglich ist, finden auch die zahlreichen wohltätigen Vereine, Institutionen und Veranstaltungen an der Presse die mächtigste Unterstützung, ja, man kann sagen, dafs ohne die Unterstützung der Tagesblätter, ohne die Macht ihrer Publizität alle diese charitativen Einrichtungen ihren stärksten Helfer vermissen würden.

5. Von den bisher erwähnten Kategorien der Annoncen unterscheidet sich schliefslich die Gruppe jener Inserate, die sich nicht an die Öffentlichkeit wenden, sondern eine Mitteilung an bestimmte einzelne Personen bezwecken, sei es, dafs der Aufenthalt dieser Personen nicht bekannt ist (Aufforderungen an Vermifste und Verschollene), sei es, dafs der Inserent aus bestimmten Gründen den Weg des postalischen oder eines anderen schriftlichen Verkehres vermeiden will (Inserat als Ersatz persönlicher Mitteilungen). —

Angesichts der vielverzweigten und einschneidenden Funktionen des Annoncenwesens kann es nicht wundernehmen, dafs sich darin Mifsbräuche eingeschlichen haben, die unausgesetzt den Gegenstand lebhafter, zum Teile berechtigter, teilweise auch übers Ziel hinausschiefsender Diskussionen bilden. Ein Moralkodex des Inserates ist noch nicht geschrieben worden. Er besteht nicht einmal in der übereinstimmenden Meinung der Zeitgenossen. Wie weit Geschäftseifer und Konkurrenzgeist gehen dürfen, ohne die Schranken der guten Sitte und der Moral zu verletzen, darüber herrschen sehr verschiedenartige Anschauungen, und es ist ein ziemlich unfruchtbares Beginnen, auf dieses Gebiet endloser Kontroversen einzugehen. Im allgemeinen ist das Inserat, wie der ganze Inhalt der Zeitung, der adäquate Ausdruck der jeweiligen Gesellschaftsmoral; aus dieser wird es seinen Inhalt schöpfen und seine Färbung empfangen. Es ist deshalb unzutreffend, in dem formalen Umstande der Zeitungspublikation die Hauptursache gewisser beklagenswerter gesellschaftlicher Erscheinungen er-

blicken zu wollen. Das Inserat ist hier nur die gegenwärtig bequemste technische Form, in der sich gewisse soziale Verhältnisse äufsern, es ist aber nicht die Ursache dieser Erscheinungen, und wenn es keine Zeitungen gäbe, würden jene Erscheinungen auf irgend welche andere Art zu Tage treten. Etwas konkreter läfst sich die Frage vom Standpunkte der Staatsverwaltung behandeln. Hier lautet die Antwort: für die Staatsverwaltung kann und darf es keine spezielle Inseratenmoral geben. Sowie es heute keine Prefsdelikte in dem Sinne gibt, als ob die Natur eines bestimmten Verbrechens oder Vergehens dadurch eine andere würde, dafs es durch das Mittel der Presse begangen wurde, vielmehr dieser Umstand höchstens eine andere Strafbemessung zur Folge hat, ebenso ist es beim Inserate. Was sonst erlaubt ist, mufs auch im Inserate erlaubt sein, was sonst verboten ist, soll auch dort verboten sein. Die Gesetzgebung gegen unlauteren Wettbewerb z. B. hat den Namen- oder Firmenmifsbrauch, die böswillige Herabsetzung des Konkurrenten oder den Reklameschwindel, wenn diese Delikte durch Annoncen in den Zeitungen geschehen, nicht anders zu behandeln, als wenn diese Handlungen auf irgend eine andere Art begangen werden. Desgleichen werden für die Frage nach der Unsittlichkeit von Inseraten und deren eventueller strafrechtlicher Verfolgung ausschliefslich die allgemeinen gesetzlichen Vorschriften mafsgebend sein und an Inserate in dieser Hinsicht weder strengere noch mildere Anforderungen als anderwärts gestellt werden dürfen.

Damit ist jedoch die Angelegenheit der Inseratenmoral nur für die Staatsverwaltung und speziell für die Justizpflege erledigt. Nicht auch für die Zeitung selbst und für deren verantwortliche Kräfte. Das Recht umfafst einen engeren Kreis als die Moral, die Anforderungen der Sittlichkeit reichen weiter als die des Gesetzes. Was vom Standpunkte des Gesetzes nicht verboten ist, ist darum vom moralischen noch nicht gutzuheifsen. Insbesondere eine Institution wie die moderne Presse, die eine so beherrschende Stellung im geistigen und sittlichen Leben der Menschheit

einnimmt, darf und soll sich selbst strengere als die allgemeinen rechtlichen Normen setzen. Deshalb kann vor allem der Satz, dafs die Redaktion für die Inserate überhaupt nicht verantwortlich sei, in dieser Allgemeinheit nicht anerkannt werden. Strafrechtlich besteht diese Trennung der Verantwortlichkeiten ohnehin nicht mehr; auch der Inseratenteil des Blattes unterliegt derselben strafrechtlichen Zensur wie die übrigen Rubriken der Zeitung[1]). Aber auch aus anderen als strafrechtlichen Gesichtspunkten geht es nicht an, dafs die Redaktion jede Verantwortung für den Inhalt des Inseratenteiles ablehnt. Wohl wird dieser Inhalt nicht von der Redaktion, sondern vom Inserenten bestimmt, allein die Redaktion hat das Recht der Zensur und der Zurückweisung, und sie ist verantwortlich dafür, wenn sie von diesem Rechte dort keinen Gebrauch macht, wo sie ihn machen sollte. Kein billig Denkender wird hier übertriebene Anforderungen stellen, die den geschäftlichen Betrieb des Zeitungsunternehmens schädigen können. Ein gewisser Spielraum mufs der kritischen Fähigkeit des Lesepublikums offen gehalten werden, und es kann nicht Aufgabe der Zeitungsredaktion sein, sich zum Vormunde und zum Beschützer ihres Lesers gegen jeden Schwindel, der in Form des Zeitungsinserates auftritt, aufzuwerfen. Wohl aber wird man von der Redaktion ein prohibitives Einschreiten in allen den Fällen verlangen dürfen, wo auf den ersten Blick eine krasse geschäftliche und sonstige Unmoral vorliegt.

Es kann übrigens festgestellt werden, dafs sich in diesem Punkte die Verhältnisse zusehends bessern und in den letzten Jahren vielerlei Anlafs zur Beschwerde entfallen ist. Im grofsen und ganzen darf die deutsche und österreichische Presse für sich das Zeugnis beanspruchen, dafs

---

[1]) Das deutsche Reichsgesetz gegen unlauteren Wettbewerb bedroht deshalb auch den Redakteur, Verleger, Drucker und Verbreiter von periodischen Druckschriften mit Strafe, wenn ihnen die Unrichtigkeit schwindelhafter Reklameangaben, die in das Blatt aufgenommen wurden, bekannt ist.

sie in der Pflege des Inseratengeschäftes skrupulöser vorgeht, als namentlich die französische. Bezeichnend ist zum Beispiel, dafs in Paris die Ankündigung neuer literarischer Erscheinungen vielfach nur als geschäftliche Reklame behandelt wird. D'Avenel erwähnt[1]) die himmelschreiende Tatsache, dafs die Lancierung eines neuen Romans in den Blättern an 80 000 Franken kostet. Man müfste dieser Angabe erhebliches Mifstrauen entgegensetzen, wenn nicht auch aus der Mitte der französischen Publizistik ein starker und lauter Widerspruch gegen diese Art literarischer Buchanzeigen erhoben worden wäre. Der Pariser Schriftsteller Gaston Deschamps hat im Jahre 1902 eine Versammlung von Publizisten einberufen, deren Zweck es war, die literarische Kritik aus dieser unwürdigen Stellung zu befreien und sie aus den Niederungen des rein geschäftlichen Betriebes zur Höhe eines wirklich literarischen Niveau zu erheben. Eine weitere Schattenseite des französischen Inseratenwesens ist das erschreckende Übermafs an Quacksalberei. Ungeheure Summen werden für Anpreisungen von Mixturen, Pillen, Elixieren, Gesundheitsweinen aufgewendet; der französische Arzt Dr. Regnault hat eingehend nachgewiesen, welche bedenklichen Attentate auf Volksgesundheit und Volksvermögen solcher Art jahraus jahrein von der Pariser Presse verübt werden. Bemerkenswert ist aber, dafs die führenden Geister des Landes keineswegs gegen eine solche Praxis revoltieren. Im Gegenteil: von Zeit zu Zeit findet man in den französischen Blättern reich illustrierte Beilagen, in denen die hervorragendsten Persönlichkeiten des öffentlichen und geistigen Lebens mit ihrer Photographie, mit ihrer eigenhändigen Unterschrift, mit begeisterten Exklamationen die Güte und die Segnungen irgend eines Weinelixiers unbedenklich anpreisen! Bei uns ist die öffentliche Meinung in diesen Dingen weitaus empfindlicher und delikater geworden.

---

[1]) „Le Mécanisme de la vie moderne", IVe Série, p. 129.

b) Die äufsere Einteilung des Blattes.

Wir haben im Vorstehenden die Einteilung des Blattes nach sachlichen Gesichtspunkten, seine innere Gliederung, ins Auge gefafst und hierbei die drei Gruppen des Tatsachenberichtes, der subjektiven Erwägung und der Publizitätsvermittlung voneinander geschieden, zu denen noch als eine Untergruppe, die zumeist mit der zweiten Kategorie verwachsen ist, das schöngeistige Element in der Zeitungsliteratur hinzutritt. Diese innere Scheidung des Stoffes hat wenig gemein mit der äufserlichen Rubrikenteilung, wie sie sich im Laufe der Zeit entwickelt hat. Es hat sich vielfach eine traditionelle Gruppierung des Inhaltes nach bestimmten Rubriken herausgebildet: Leitartikel, Feuilleton, politische Chronik, Tageschronik, Lokalbericht, Kommunales, Theater-, Kunst- und Literaturreferat, Telegramme, Volkswirtschaftliches etc. Einzelne dieser Abteilungen sind ausschliefslich dem Raisonnement gewidmet, wie der Leitartikel, andere, wie die Depeschenrubrik, nur der Tatsachenmitteilung; in anderen Abteilungen fehlt es an dieser Scheidung. Die politische und die Tageschronik, die Rubriken Theater, Kunst und Literatur enthalten oft in einem und demselben Artikel Tatsächlisches und Kritisches vermengt. Eine Einwendung ist hiegegen um so weniger zu erheben, als die Einheitlichkeit der Darstellung es geradezu wünschenswert erscheinen läfst, dafs eine und dieselbe Materie an einer und derselben Stelle vollständig erledigt, nach der tatsächlichen und nach der kritischen Seite erschöpft werde. Es ist eine schlechte Ökonomie, wenn, wie es häufig vorkommt, der Leser an den verschiedensten Stellen des Blattes ein und dasselbe Ereignis behandelt findet, wenn beispielsweise die Depeschenrubrik die Nachricht von einem bestimmten Ereignisse bringt, wenn dann der Leitartikel sie in ihrer politischen Bedeutung erörtert, der Lokalbericht den Eindruck der Meldung in der Stadt schildert und schliefslich noch der volkswirtschaftliche Teil die ökonomischen und Börsenwirkungen des Faktums untersucht.

Die äufsere Gruppierung des Blattes in feststehende Rubriken ist nicht wesentlich, wir begegnen ihr denn auch nicht überall und nicht überall in der gleichen Weise. Manche französische und in neuerer Zeit auch deutsche Blätter bringen an der Spitze leichte feuilletonistische Erörterungen von Tagesereignissen und halten durchaus nicht strenge daran fest, dafs diese Ereignisse dem Gebiete der Politik entnommen sein müssen. Die steifleinene Würde des umfangreichen Leitartikels ist schon jetzt vielen Blättern fremd, und sie erachten es nicht als ihre Pflicht, tagtäglich dem Leser die drei- und vierspaltige politische Offenbarung vorzusetzen. Der grofsartige Erfolg der Londoner „Daily Mail" wird zum Teile auch auf ihre kurzen, gedrungenen Leitartikel zurückgeführt. Es ist eine glückliche Neuerung, wenn nunmehr auch im deutschen Sprachgebiete manche Blätter selbst für hochpolitische Erörterungen den Typus des knapp gehaltenen Entrefilets wählen. In sechzig Zeilen läfst sich oft wirksamer und eindrucksvoller darlegen, was in der Wüstenei des vielspaltigen Leitartikels zerflattert und unbeachtet bleibt. Auch hier mufs, wie an anderen Stellen, die Forderung wiederholt werden, dafs die Zeitung auf jene Leser — und es sind gerade die höchststehenden — Rücksicht nehme, die ihr Lesebedürfnis nicht ausschliefslich in und an der Zeitung befriedigen. Die Zeitung soll mit der Zeit des Lesers sparen. Neben dem Leitartikel sündigt eine andere, ihm nahe verwandte Rubrik in erheblichem Mafse gegen diese Vorschrift: es ist der parlamentarische Bericht. Er sei hier gar nicht auf die tiefer greifende Frage eingegangen, ob die parlamentarischen Beratungen, zumal in der Gestalt, die sie neuestens angenommen haben, so viel an geistigem Nährwert enthalten, um die vielspaltigen Referate zu rechtfertigen, deren Bewältigung ungebührlich lange Zeit in Anspruch nimmt. Selbst wenn man den Wert dieser Beratungen sehr hoch einschätzt, würde der parlamentarische Bericht in der Art, wie er heute betrieben wird, zweifellos an einem Übermafs leiden. Die Engländer, die mit ihrem Parlamentarismus

verwachsen sind wie kein anderes Volk mit dem seinen, begrüfsten es gleichwohl als erlösende Neuerung, als in den dreifsiger Jahren des 19. Jahrhunderts der Eigentümer der „Times", Herr Walter, das parlamentarische „Resumé" einführte. In ihrem Konkurrenzkampfe um die besten und ausführlichsten Parlamentsberichte hatten sich die Londoner Blätter allmählich bis zu acht und zehn Riesenspalten im kleinsten Druck hinauflizitiert, welche für den Leser, der auch sonst noch etwas zu tun hatte, schlechterdings wertlos waren. Da bot ihnen Walter in 80—100 Zeilen einen gedrängten Auszug der parlamentarischen Verhandlungen, der vom Publikum sehr beifällig aufgenommen wurde. Freilich bedurfte es gerade hierzu — in der Beschränkung zeigte sich der Meister — einer höchst gewandten Feder, und man rühmte lange Zeit die meisterhaften Resumés, die Horace Twiss, der selbst früher Abgeordneter gewesen war, den Lesern der „Times" bot. So grofs war der Erfolg dieser Summarien, dafs alle Londoner Blätter gezwungen wurden, sie einzuführen und deren Abfassung den gewiegtesten Kräften anzuvertrauen. Das parlamentarische Resumé, wie es gegenwärtig auch von deutschen Blättern geübt wird, entspricht nicht völlig diesen Anforderungen. Es ist wesentlich kritisch und polemisch, greift einzelne Punkte aus den Verhandlungen heraus, um daran Raisonnements zu knüpfen, enthält aber keinen die Hauptsache erschöpfenden, objektiven Succus der Verhandlungen und vermag daher den detaillierten Bericht nicht zu ersetzen. Wesentlich näher kommt dieser Aufgabe der Sitzungsbericht in manchen französischen Blättern, der zwar der subjektiven Färbung und sauberen Feilung nicht entbehrt, doch aber im wesentlichen den Zweck verfolgt, dem Leser in knapper Form einen richtigen Überblick über den Verlauf der Sitzung zu bieten.

Das Feuilleton ist die eigentliche Heimstätte des Subjektivismus im Blatte, soweit er sich auf nichtpolitischem Gebiete betätigt; hier waltet schrankenlos die Individualität des Schreibenden. Es ist, wie schon der Name verrät, eine französische Erfindung. Abbé Geoffroy, der Theater-

kritiker des „Journal des Débats“ von 1800—1814, hat als der erste „unter dem Strich“ im Erdgeschofs des Blattes geschrieben und als erster die Bezeichnung „Feuilleton“ gewählt; in der Nummer der Débats vom 8. Pluvôse des Jahres 8 (28. Januar 1800) wird zuerst die Teilung des Blattes durch Striche vorgenommen, vom 2. März ab erscheinen dort die Theaterkritiken[1]). Auch nach Geoffroy blieb lange Zeit Frankreich die Heimat des Feuilletons. Jules Janin erhob im „Journal des Débats“ das dramaturgische Feuilleton zur Vollendung, und ihm folgte eine Reihe der glänzendsten Schriftsteller, die ihre besten Darbietungen in der Tagespresse unterm Strich veröffentlichten: Sainte-Beuve, Alphonse Karr, Sarcey, Edmond About, Théophile Gautier und viele andere. Eugène Sue und Dumas bürgerten im Feuilleton den Roman ein; der letztere, ein Mann von fabelhafter, schier unfafsbarer Arbeitskraft und von grenzenloser Zuversicht in diese Arbeitskraft, hatte gleichzeitig stets eine ganze Reihe von Engagements für Blätter, denen er

[1]) Abbé Geoffroy hat in der französischen Literatur- und Theatergeschichte eine hervorragende und sehr einflufsreiche Rolle gespielt. Die längste Zeit wurde ihm nachgesagt, dafs er seinen Einflufs und die Bedeutung seines Wortes für den Erfolg von Dichtern und Schauspielern in der schmählichsten Weise mifsbraucht hätte, mit einem Worte, dafs er der Typus des bestechlichen Kritikers gewesen wäre. Charles-Marc des Granges hat in seinem Werke „Geoffroy et la critique sous le consulat et l'empire (1800—1814)“ (angezeigt in der „Neuen Freien Presse“ vom 19. Oktober 1899) eine Art Ehrenrettung des vielverlästerten Mannes versucht und dessen literarisch-publizistische Wirksamkeit sehr eingehend geschildert. Die Einbürgerung des Feuilletons im „Journal des Débats“ war von dessen Eigentümer Bertin angeregt worden; ursprünglich wurde dort alles Mögliche, Theaternotizen, Modeberichte, Rätsel, Küchenrezepte, selbst Annoncen und Reklamen, veröffentlicht, während die strenge literarische Kritik zunächst noch ober dem Strich domiziliert blieb. Allein binnen kurzem wurde dies geändert, und vom 2. März 1800 ab erschienen unter dem Strich bereits die zusammenfassenden Theaterkritiken. (Abbé Geoffroy war bereits 57 Jahre alt, als er diese seine Tätigkeit begann, die er 14 Jahre hindurch fortsetzte. Von seiner unerhörten Produktivität als Schriftsteller zeugt die Tatsache, dafs er nicht weniger als 7237 polemische Artikel gegen Voltaire verfafst hat.)

Romane liefern sollte, deren Fortsetzung und Ende ihm zur Zeit des Eingehens der Verpflichtung völlig unbekannt war. Der fulminante Erfolg, den Emile de Girardin mit seiner „Presse“ erzielte, war — nebst der Herabsetzung des Abonnementspreises von jährlich 80 auf 40 Fr. — vorzüglich dem Feuilleton zu danken. Er zahlte Eugène Sue und Alexandre Dumas fabelhafte Preise für die Romane, die sie im Feuilleton seines Blattes veröffentlichten, und die Konkurrenzblätter sahen sich gezwungen, ihm hierin zu folgen.

Späterhin kam das Feuilleton auch nach Deutschland, wo sich die Jungdeutschen dieser Kunstform bemächtigten und sie in französischem Stil ausbildeten. Auch hier haben sich die besten Kräfte im Feuilleton betätigt, und stets wird es einen der gröfsten Ruhmestitel des Zeitungswesens bilden, dafs es erlesenen Schöngeistern eine Stätte dieser graziösen, an die schwerfälligere Buchform nicht gebundenen Betätigung offen hält. Vieles vom Allerbesten wäre der Nation entgangen, wenn das Zeitungsfeuilleton nicht bestünde. Denn diese Arbeiten, aus dem Tag heraus und für den Tag, sind in der Buchform überhaupt unmöglich. Nicht hoch genug kann man ferner den disziplinierenden Einflufs veranschlagen, den das Feuilleton auf die Schriftsteller ausübt. Hier werden sie zu straffer Konzentration, zu gedrungener Formgebung verhalten, hier lernen sie weite Gedankenreihen in engen Raum zwingen, hier üben sie die Kunst, sich zu beschränken und in wenigem vieles zu geben. Nichts fällt dem journalistisch ungeübten Schriftsteller so schwer wie knapp sein, und tiefer Sinn steckt in dem paradoxen Worte: „Ich habe nicht Zeit genug, um kurz zu schreiben.“ Alle literarischen Kunstformen von knappem gedrungenem Charakter, Novellette, Skizze und Humoreske, die literarische, Theater- und Musikkritik verdanken ihre eigentliche Ausbildung und künstlerische Vollendung dem Zeitungsfeuilleton, und wenn wir späterhin die Wechselwirkung zwischen Journalismus und schöner Literatur in Soll und Haben bilanzieren, werden wir uns dessen zu erinnern haben, dafs hier ein sehr wich-

tiger Posten zu Gunsten des Zeitungswesens gebucht werden mufs.

Das Wesen des Feuilletons wird selbstverständlich dadurch nicht berührt, dafs es nicht immer unterm Strich veröffentlicht wird. Wesentlich ist nicht der Platz, sondern die Wahl des Stoffes und die schöngeistige Art der Behandlung. In diesem Sinne verstehen wir unter Feuilleton einen Aufsatz, der nichtpolitische Angelegenheiten in selbständiger, die literarische Persönlichkeit des Verfassers widerspiegelnder Art behandelt. Im weiteren Sinne ist alles Schöngeistige in der Zeitung Feuilleton — ob es nun ein neunspaltiger Aufsatz oder eine Notiz ist, wenn nur die literarische Eigenart des Schreibenden in einer besonderen künstlerischen Durchbildung sich geltend macht. Für kleinere feuilletonistische Aufsätze haben manche Blätter das „Kleine Feuilleton" eingeführt, eine glückliche Form, die dem Geschmacke unserer Zeit nach zahlreichen Darbietungen geringeren Umfangs und nach raschem Wechsel des Gebotenen entspricht.

Die übrigen Rubriken des Blattes bieten wenig Anlafs zu besonderen Bemerkungen. Was darüber zu sagen ist, wurde bereits in den Betrachtungen über die innere Einteilung des Blattes dargelegt, oder es wird in dem folgenden Teile über die journalistische Praxis auseinandergesetzt werden.

Viertes Kapitel.

Die journalistische Praxis.

Erster Abschnitt.

Die Grundregeln.

Die elementaren Regeln der journalistischen Praxis ergeben sich zunächst aus den begrifflichen Merkmalen der Zeitung. Als solche haben wir die nachstehenden formuliert: 1. Periodizität samt Einheitlichkeit des Unternehmens, 2. Allgemeinheit des Interesses, 3. Aktualität, 4. Kollekti-

vität des Inhaltes, 5. Absicht der Publizität und daher allgemeine Zugänglichkeit durch mechanische Vervielfältigung. Daraus folgt, dafs die Zeitung vor allem diesen ihren Begriffsmerkmalen tunlichst zu entsprechen hat. Es mufs also

1. die Periodizität eine vollkommene, kontinuierliche, ungestörte, mit anderen Worten das regelmäfsige Erscheinen des Blattes zu den festgesetzten Terminen mufs absolut sicher sein, der Leser mufs das Blatt zu dem gewohnten Zeitpunkte, an dem Tage und zu der Stunde vorfinden, wann es ihm zugehen soll. Die Redaktion, der technische Apparat und der geschäftliche Vertrieb müssen zusammenwirken, um diese Grundbedingung des Gedeihens der Zeitung zu ermöglichen. Nur in den seltensten Fällen, wenn es gilt, noch eine Nachricht von besonderem Interesse im Blatte unterzubringen, erscheint eine Verzögerung in der Ausgabe gerechtfertigt oder entschuldbar. Namentlich im Zeitalter des Eisenbahnverkehrs, wo das Blatt zu bestimmten Zügen eintreffen mufs, um den Provinzabnehmern rechtzeitig zugestellt zu werden, ist das pünktliche Erscheinen eine unerläfsliche Notwendigkeit und eine Voraussetzung des Gedeihens. August Zang, der Begründer der Wiener „Presse“, einer der gewiegtesten Zeitungspraktiker, sagte mit Recht, die schönste Nummer sei wertlose Makulatur, wenn sie der Leser nicht zur rechten Zeit erhält.

2. Die praktischen Folgerungen, die sich aus dem Begriffsmerkmal der „Allgemeinheit des Interesses“ ergeben, liegen klar zu Tage. Der Inhalt der Zeitung mufs so beschaffen sein, dafs er in seinem überwiegenden Teile das Interesse aller Leser finden kann, er mufs auf ein „Publikum“ im technischen Sinne dieses Wortes berechnet sein, d. h. auf die Summe der einzelnen, insoweit diese einzelnen gemeinsame Interessen haben. Diese Grundregel ist viel fruchtbarer, als es auf den ersten Blick scheinen mag, es ergibt sich daraus eine unabsehbare Reihe praktischer Verhaltungsmafsregeln. Die richtige Disposition zwischen den einzelnen Gruppen der Zeitung, die angemessene Raumzuweisung für jeden einzelnen Bestandteil, die feingestimmte Ausgleichung

des gesamten Inhaltes hängen davon ab, dafs bei der Verfassung und Zusammenstellung des Blattes diese Regel stets beachtet wird.

Eine Vorschrift, die sich gleichfalls aus der hier erwähnten Maxime ergibt, die aber häufiger aufser acht gelassen wird als man annehmen sollte, ist negativer Art. Der Publizist mufs nämlich der Versuchung widerstehen, für den engeren Kreis der Berufsgenossen zu schreiben, mit denen ihn nähere Interessen verbinden, für das Literatencafé oder den Publizistenklub, statt für den häuslichen Leser am Frühstückstische. Aus diesem Grunde ist denn auch die Polemik gegen andere Blätter zu meiden, denn, wenige Ausnahmefälle abgesehen, läfst sie aufser den beteiligten Kämpfern alle Welt kalt[1]).

3. Die Aktualität gehört so sehr zu den konstituierenden Elementen des Begriffes der modernen Tagespresse, dafs die Redaktionen nicht nur alle Anstrengungen machen, um in dieser Richtung den berechtigten Ansprüchen des Lesers zu genügen, sondern ihm in dieser Hinsicht oft noch mehr bieten, als er verlangt. Wir haben eine Aktualität der Berichterstattung und eine solche des Urteils unterschieden. Sie werden vom Publikum bekanntlich verschieden gewertet.

---

[1]) Fonsegrive („Comment lire les journaux?" Paris 1903) bemerkt: „Einst waren die Polemiken sehr beliebt; in der französichen Presse machten sie die Gröfse der Carrel, Girardin, Veuillot aus. Heute, mufs man sagen, unterhalten sie niemanden mehr, sie interessieren höchstens diejenigen, die in die Polemik verwickelt sind. Früher wurden sie wenigstens von den Fachgenossen gelesen, welche die Preisrichter in dem geistigen Turnier waren, und für diese Galerie von Kollegen, nicht für die Abonnenten lieferten sich die Labédollière, Prévost-Paradol, Cassagnac ihre Schlachten. Heute aber haben auch die Kollegen anderes zu tun als zwischen den Kämpfenden zu entscheiden und solcherart ihren Konkurrenten Reklame zu machen. Selbst indem man den Rivalen polemisch vernichtet, trägt man seinen Namen ins Publikum. Villlemessant war es, der die ungeheure Defensivkraft des Stillschweigens erkannte, die Kraft des tötlichen Stillschweigens. Renan machte das System zu dem seinen, er widersprach niemals, berichtigte niemals, antwortete niemals auf Angriffe, und befand sich dabei gar nicht übel . . " (S. 58, 60 u. 62.)

Auf die rasche Reflexion, die sich augenblicklich und gleichzeitig mit dem Ereignisse einstellt, möchten, wie bereits bemerkt, viele Leser und gerade die besten unter ihnen nicht ungern verzichten; sie wollen entweder ihr Urteil unbeeinflufst und selbständig bilden, oder wenigstens eine durch Zeitablauf gereifte und gründlich durchdachte Äufserung des Blattes abwarten. Hingegen herrscht keine Meinungsverschiedenheit über die unerläfsliche Notwendigkeit der Aktualität des Tatsachenberichtes. Ein Blatt, das den Konkurrenten mit Nachrichten nachhumpeln mufs, das „Blatt von gestern“, ist auf die Dauer unmöglich und mufs unterliegen. Vieles kann der Leser seiner Zeitung verzeihen, nur das eine nicht, dafs er über belangreiche Neuigkeiten von anderen, die andere Blätter lesen, unterrichtet werden mufs.

Selbstverständlich mufs das Aktualitätsbedürfnis des Blattes mit wahren Nachrichten bestritten werden. Die Zeitung, die ihrem Publikum erfundene Neuigkeiten vorsetzt, hat bald ausgespielt. Es erhebt sich nun die Frage, wie die Redaktion die beiden Rücksichten der Aktualität und der Richtigkeit der Meldungen vereinigen soll. Hier wird daran festzuhalten sein, dafs die Zeitung ein Erzeugnis des Tages und für den Tag ist, dafs deshalb an sie in Bezug auf historische Wahrheit nicht dieselben peinlich strengen Anforderungen gestellt werden können, wie etwa an amtliche Feststellungen. Der Redakteur ist nicht imstande, jede ihm zugehende Nachricht mit dem ganzen Apparate der Quellenkritik zu prüfen. Er hat seine Pflicht getan, wenn er mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Vertrauenswürdigkeit der Quelle sowie die innere Wahrscheinlichkeit, die Möglichkeit der Nachricht prüft und nach befriedigendem Ergebnisse dieser Prüfung die Meldung in gutem Glauben veröffentlicht. Bleiben Zweifel bestehen, ist aber die Nachricht von solcher Bedeutung, dafs sie jedenfalls zur Kenntnis des Publikums gebracht werden mufs, so genügt es, wenn der Redakteur sie mit einer entsprechenden Reservation versieht, aus der hervorgeht, dafs er für die Meldung nicht die volle Bürgschaft zu übernehmen vermag.

4. Aus dem Prinzip der Kollektivität ergibt sich die Forderung nach tunlichst reicher Mannigfaltigkeit des Inhaltes. Wir werden uns noch mit der Frage befassen, ob hier eine erfreuliche Seite der Entwickelung des Journalismus vorliegt und ob es wünschenswert ist, dafs vielen Lesern von heute die Zeitung die Universal-Enzyklopädie des Tages ist, mit deren Studium sie ihre Pflicht als Kulturmenschen getan zu haben glauben. Aber an dieser Stelle handelt sich's nicht darum, was sein soll, sondern was ist, und Tatsache ist, dafs das moderne Publikum von der Zeitung die gröfste Universalität, die höchste Mannigfaltigkeit, den umfassendsten Reichtum des Inhaltes fordert. Dieses Verlangen, mit dem die Redaktion zu rechnen hat, ergibt sich auch aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der persönlichen, materiellen und geistigen Interessen der Leser, und auch hier gilt das Wort des klugen Direktors aus dem Vorspiele zu „Faust“:

„Die Masse könnt Ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.“

Villemessant, der Gründer des Pariser „Figaro“, hat das Wort in die Zeitungspraxis übersetzt, indem er meinte[1]: „Ich lege das gröfste Gewicht auf die Meinung 1. eines meiner Freunde aus der Provinz, eines sehr unterrichteten Mannes, eines besonderen Liebhabers von Zeitschriften und guten Büchern, eines literarischen Feinschmeckers; 2. eines Pariser Exlebemannes, der stets auf ein bifschen Klatsch, einen kleinen Skandal, eine pikante Notiz ausgeht; 3. einer wackeren Pächtersfrau aus meiner Heimat, der ich meine Zeitung umsonst zur Verfügung stelle; 4. eines Geistlichen.“ Eine vollständige enzyklopädische Universalität des Inhaltes setzt allerdings aufserordentliche Aufwendungen an Arbeitskräften und Kapital voraus und kann deshalb nur von den gröfsten Blättern annähernd er-

[1]) Souvenirs d'un journaliste III, 45.

reicht werden, die für jedes Spezialgebiet einen Fachmann in ihre Dienste zu stellen vermögen. Allein auch minder reich dotierte Blätter können immerhin in erspriefslicher Weise der Aufgabe gerecht werden, ihrem Leserkreise einen mannigfachen Stoff von realem Bildungswerte zu bieten, wenn sie sich vor dem Fehler dilettantischer Alleswisserei hüten und sich darauf beschränken, dem Publikum verbürgte und wissenswerte Tatsachen aus allen Gebieten vorzuführen. Das Material vermag die Redaktion ohne drückenden Kostenaufwand durch systematische, sorgfältige Lektüre und gewissenhafte Benützung zahlreicher und gediegener fremder Journale zu gewinnen. Die selbstverständliche Voraussetzung hierbei ist, dafs das literarische Eigentum geachtet und die Gebote des journalistischen Anstandes bei der Benützung fremder Quellen gewahrt werden. Aber auch bei Einhaltung dieser Regeln ist die Redaktion imstande, das in der fremden, namentlich ausländischen Presse enthaltene reiche Material mit Vorteil zu benützen.

5. Was schliefslich das Moment der Publizität durch mechanische Vervielfältigung betrifft, so kommt hierbei nach dem heutigen Stande der Technik fast nur die Vervielfältigung durch den Buchdruck in Betracht. Dafs hierbei eine gute Ausstattung zu den Elementen des Gedeihens gehört, bedarf keiner weiteren Darlegung. Als Benjamin Franklin im Jahre 1729 die Pensylvanier Zeitung übernahm, war es sein erstes, auf gute Ausstattung zu sehen; sein Blatt sollte „nicht nur lesbar, sondern auch dem Auge angenehm“ sein. Die Zeitungsindustrie hat in dieser Richtung grofsartige Fortschritte erzielt. Das jämmerliche Papier, mit dem sich noch im 18. Jahrhundert die Drucker begnügten, ist dem besten Material gewichen, die zahllosen Errungenschaften der Buchdruckertechnik haben auch im Zeitungswesen Geltung gefunden. Leider hat die Rücksicht auf tunlichste Raumersparnis zu einem ernsten Übelstande geführt, der sich insbesondere in der englischen Presse fühlbar macht. Es ist die überreiche Verwendung der kleinsten Letterntypen. Wie sehr da gegen die Gesundheit des Sehapparates

gesündigt wird, darüber sind alle Augenärzte einig, und es ist erfreulich, dafs die deutsche Presse in diesem Punkte dem englischen Vorbilde nicht folgt, wenngleich auch hierzulande noch immer die kleine Type in viel zu reichem Ausmafse Verwendung findet[1]). Wünschenswert ist ferner die saubere Korrektur des Satzes; man sollte meinen, dafs schon die Autoreneitelkeit jeden Zeitungsmann bestimmen mufs, sein Werk auch noch im Korrekturabzuge sorgfältig zu revidieren. Im allgemeinen darf behauptet werden, dafs in dieser Hinsicht die vornehmen Zeitungen hinter der Buchliteratur nicht mehr zurückstehen. —

Im vorstehenden wurden jene praktischen Regeln entwickelt, die sich automatisch aus den Begriffsmerkmalen der Tageszeitung ergeben. Auf das rein Technische und Handwerksmäfsige des Zeitungsbetriebes näher einzugehen, dazu ist um so weniger Anlafs gegeben, als hierbei kaum ein Gesichtspunkt von allgemeiner Bedeutung zu gewinnen wäre. Es sollen hier nur noch jene Momente berührt werden, die

---

[1]) Die Forderungen, die vom Standpunkte des Augenarztes insbesondere behufs Hintanhaltung der Kurzsichtigkeit an die typographische Ausstattung der Zeitungen zu stellen sind, hat neuestens der Breslauer Ophthalmologe Professor Dr. Hermann Cohn in seinem in Gemeinschaft mit R. Rübenkamp herausgegebenen Werke „Wie sollen Bücher und Zeitschriften gedruckt werden?" (Braunschweig 1903) formuliert. Da es mir nicht mehr möglich war, das Werk Professor Cohns durchzusehen, führe ich nach einer in der Frankfurter „Umschau" (Nr. 38 vom Jahre 1903) enthaltenen Anzeige die wesentlichen Forderungen an, die der genannte Gelehrte aufstellt: der Druck muſs flieſsend, ohne Anstrengung, bequem und auf die Dauer in einer Entfernung von etwa $^{1}/_{3}$ m gelesen werden können. Die Schrift darf nicht kleiner als 1,5 mm, die Lettern sollen 0,3 mm dick sein. Wichtig ist die Einhaltung eines gewissen Zeilenabstandes, die Länge der Zeile soll höchstens 100 mm betragen. Lateinischer Druck (Antiqua) ist als der einfachere und weniger verschnörkelte dem deutschen vorzuziehen; auf einem Raume von 1 qcm sollen nicht mehr als zwei Zeilen erscheinen. Das Papier darf nicht durchscheinend, es soll möglichst weiſs, glanzlos, von gleichmäſsiger Dicke, womöglich ohne Holzstoff, satiniert und sorgsam getrocknet sein; der Druck soll tiefschwarz sein und nicht durchschlagen.

— aufser den bereits genannten — für den äufseren Erfolg des Blattes in Betracht kommen. Eine Zeitung kann zunächst getragen sein von einer mächtigen politischen oder sozialen Strömung; ist dies der Fall, dann kann sie an der grofsen Zahl opferwilliger Parteigänger eine so starke Stütze haben, dafs die inneren, technischen Qualitäten des Blattes nicht erheblich in Betracht kommen. Das ist aber heute ein seltener Ausnahmsfall. Auch der sogenannte stramme Parteigänger fordert in der Regel von seinem Parteiblatte, dafs es den allgemeinen Ansprüchen an eine moderne Tageszeitung gerecht werde, und er ist andernfalls nicht abgeneigt, eine Zeitung anderer Tendenz zu halten, die seinen Ansprüchen genügt.

Unter den Anforderungen, die an eine brauchbare und lesbare Zeitung gestellt werden, steht selbstverständlich obenan die Forderung eines vollendeten Nachrichtendienstes[1];

---

[1]) Es verdient Beachtung und bestätigt unsere Aufstellungen über die vorwiegende Bedeutung der informierenden Funktion der Presse, dafs die grofsen „Sensationen", durch die ein Blatt oft mit einem Schlage eine beherrschende Stellung erobert, zumeist nur auf dem Gebiete des Nachrichtendienstes zu bewerkstelligen sind. Berühmt ist insbesondere der grofse „Schlager" der „Times" im Frühjahr 1841. Ihr Pariser Korrespondent, O'Reilly, hatte erfahren, dafs eine Anzahl hervorragender Schwindler einen grofsen Plan zur gleichzeitigen Beschwindelung von Bankiers in den ersten Handelsplätzen Europas entworfen hatten; es sollte sich um Summen in der Höhe von 20 Mill. handeln. Als O'Reilly von der Sache erfuhr, wurde gerade das erste Betrugsattentat auf einen Florentiner Bankier verübt, das den Gaunern einen Gewinn von 1/4 Mill. Frk. brachte. Die Vorbereitungen für das weitere Unternehmen waren mit ungewöhnlichem Geschick getroffen, das Geheimnis strenge gewahrt, die Verbrecher hatten es verstanden, in die beste Gesellschaft Eingang zu finden; aus allen diesen Gründen war die Aufdeckung ihres Planes ein kühnes Unterfangen. Trotzdem brachte die „Times" — aus Brüssel datiert — die Enthüllung des Planes in allen seinen Einzelheiten, obwohl ihr kein eigentlicher gerichtsordnungsmäfsiger Beweis zu Gebote stand. Ein gewisser Bogle, den sie als Teilnehmer des verbrecherischen Anschlages genannt hatte, strengte eine Verleumdungsklage an, die im August 1841 vor dem Schwurgerichte zu Croydon verhandelt wurde. Da die „Times" den strikten Beweis ihrer Angaben nicht liefern konnten, mufste das Blatt

bei Zeitungen, die für einen gebildeten Leserkreis bestimmt sind, tritt die literarische Qualität des Gebotenen hinzu. Eine weitere Bedingung des Gedeihens ist die meritorische und formale Selbständigkeit des Inhaltes. Die Zeitung muſs ihre eigene Physiognomie, ihren bestimmt ausgeprägten Charakter haben, dieses Persönliche und Individuelle muſs bis in die scheinbar unbedeutendsten Teile des Blattes wahrnehmbar sein. Es gibt kein gröſseres Hindernis des Erfolges als die Uniformität. Der Leser muſs wissen, warum er gerade dieses und kein anderes Blatt kauft, er darf niemals Anlaſs zur Bemerkung finden, daſs ja schlieſslich das eine Blatt aussehe wie das andere. Diese Wahrung der Persönlichkeit des Blattes ist keine so leichte Aufgabe, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Insbesondere in den Groſsstädten wird den

---

verurteilt werden, doch wurde dem Kläger nur ein Schadenersatz von einem Pfennig zuerkannt, was den moralischen Freispruch der „Times" bedeutete. Allein die Prozeſskosten, die ihr als dem formell unterlegenen Teile zur Last fielen, betrugen nicht weniger als 10000 Pfund. Da entstand nun eine mächtige Bewegung in der Londoner Kaufmannschaft, welche sich dessen bewuſst war, daſs die Zeitung dem öffentlichen Interesse einen groſsen Dienst erwiesen hatte. Man eröffnete eine Subskription, um dem Blatte die horrenden Prozeſskosten abzunehmen, und alsbald war die Summe von 2400 Pfund gezeichnet. Da jedoch die Eigentümer des Blattes die Annahme dieser Spende mit der Begründung verweigerten, daſs die Zeitung nur ihre Pflicht getan hätte, beschloſs eine Versammlung der Kaufmannschaft unter dem Vorsitze des Lord-Mayors, es seien aus dem subskribierten Fonds zwei Erinnerungstafeln aus Marmor zu widmen, die eine für das Börsengebäude, die andere für das Haus der „Times", ferner wurden zwei Stipendien für Oxford und Cambridge gestiftet, die den Namen des Blattes führten. — Eine andere groſse Sensation aus der neueren englischen Zeitungsgeschichte ist die, welche dem Londoner Blatte „Daily Express" glückte: es konnte in seiner ersten Nummer eine aufsehenerregende Botschaft Kaiser Wilhelms II. an den Herausgeber des Blattes veröffentlichen, worin der Monarch u. a. seine Hoffnung auf Erhaltung des Weltfriedens und auf die Befestigung guter Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Groſsbritannien aussprach. Von dieser ersten Nummer der neuen half-penny-Zeitung sollen über 800000 Exemplare verkauft worden sein.

Redaktionen von Depeschenagenturen, Zeitungskorrespondenzen u. dgl. ein sehr grofses Material beigestellt, das für alle Zeitungen dasselbe ist und dessen unveränderte Übernahme eben die Gefahr jener tötlichen Uniformität des Inhaltes heraufbeschwört. Diese journalistische Hilfsindustrie, die den Redaktionen scheinbar die Arbeit erleichtert, droht den Blättern ihren persönlichen Charakter zu benehmen und mufs deshalb mit grofser Vorsicht benutzt werden.

Aus dem hier entwickelten Prinzip des individuellen Charakters ergibt sich als weiteres Gebot einer tüchtigen Zeitungsmache, dafs alle Teile des Blattes durch eine gewisse geistige Übereinstimmung miteinander verbunden sein sollen. Ein Blatt mufs eine organische Einheit, es mufs der Ausdruck bestimmter politischer, wirtschaftlicher und ästhetischer Überzeugung sein. Allerdings gibt es auch Blätter, die nichts anderes sein wollen als ein Sprechsaal für jedermann, und es soll keiner Zeitung verwehrt sein, auch abweichenden Darstellungen, wenn sie beachtenswerte Dinge in gebildeter Sprache vortragen, Gastfreundschaft zu gewähren. Aber hiervon abgesehen, mufs die Zeitung eine Einheit darstellen, sie darf nicht ein Haufe divergenter Meinungsäufserungen sein, deren eine nichts von der anderen weifs. Sonst ist sie nur ein Kunterbunt von Nachrichten und unmafsgeblichen Ergüssen, statt ein wirkliches Organ der öffentlichen Meinung zu sein.

Zweiter Abschnitt.

Die Formgebung.

An die Spitze der folgenden Betrachtungen über journalistische Formgebung mufs der Satz gestellt werden, dafs es im grofsen und ganzen keinen besonderen journalistischen Stil gibt, sondern dafs die journalistische Praxis den allgemeinen Regeln der schriftstellerischen Produktion unterworfen ist. Die Journalistik ist ein besonderer Zweig der literarischen Betätigung, aber sie ist eine literarische Betätigung und mufs

nach allen immanenten Gesetzen derselben geübt werden. Das klingt wie ein Gemeinplatz, mufs aber sehr nachdrücklich ausgesprochen werden, weil es immer und immer wieder verkannt wird. Vor allem gibt es keinen besonderen „Zeitungsstil", so landläufig auch das Wort und der Begriff sein mag. Was verächtlich Zeitungsstil genannt wird, das ist der schlechte Zeitungsstil, es ist aber nicht der Stil, der dem Begriffe der Zeitung naturnotwendig anhaftet. Grammatikalische und syntaktische Verstöfse, saloppe Satzbildungen, gedankenlose Wortfügungen, übel angebrachtes Pathos, schlecht gewählte Bilder, Gewundenheit und Verdrehtheit des Ausdruckes — diese und andere Merkmale des angeblichen Zeitungsstiles kommen freilich bei der Zeitung häufig vor, aber sie gehören nicht notwendig und wesentlich zum Journalismus. Im Gegenteile darf man es ruhig aussprechen, dafs zahlreiche gebildete Journalisten deutscher und fremder Zunge ihre Sprache ebenso tadellos beherrschen und so fehlerfrei anwenden, wie es allen Buchliteraten — zu wünschen wäre[1]). Das Wort

---

[1]) Die einseitige und in dieser Einseitigkeit ungerechte Beschwerde über schlechten Zeitungsstil ist alten Datums. Schon 1686 verordnet der Rat zu Köln, dafs dem Georg Friedrich Frankenberg der Druck „einer mittwöchigen deutschen Gazette und einer samstägigen französischen gestattet sein soll, jedoch unter der Bedingung, dafs er sich in den französischen Rapporten besseren styli und französisch befleifsen solle". Das galt also fürs schlechte Französisch. Die Klagen über jämmerlichen deutschen Stil blieben nicht aus Unter den neueren deutschen Schriftstellern hat zumal Dr. Gustav Wustmann in seinem vorzüglichen und sehr temperamentvollen, aber darum auch einseitigen Werke „Allerhand Sprachdummheiten" diese Anklage mit voller Wucht gegen die Zeitungen erhoben. Das hohe Verdienst dieses Buches um die Erweckung des Sprachgefühles ist unbestreitbar; sein stürmischer Kampfruf gegen Tintendeutsch und papiernen Stil ist ein Sammlungssignal geworden für alle, die die Schönheit unserer lebendigen Sprache lieben. Aber dieser gute Hasser schreitet mit Scheuklappen durch die Welt des Schrifttums und sieht nur einige wenige Sündenböcke, darunter die — Deutschösterreicher und die Zeitungen. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, glaube ich, dafs manche Romanschreiberin unserer Tage für die Sprach-

Zeitungsstil, meist im verächtlichen Sinne gebraucht, kann man gerechterweise nur in einem Sinne gelten lassen: unter den verschiedenen Stilarten nämlich, die sich im Gebiete der allgemeinen Literatur finden, eignen sich einzelne ganz besonders für die Zwecke der Zeitung und werden deshalb von ihr mit Vorliebe benützt. Mit anderen Worten, gewisse Stilformen, die auch in den übrigen literarischen Produktionsarten Geltung haben, finden in der Tagespresse vorzugsweise ihre Anwendung, und sie können, wenn man will, in ihrer Gesamtheit als Zeitungsstil bezeichnet werden.

Im folgenden sei versucht, die wichtigsten Regeln guten Zeitungsstiles zu formulieren.

Was für jeden guten Stilisten gilt, das gilt in erhöhtem Maſse für den Zeitungsschreiber: er muſs auf die berechtigten Bequemlichkeiten des Lesers Rücksicht nehmen. Diesem Zwecke dienen schon gewisse äuſsere, technische Behelfe: Überschriften, gesperrter Druck, Titelköpfe, Spitzmarken, die den Blick auf sich lenken und in wenigen Worten den Inhalt verraten. Die amerikanische Presse hat die packenden Überschriften, „Headings", zu einer förmlichen Kunst herausgebildet, in den groſsen Redaktionen sitzen eigene Heading-Leute, die in der Abfassung dieser gedruckten Alarmsignale eine besondere Fertigkeit erworben haben. Es ist ein interessantes Moment, daſs in der älteren Presse auf die Bequemlichkeit der Lektüre gar kein Gewicht gelegt wurde. Mitteilungen der verschiedensten Art reihen sich aneinander, ohne räumliche Scheidung, ohne selbständige Titelbezeichnung, ohne gesperrten Druck, der Text zieht sich in ununterbrochener typographischer Einheitlichkeit und Gleichmäſsigkeit dahin [1]). Die Zeitungen aus alten Tagen durften sich das gestatten. Das Publikum war nicht nervös, nicht müde vom Kampf ums Dasein, es hatte Muſse und Lust zur behaglichen, sorg-

---

verderbnis mehr geleistet hat als ein Dutzend schlecht geschriebener Zeitungen.

[1]) S. Belege u. a. in der Festschrift der Wiener Zeitung S. 59 und in jener der St. Petersburger Zeitung S. 69.

fältigen Lektüre. Auch ereignete sich weniger in der Welt; der geographische Kreis jener Gebiete, auf denen sich wichtige Ereignisse abspielten, war noch ein engerer, auf das Publikum stürmte nicht täglich eine verwirrende Fülle der mannigfachsten Nachrichten ein. Heute ist die Presse genötigt, mit der psychologischen Verfassung ihrer Leser zu rechnen, und so wie jene äufseren und technischen Behelfe, so mufs die ganze Formgebung sich dieser Rücksicht unterordnen. Die Lektüre darf für den Leser mit keinerlei überflüssigem Kraftaufwande verknüpft sein, es mufs ihm jede geistige Mühe erspart werden, die ihm erspart werden kann. Ich möchte dies die oberste und Grundregel des guten Zeitungsstiles nennen, aus der sich die meisten anderen von selbst ergeben. Warum sie ganz besonders für die Zeitung gilt, wird klar, wenn wir die übrigen Zweige des Schrifttums ins Auge fassen. Wir können es beispielsweise durchaus begreiflich finden, wenn bei der Abfassung eines Gesetzbuches jede andere Rücksicht zurücktreten mufs gegenüber der gröfstmöglichen Knappheit, Geschlossenheit und Konzision des Ausdruckes. Auch ein Lehrbuch, ein Kompendium oder Repertorium wird sich gestatten dürfen, auf eine präzise und scharfe Diktion das Hauptgewicht zu legen, hingegen die Bequemlichkeit der Lektüre, sozusagen die Verständlichkeit auf den ersten Blick, in zweite Reihe zu stellen, da ohnehin der Schüler sich sehr andauernd und intensiv in den Stoff versenken mufs und sich ihm hiebei das Verständnis jedenfalls eröffnet. Auch mit dem Dichter werden wir wegen mystischer Dunkelheiten nicht rechten dürfen, deren Sinn sich erst bei tieferem Eindringen offenbart. Aber der Journalist ist nicht Gesetzgeber, nicht Lehrer, nicht Dichter, er spricht aus dem Tag heraus und für den Tag, er spricht zu einem Leser, der durch tausendfältige andere Interessen in Anspruch genommen ist und der Zeitungslektüre nur die flüchtige Aufmerksamkeit einer freien Stunde zuwendet. Darum mufs beim Journalisten die Art zu schreiben auf ein rasches und leichtes Geniefsen berechnet sein, er mufs es verstehen, das Gebotene

tunlichst mundgerecht zu machen und alles vermeiden, was eine leichte, glatte, flüssige Lektüre behindert.

Hierher gehören zunächst gewisse Äufserlichkeiten der sprachlichen Toilette. Manche Attribute des gelehrten Apparates sind in der Zeitung nicht am Platze. Schematisierungen und Rubrizierungen zum Beispiel, äufserliche Gliederungen des Gedankenganges in Unterabteilungen, wie 1., 2., 3. oder a), b), c) sind in wissenschaftlichen Werken oft unentbehrlich, in der Zeitung erscheinen sie verzopft, pedantisch, anspruchsvoll und lächerlich. Das Notenwesen, das in wissenschaftlichen Buchwerken kaum zu umgehen ist, wäre in der Zeitung nicht an seinem Platze und jedenfalls zu meiden. Das gilt von allen anderen Verstöfsen der gelehrten und Buchliteratur gegen die berechtigte Bequemlichkeit des Lesers. Einige Beispiele seien hervorgehoben. Wer erinnert sich nicht an Bemerkungen, wie: „Der im Eingang des ersten Kapitels des zweiten Buches genannte Schriftsteller"; ich mufs also weit zurückschlagen, bis zum Eingang des ersten Kapitels des zweiten Buches, um den dort genannten Schriftsteller wieder zu entdecken. Wäre es nicht menschenfreundlicher vom Autor gewesen, diesen Schriftsteller einfach nochmals zu nennen? Bei Roscher, der ein Schulbeispiel solch seltsamer Zumutungen an den Leser ist, finde ich auf Seite 721 des ersten Bandes folgenden Satz: „Der im § 198 erwähnte Ausweg . . ." Dieser § 198 steht aber auf Seite 512! Wir müssen also eine Rückwanderung über 200 Seiten vornehmen, um uns darüber klar zu werden, welchen Ausweg der Verfasser meint. Nicht minder bekannt ist der gräuliche Mifsbrauch, der mit den hinweisenden Wörtern „ersterer" und „letzterer", „dieser" und „jener" getrieben wird. Hier mufs das Auge des Lesers immer wieder zurückeilen und nachforschen, wer der erstere, wer der letztere, wer dieser und wer jener ist; um wie vieles einfacher wäre es, wenn man die Worte wiederholte, die hier gemeint sind! Alles das sind Unarten, die auch im Buche peinlich berühren, die aber vollends der Zeitungsstil ganz und gar nicht verträgt. Hier-

her gehören auch gewisse schwerverständliche Abbreviaturen, die sich aus der gelehrten Diktion zum Teile bereits in die Presse eingeschlichen haben, wie: „passim“, „id.“, „ibid.“ „u. a. dgl. m.“ Man halte immer daran fest, dafs die Zeitung fürs Volk geschrieben wird und nicht für einen engen akademischen Fachkreis, der sich eine geheime Zeichenschrift zurechtgelegt hat.

Gewifs sind das Äufserlichkeiten, aber diese Äufserlichkeiten verletzen den wichtigen Grundsatz, den wir als die oberste Regel guten Zeitungsstils aufgestellt haben: die Lektüre mufs leicht und bequem gemacht werden, der Sinn des Geschriebenen mufs auf den ersten Blick und ohne jede überflüssige Bemühung einleuchten.

Der deutsche Publizist mufs ferner auf gewisse besondere Tücken seines Idioms achten, die geeignet sind, das Verständnis zu erschweren. Da ist zunächst die Verlockung, das Zeitwort zu zerhacken und dessen beide Bestandteile weit von einander unterzubringen. „Der Gerichtshof sprach den Angeklagten in der Erwägung, dafs . . . und in der weiteren Erwägung, dafs . . ., ferner in Berücksichtigung des Umstandes, dafs . . . und in endlicher Berücksichtigung der Tatsache, dafs . . . frei.“ Der Angeklagte, der das anhören müfste, stürbe vor Angst und Ungeduld, ehe er das erlösende Schlufswort vernähme. Aber nicht nur den Angeklagten, auch den Leser soll man nicht langen uud bangen lassen, bis er erfährt, ob der Gerichtshof freigesprochen oder schuldig gesprochen hat, und deswegen wird der Satz folgendermafsen zu gestalten sein: „Der Gerichtshof sprach den Angeklagten frei, in der Erwägung etc.“

Alle Verdrehtheiten des Stils, alle Schwierigkeiten und Hindernisse einer glatten, mühelosen Lektüre würden vermieden, wenn der Autor sich jeweils in die Lage des Lesers versetzte und sich die Frage vorlegte: „Könnte ich das leicht verstehen? Liest es sich glatt und nicht holprig?“ David Friedrich Straufs, sonst ein Stilkünstler ersten

Ranges, läfst sich[1]) folgenden Satz zu schulden kommen: „Aber wehren konnten sie dem allgemeinen Sittenverderben, das gegen das Ende der römischen Republik und mit dem Anfang des Kaiserreichs über die alte Welt hereinbrach, und worin die Entwicklung der geschlechtlichen Verhältnisse eine Hauptrolle spielte, nicht.“ Das entscheidende „nicht“, welches zu „wehren konnten sie“ gehört, folgt erst fünf Zeilen später! Hätte der Verfasser, als er dies niederschrieb, an den Leser gedacht, oder hätte er den Satz laut vor sich hingesprochen, so hätte er das „nicht“ sofort dorthin gestellt, wohin es gehört, und der Satz hätte gelautet: „Aber wehren konnten sie nicht dem allgemeinen Sittenverderben“ u. s. w.

Durchsichtigkeit und Übersichtlichkeit der Diktion erheischen keineswegs den Gebrauch kurzer Sätze; auch Perioden, selbst lange Perioden, können klar und durchsichtig gebaut sein. Die Periode ist gar nicht zu vermeiden, wo sich die Sprache zur Höhe des Pathos aufschwingt, und da das Pathos zu den Requisiten der journalistischen Ausdrucksweise gehört, zählt auch die Periode zu deren festen Beständen. Das Widerspiel der Periode, der kurze, isolierte, gehackte Hauptsatz, hat gleichfalls seine Heimatsberechtigung in der Zeitung: wann die eine und wann der andere ihre Anwendung finden und wohlangebracht sind, ist nach den allgemeinen Stilregeln zu beurteilen. Besonders wirkungsvoll gestaltet sich auch in der Zeitung die zugespitzte Antithese. Die Antithese ist aber nur dann gelungen, wenn sie auf den ersten Blick verständlich ist und kein längeres Nachdenken erfordert. Ihre Schönheit besteht in der auf die Spitze getriebenen Ökonomie der Mittel, indem eine reiche Gedankenfülle durch den geringsten Wortaufwand bewältigt, der volle Gedanke in straffster Form restlos erschöpft wird. Unsere klassischen Juristen haben mustergültige Beispiele der Antithese geliefert. Jeder Rechtsbeflissene kennt Savignys: „Die Bedingung suspendiert,

---

[1]) „Der alte und der neue Glaube“. IV. Aufl., S. 253.

zwingt aber nicht; der Modus zwingt, suspendiert aber nicht". Unsere klassischen Juristen haben aber auch in abschreckenden Exempeln gezeigt, wie der konzise Stil nur zu leicht in heraklitische Dunkelheit ausarten kann. Wenn Puchta sagt: „Der Pupillarsubstitut des Pupillarsubstituten ist es nicht dem, dem dieser es ist", so bedarf dieser lapidare Satz eines langwierigen Kommentars. Wohl liefert er eine brauchbare Formel, die, einmal verstanden, dem Gedächtnisse sich gut einprägt, aber für den Zeitungsstil sind solche Formen der höchstkondensierten, geradezu essenzartigen Diktion gänzlich unverwendbar.'

Auch Witz, Geist und Schärfe müssen sich immer dem obersten Grundgesetze der klaren, leichtverständlichen Darstellung und der bequemen Lektüre unterordnen. Am allerwenigsten darf die Sucht nach Kürze des Ausdruckes zur Lässigkeit und Saloppheit führen; der Wunsch, ein oder zwei Wörter zu sparen, darf nie auf Kosten der sprachlichen Korrektheit erfüllt werden, Man betrachte folgende Beispiele, die Hugo Eisenharts angesehener „Geschichte der Nationalökonomik" entnommen sind. Auf Seite 127 findet sich folgende Stelle: „Schon ist es ein allgemeiner Fehler der grofsen Betriebsform, des Fabriksystems, nicht wie das frühere Handwerk auf individuelle Bestellung, sondern für einen allgemeinen Absatz (auf Lager) und so gewissermafsen für einen unbekannten Markt zu arbeiten. Als alleiniges Richtmafs für die Geschäftsführung dient ihm der Stand des Marktpreises und die Vergleichung desselben mit den Kosten: im Sinken der letzteren erblickt es ebenso eine Aufforderung zur Ausdehnung der Geschäfte, wie in dem Steigen des ersteren. Kein Wunder, dafs es sich zum Monstrum aufbauscht, wenn Überkapitalisation ihm ihre Millionen, und Übervölkerung ihre Arbeiter zu Schleuderpreisen zur Verfügung stellen, aber auch, dafs es unter der Last seiner Überproduktion zusammenbricht etc." Aus Scheu, das Wort „Fabriksystem" ein- oder zweimal zu wiederholen, operiert der Verfasser unaufhörlich mit den Fürwörtern „ihm" und „es", auch dort, wo der Leser

längst vergessen hat, worauf denn diese Fürwörter sich beziehen. Zu einer noch schlimmeren Sünde verleitet ihn die Sucht, zu kürzen, auf Seite 133: „Ich rechne darunter vor allem die Reinertragslehre Sismondis, daſs derselbe in seiner privatwirtschaftlichen Fassung mit nichten den Leitstern der ganzen Volkswirtschaft abgeben dürfe etc," Hier bezieht sich das Wort „derselbe" nicht etwa auf Sismondi, sondern auf „Reinertrag", auf ein Wort also, das überhaupt gar nicht ausgesprochen wurde, sondern das nur in einem anderen, in dem zusammengesetzten Worte „Reinertragslehre" eingekapselt erscheint. — Wie man sieht, sind diese negativen Stilexempel, diese lehrhaften Beispiele, wie der Journalist nicht schreiben soll, durchwegs gelehrten Büchern, nicht Zeitungen entnommen. Das mag ein weiterer Beitrag für unsere These sein, daſs der Buchliterat im allgemeinen nicht von vornherein und ohne weiteres berechtigt ist, auf den Zeitungsstil herabzublicken; gesündigt wird hüben und drüben [1]).

Es muſs der höchste Ehrgeiz der Zeitung sein, zum Volke in einer allgemein verständlichen Sprache zu sprechen; jede Dunkelheit muſs mit grausamer und unerbittlicher Schärfe aus den Spalten des Zeitungsblattes ausgemerzt

---

[1]) Die Zeitungsliteratur liefert allerdings gleichfalls sehr groteske Seitenstücke zu diesen Unglücksfällen, die durch eine undisziplinierte Sucht nach Abkürzung heraufbeschworen werden. So brachte eine in einer norddeutschen Küstenstadt erscheinende Zeitung folgende Notiz: „In der Berliner Gesellschaft erregt eine naturwissenschaftlich interessante Verlobung Aufsehen, nämlich die der Tochter des Professors Helmholtz mit dem Sohne des Dr. Werner Siemens." Ein kleines mitteldeutsches Blatt verlautbart, es werde künftig mit Geldbuſse geahndet werden, wenn das Rindvieh in den Ställen wieder mit brennenden Zigarren und Pfeifen gefüttert wird. Ein angesehenes Organ in einer Elbestadt bringt die Mitteilung, daſs der Redakteur und der Zeichner des „Kladderadatsch" zu je 200 Mark und Unbrauchbarmachung verurteilt wurden ... (Nach dem „Album unfreiwilliger Komik".) Durchwegs Entgleisungen, deren Ursache in dem Wunsche, Wörter zu sparen, zu suchen ist.

werden. Dunkelheit ist ja auch anderwärts reichlich vom Übel. Die Abneigung der jüngeren Generation gegen den Betrieb der Philosophie ist zum erheblichen Teile darauf zurückzuführen, dafs die Philosophie oft zum „systematischen Mifsbrauch einer eigens zu diesem Zwecke erfundenen Kunstsprache" geworden war. Das ist ein boshafter Scherz, der aber einigermafsen zutrifft. Wie recht hatte seinerzeit Buckle, wenn er schrieb: „Die grofsen Schriftsteller der Deutschen schreiben füreinander, nicht für ihr Land. Sie sind einer ausgewählten und gelehrten Zuhörerschaft sicher und bedienen sich einer Sprache, die in Wahrheit eine Gelehrtensprache ist. Sie verwandeln ihre Muttersprache in einen Dialekt, der beredt und sehr mächtig ist, aber so schwierig, so fein und so voll von verwickelten Wendungen, dafs er den niederen Klassen ihres eigenen Landes völlig unverständlich ist." Mit Stolz durfte Buckle darauf hinweisen, um wie vieles gesünder die Verhältnisse in England beschaffen waren: „Die strenge und pedantische Methode, die unsere grofsen Schriftsteller lange in der Gewohnheit gehabt, pafste schlecht zu der ungeduldigen und wifsbegierigen Generation, die nach Kenntnissen dürstete und daher die Dunkelheit nicht mehr ertragen wollte, die man früher nicht gewahr geworden. Daher kam es, dafs früh im 18. Jahrhundert die kräftige, aber schwerfällige Sprache und die langen, verwickelten Sätze, die unseren alten Autoren so natürlich waren, plötzlich beseitigt und durch einen leichteren, einfacheren Stil ersetzt wurden, der sich rascher verstehen liefs und daher besser zu den Bedürfnissen der Zeit pafste" [1]). In derselben Sache bemerkt Coleridge, nach der Revolution sei ein gelehrter Körper als solcher allmählich verschwunden, und die Literatur im ganzen habe sich an das gemeine, gemischte Publikum zu wenden begonnen. Einer der ersten in der Einführung des leichten und demokratischen Stils und einer der erfolgreichsten

---

[1]) „Geschichte der Civilisation in England". Deutsch von Arnold Ruge. Band I, S. 105 u. 376.

Popularisatoren der Literatur war Addison; der ungewöhnliche Einflufs des Herausgebers des „Spectator" beruhte wohl zum grofsen Teile auf dieser Seite seiner schriftstellerischen Persönlichkeit.

In der wissenschaftlichen Literatur der Deutschen hat sich seither ein starker Wandel zum Besseren vollzogen. Eine edle Volkstümlichkeit der Sprache gilt nicht mehr wie ehedem als unvereinbar mit echter Wissenschaftlichkeit. Selbst die Königin der Wissenschaften, die Philosophie, ist zum gebildeten Laientum herabgestiegen und demokratisch geworden. Die Erkenntnisse, welche die Führer der materialistischen und monistischen Richtung, die Häckel, Vogt, Büchner, Radenhausen, Bölsche, Lange, Straufs, Krause, dem Volke erschlossen haben oder zu erschliefsen glaubten, mögen ja sehr verschiedenartig gewertet werden, aber das eine ist anzuerkennen, dafs sie durch ihre gemeinverständliche Darstellung das Nachdenken und Sichrechenschaftgeben über die grofsen Welträtsel aus einem Monopol der gelehrten Kaste zu einem geistigen Eigentum des Volkes gemacht haben. Das kam dann in natürlicher Rückwirkung auch der entgegengesetzten Weltanschauung zu gute, denn die Vertreter der dualistisch-spiritualistisch-theïstischen Richtung sahen sich genötigt, mit den gleichen Mitteln in den Kampf der Meinungen zu treten und fürderhin zum Volke zu sprechen, statt wie vordem zu einem engen Kreise von philosophisch geschulten und in der philosophischen Kunstsprache bewanderten Fachgenossen.

Angesichts dieser wohltätigen Wendung, die sich bei uns allgemach in der gelehrten Buchliteratur vollzieht, sollte man es für unmöglich halten, dafs es noch immer Zeitungsmänner gibt, die sich selbst damit imponieren und dem Leser dadurch Respekt einzuflöfsen glauben, dafs sie sich heraklitischer Stilformen befleifsigen, mit gelehrten Kunstausdrücken und Fremdwörtern prunken, die selbst dem Gebildeten nicht immer vertraut sind. Sie übersehen eine wichtige Vorschrift jounalistischer Formgebung: der Zeitungsmann mufs als gleicher zu gleichen sprechen, er

mufs verstehen, von seinem überlegenen Wissen dem Volke mitzuteilen, aber niemals den Leser diese Überlegenheit fühlen zu lassen. Von einem Wiener Zeitungsherausgeber, dessen Geschäftserfolge unendlich gröfser waren als seine Bildung, erzählt man das hübsche Wort: „Wissen Sie, warum meine Zeitung so gut geht? Weil sie so geschrieben ist, dafs sogar ich sie verstehen kann. Ich habe in dem ganzen Blatte noch niemals ein Wort gefunden, das mir fremd war[1]."

Man halte diese breit gediehene Auseinandersetzung nicht für überflüssig. Es waltet in diesem Punkte ein tiefer Unterschied zwischen Buch und Zeitung. Dem Philosophen, Historiker, Ästheten, Nationalökonomen, der in der umfänglichen Form des Buches die Ergebnisse seiner Forschungen und Reflexionen vorlegt, wird man eine schwerfällige Ausdrucksweise, wenn sie auch keine Zierde des Werkes ist, eher verzeihen als dem Journalisten. Der Leser eines wissenschaftlichen Werkes ist in einer anderen Lage als der der Zeitung. Er tritt an das Buch mit dem Vorsatze heran, gründlich zu lesen, mehr zu studieren als zu geniefsen, und sich nötigenfalls durch die Dornenhecke einer struppigen Diktion zu dem Dornröschen des wertvollen Inhaltes durchzuarbeiten. Eine unbeholfene oder dunkle Ausdrucksweise

---

[1]) „Der Vorzug des Journalisten", sagte Louis Veuillot, eine Leuchte der katholischen Publizistik in Frankreich, „besteht in seiner Raschheit, in seinen Einfällen, vor allem aber in der Klarheit. Er hat nur ein Blatt Papier und eine Stunde Zeit zur Verfügung, um einen Streitfall klarzulegen, einen Gegner zu bekämpfen, seine Meinung zu äufsern. Wenn er nur ein einziges Wort sagt, das nicht dem Endzwecke dient, wenn er nur einen einzigen Satz niederschreibt, den der Leser nicht auf den ersten Blick versteht, dann ist der Publizist seiner Aufgabe nicht gewachsen. Rasch, klar und einfach, das mufs er sein . . ." In schlichten aber zutreffenden Worten wird dieselbe Erkenntnis von der Pflicht der Gemeinverständlichkeit schon 1732 im Beiblatte zur „St. Petersburger Zeitung" ausgedrückt: „Wir haben hauptsächlich dahin getrachtet, wie wir auch gewisse nötige Materien, die insgemein in einem Nebel von Kunstwörtern verhüllet lagen, durch einen unschweren und deutlichen Vortrag in ihr gehöriges Licht stellen möchten."

entwertet nicht diesen Inhalt, erschwert nur seinen Genufs. Anders bei der Zeitung. Ihr Leser will rasch und leicht lesen, und er hat den Anspruch, es zu können. Liebenswürdige Schlichtheit und kristallhelle Durchsichtigkeit sind nicht blofse Zierden des Zeitungsstils, sie sind sein Essentiale, und wo sie fehlen, fehlt mit der Zeit der Leser.

Aber nicht nur die Sprache mufs sich dem Gebote der Einfachheit und Klarheit fügen, auch die ganze Anordnung und Gliederung des Stoffes; auch hier erspare man dem Leser jede überflüssige Mühe. Man besehe folgendes Telegramm eines Wiener Blattes, das nicht erfunden, sondern meiner reichhaltigen Sammlung technischer Verstöfse entnommen ist: „Berlin, 5. November. Die hiesige . . . Zeitung erfährt aus London, in dortigen unterrichteten Kreisen seien Meldungen aus Konstantinopel eingetroffen, wonach in Sofia demnächst wieder eine ernste Krise auszubrechen drohe.“ Der Leser wird hier genötigt, ein Rundreisebillet zu nehmen und sich in Gedanken von Wien über Deutschland, England und die Türkei nach Bulgarien zu begeben. Es ist offensichtlich, dafs hier eine verfehlte Anordnung vorliegt. Selbst wenn man dem Leser den ganzen Quellenapparat der Meldung vorführen will, müfste die Depesche folgendermafsen gebaut sein: „In Sofia droht demnächst, wie die hiesige ... Zeitung über London aus Konstantinopel erfährt, eine ernste Krise auszubrechen.“ Bei dieser Stilisierung wird der Blick des Lesers sofort dahin gelenkt, wohin er gelenkt sein soll, nach Sofia. Überhaupt soll der Stil des Zeitungsschreibers stets unmittelbar auf das Ziel hinführend sein. Es zeigt von der tiefen Einsicht Friedrich Schillers in die stilistischen Erfordernisse des Journalismus, dafs er gelegentlich der Gründung der Allgemeinen Zeitung an Cotta schrieb: „Es wird Posselt (dem ersten Redakteur der „Neuesten Weltkunde“, der späteren Allgemeinen Zeitung) nicht schaden, zur Kürze gedrängt zu sein; dadurch wird er einen gewissen Takt erlangen, immer gleich das Bedeutende aufzugreifen und es auf die bedeutendste Art zu sagen, er wird die deklamato-

rische Art, wozu er jetzt noch etwas geneigt ist, vollends ablegen und grofse Resultate in wenigen Worten hinwerfen." (Heyck a. a. O.) Dieses zutreffende Urteil Schillers ist um so mehr der Bewunderung würdig, als zu seiner Zeit noch allgemein der schwulstige, gewundene, unnatürliche, von der lebendigen, gesprochenen Sprache entfernte Stil in der Zeitung zu Hause war[1]).

---

[1]) Man lese z. B. die nachfolgende Einleitung der ersten Nummer der „Neuesten Weltkunde" vom 1. Januar 1798: „Würden plözlich, durch irgend eine Erneuerung der ersten Schöpfungsscenen, die Alpen vom Mont Blanc bis nach Istrien in Abgründe hinuntergestürzt, ganz England vom Ozean verschlungen, die Quellen des Rheins und der Donau verschüttet und durch einen Herauswurf von Land Afrika wieder an Spanien gefügt: so würde diese Revolution in der physischen Welt nicht gröfser sein, noch die ganze bisherige Gestalt von Europa dadurch eine entschiedenere Umformung leiden, als die Revolution, von der wir seit dem Jahre 1789 Augenzeugen waren, in der politischen Welt hervorgebracht hat . . ." Ein rheinisches Blatt brachte im Jahre 1802 einen Artikel, der folgendermafsen anhub: „Mit ermatteten Schwingen, im staub- und blutvollen Gewande floh es dahin, das neunte Jahr. Es verlor sich wie der Abendstern unter den nächtlichen Schatten Okzidents, versank im Schofse der Ewigkeit. Schon wartet der Zeitwagen, voll neuer Ereignisse, in der unermefslichen Halle des Verhängnisses auf die Hand, die ihn leiten soll. Die Zwietracht, in tausend mannigfaltigen Farben gekleidet, die Unwissenheit im Prunkmantel, der Fanatismus mit der Verfolgungsgeifsel, suchen sich seiner Zügel zu bemächtigen. Doch was sehe ich? Zwietracht, Unwissenheit, Fanatismus fliehen. Bote der Gottheit, Hoffnung der Sterblichen, göttlicher Friede, du steigst vom Himmel, deiner Heimat, herunter, du ergreifst seine Zügel . . ." Dieser Ergufs, der heute den vernichtenden Eindruck der Lächerlichkeit machen würde, endete dann in einer Verhimmelung Bonapartes, die in demselben Stile gehalten war. Am 24. Juli 1803 brachte das Blatt folgende Notiz: „Held Bonaparte ist hier wie einst im Lager seiner Waffenbrüder zu Hause und wird von seinem Altan herab hier dem vor ihm mit frohestem Stolze auftretenden Soldatenheere den Wonneblick schenken können." — Diese Zitate finden hier ihre Stelle nicht etwa, um fragwürdige Gesinnungen zu kennzeichnen. Die deutsche Presse in der Zeit der napoleonischen Invasionen mufste damit rechnen, dafs der Gewalthaber jeden Augenblick bereit war, einen mifsliebigen Publizisten in den Kerker zu werfen oder auch füsilieren zu lassen; einer Zeitung, die unmittelbar unter der Gewalt der französischen Waffen stand, war

Es gibt keine schlimmeren Fehler des Zeitungsstils als Unnatur, Verdrehtheit, Künstelei, Maniriertheit und falsche Geistreichelei. Sie alle fliefsen aus der gleichen Quelle: aus der Sucht, Ungewöhnliches in erlesener Form zu sagen, wo entweder der hohe Gedankenflug fehlt, oder die Natur des Stoffes anspruchslose Einfachheit und nüchterne Sachlichkeit der Darstellung heischt. Es gibt noch immer viele Zeitungsmänner, die das Kunststück nicht zuwege bringen, einfach und geradeheraus zu sagen: zweimal zwei ist vier. Alltägliche Begriffe und Gedanken werden durch einen aus den Wolken herabgeholten Ausdruck bezeichnet. Ihre Feder sträubt sich zu schreiben: „unsere Abgeordneten", es mufs etwa heifsen: „diejenigen, welche berufen sind, unser Volk in seiner Gesamtheit zu vertreten". Selbst eingebürgerte und gesetzlich festgelegte Ausdrücke werden gemieden. Sie können nicht sagen: „die Regierung", sie sprechen von „der Krone Rat". Sie würden sich schämen, das Wort „Eisenbahn" zu gebrauchen; „Schienenweg" oder „Verkehrsader" dünkt ihnen preziöser, und der „geflügelte Draht" klingt aparter als der Telegraph.

Bei diesen Lächerlichkeiten leitet sie das dämmrige Gefühl einer mifsverstandenen Wahrheit. Diese Wahrheit ist die folgende: Das Gebot der Natürlichkeit des Stils gilt nur in einem beschränkten, besser gesagt nur im richtig verstandenen Sinne. Der gute Schriftsteller ist nicht „natürlich" in des Wortes alltäglichster Bedeutung. Er wird niemals so schreiben, wie man aufs Geratewohl spricht, es wäre denn, dafs er in besonderer Absicht die unmittelbare, ungeläuterte Ausdrucksweise des täglichen Lebens nachahmen wollte. Von solchen Ausnahmefällen abgesehen, würde die

---

es kaum zu verdenken, wenn sie die Sprache des Pariser „Moniteur" führte. Ich zitiere diese Stellen, weil sie für den *Wandel des Stilgeschmacks* bezeichnend sind. Wir haben heute eine viel entwickeltere Neigung nach einer *ruhigen, gehaltenen, gemessenen Sprache*. Das entlegenste Provinzblättchen würde es sich heute nicht beikommen lassen, selbst den eigenen, noch so sehr verehrten Fürsten in Worten zu apostrophieren, wie es das erwähnte Blatt gegenüber dem fremden Eroberer tat oder tun mufste.

lässige Formlosigkeit und Ungeniertheit der gewöhnlichen Umgangssprache in jedem Schriftwerke verletzen, und es ist deshalb nur zu billigen, wenn der Schriftsteller eine höher gestimmte Sprache anschlägt. Gehören etwa glänzende Aperçus, verblüffende Paradoxa, feingeschliffene Antithesen, Perioden von grofsartigem Schwung — durchwegs Dinge, die bei der Lektüre erquicken und erfreuen —, gehören sie zur natürlichen Sprechweise des täglichen Lebens? Nein! Aber diese Natürlichkeit ist es auch nicht, die wir vom Schriftsteller und im besonderen vom Zeitungsmanne fordern. Das Postulat des „natürlichen“ Stils ist im Grunde genommen ein negatives, es bedeutet die Verwerfung jeder Künstelei und Maniriertheit, des falschen Geistes, des Ungeistes. Der schlechte Zeitungsmann ahnt, wie gesagt, etwas von der Wahrheit, dafs man seine Gedanken in höchst gefeilter Form vortragen soll, aber er mifsdeutet sie. Wir verlangen, dafs, wer das Forum der publizistischen Öffentlichkeit betritt, nicht im allzu bequemen Hauskleide erscheine, sondern in sauberer, gewählter, unter Umständen auch in festlicher Toilette. Der schlechte Journalist aber wählt als Festkleid das Harlekinskostüm, schreibt nicht gewählt, sondern gequält, nicht kunstvoll, sondern gekünstelt, sein Stil hat keine stolze, aufrechte Haltung, sondern wird verdreht und krüppelhaft.

Wie alles Gezierte und Geschraubte, so müssen auch gewisse altfränkische Manieren gemieden werden, die heute linkisch, unfein, oft läppisch erscheinen. So gilt es gegenwärtig als geschmackwidrig, wenn der Verfasser sich in eine unmittelbare persönliche Beziehung zum Leser setzt. Man ersucht nicht mehr um die Aufmerksamkeit des „geneigten Lesers“, man macht keine Komplimente der „schönen Leserin“, man besorgt nicht, dafs man die Geduld der „verehrten Abonnenten“ allzulange in Anspruch genommen habe. Solche Biedermayer-Floskeln dürfen höchstens noch in der kleinen Lokalpresse ihr Asyl finden. Nicht minder häfslich ist das unnötige Hervortreten der Individualität des Verfassers in Redewendungen wie „wir glauben“, „wir sind

der Überzeugung" und anderen dieser Art. Der Subjektivismus hat sich seinen Platz in der Presse erobert, aber er soll nicht formell und mit ausdrücklicher Hervorhebung der Person des Schreibers auftreten. Ein Satz wie der folgende: „Im übrigen halten wir ihn (Napoleon III.), um es kurz zu sagen, für einen rechtschaffenen Mann, für ebenso rechtschaffen zum Beispiel als wir selbst" [1]), würde nach der heutigen Geschmacksrichtung als durchaus überflüssiges und unpassendes Hervortreten des Verfassers, beziehungsweise der Persönlichkeit des Blattes erscheinen.

Aus dem Gebote sorgfältiger stilistischer Toilette ergibt sich zunächst die grundsätzliche Ausschliefsung alles Rohen und Pöbelhaften. Auch hier können wir abschreckende Beispiele aus unserer besten Buchliteratur sammeln. Man mag Schopenhauer als Gelehrten und Stilkünstler die gebührende Verehrung zollen; aber seine Polemiken, die von Ausdrücken wie: Gauner, Lump und Hundsfott strotzen (siehe namentlich in Parerga und Paralipomena „Über Schriftstellerei und Stil"), werden in jedem feiner empfindenden Leser ein Gefühl tiefen Widerwillens hervorrufen. Was den grofsen Schopenhauer verunziert, ist dem Tagesschriftsteller um so strenger verwehrt. Aus der kombinierten Vorschrift geläuterter Natürlichkeit und sorgfältiger Stilgewandung werden wir ferner den richtigen Mafsstab dafür gewinnen, ob und inwieweit triviale Wendungen des täglichen Lebens schriftstellerisch und journalistisch zulässig sind. Trivialitäten, die nichts anderes sind als Gedankenlosigkeiten, müssen unbedingt aus dem Gebiete der Schriftsprache beseitigt werden. Wenn einer sagt: „Eigentlich bin ich in dieser Gesellschaft der älteste," — so mag man im absichtslosen Gespräche das nichtssagende und überflüssige „eigentlich" hingehen lassen; geschrieben wird das sinnlose Wort empörend wirken. Etwas anderes ist es mit gut volkstümlichen Wendungen. Oft lebt in ihnen eine starke sinnliche Kraft, oft auch sind sie von knapper,

[1]) Aus einem rheinischen Blatte vom 6. Januar 1858.

scharfer, eindrucksvoller Diktion, oder sie wirken anmutig und unterhaltsam. Redewendungen dieser Art sind auch in der Schriftsprache zuweilen recht gut an ihrem Platze, wie folgende Beispiele dartun mögen: „Wir haben dieses Parlamentspielen bis oben hinauf satt,“ oder: „Dieser Titel ist schlecht gewählt, denn er hat mit der Absicht und dem Kern des Stückes aber auch schon gar nichts zu schaffen.“ Oder die entschlossene Frage: „Und wenn, was dann?“ Wie schneidig klingt z. B. in Sudermanns „Jolanthes Hochzeit“ die Erwiderung auf die Worte: „Nichtsdestoweniger, Herr von Krakow . . .“ „Hier wird nichts genichtsdestowenigert! . . .“ Man sieht, lebendige, volkstümliche, selbst übermütige Wendungen sind manchmal zulässig, aber sie seien mit Vorsicht benutzt, und jedenfalls nur dann, wenn sie lebhafte Farbe und sinnlichen Reiz in die Darstellung zaubern.

Zu den häufigsten Entgleisungen, die sich aus der raschen und oft überstürzten journalistischen Produktion ergeben, gehören die, welche durch Gedankenlosigkeit verschuldet sind. Meine Sammlung weist folgenden typischen Satz aus einem grofsen Residenzblatte auf: „D. hatte keinen Arzt um Rat gefragt, sondern sich nach den Vorschriften der Kurpfuscherin R. gehalten, die ihm eine Medizin verschrieb. Die Medizin hatte jedoch keinerlei Wirkung aufzuweisen, im Gegenteile, D. starb, nachdem er dieselbe ein halbes Jahr in Anwendung gebracht hatte.“ Die Fälle müssen nicht immer so erheiternd krasse sein; tagtäglich begegnen wir in den Blättern kleineren Unglücksfällen infolge schleuderhafter, nervös hastender Diktion. Einem sonst sehr vorsichtigen Publizisten widerfuhr das Mifsgeschick, dafs er in dem löblichen Streben, das lateinische „posito sed non concesso“ zu verdeutschen, die Tautologie niederschrieb: „Zugegeben, aber nicht eingeräumt“, anstatt zu sagen: „Angenommen, aber nicht zugegeben“; seiner Verdeutschung hätte das lateinische Wort entsprechen müssen: „Concesso, sed non concesso.“ Man besehe folgenden Satz, den ich einem Wiener Blatte ent-

nehme und der ein Schulbeispiel des stilistischen Unfalles als Folge der Gedankenlosigkeit darstellt: „Für das Unternehmen wurde unter anderen der Abgeordnete Kuranda und ein hervorragender, seit langem verstorbener Publizist gewonnen.“ Der Verfasser wollte sagen: „ein seither längst verstorbener Publizist“; nach seiner Fassung aber war der Publizist längst tot, als er für das Unternehmen gewonnen wurde. Oft kann man feststellen, daſs der Verfasser beim Niederschreiben des einen Wortes vergessen hat, was er eine Zeile vorher, ja ein paar Worte früher zu Papier gebracht hatte; dadurch kommen die abstrusesten Ideenverbindungen zustande [1]). —

Eine Zierde aller schriftstellerischen Darstellung ist der sinnliche Ausdruck. Dem Tagesschriftsteller kann nicht oft und eindringlich genug empfohlen werden, seiner Diktion sinnlichen Reiz zu verleihen. Wohl ist auch die abstrakte, rein gedankenmäſsige Darstellung nicht zu vermeiden; aber wo immer es angeht, belebe man sie durch Plastisches, Greifbares, Sinnliches. Dieses Bedürfnis findet seine angemessenste Befriedigung in dem Gebrauch der

---

[1]) Dem „Album unfreiwilliger Komik“ (Berlin, Richard Eckstein Nachflg.), einer reichen Fundgrube erheiternder Zeitungsblüten, entnehme ich folgende drastische Belege, deren ursprünglichen Fundort man in dem genannten Büchlein nachsehen mag:

„Der Feldmarschall v. Manteuffel würde sich im Grabe umdrehen, wenn er dies erlebt hätte . . .“

„Die Diebin gab unmittelbar nach ihrer Verhaftung einem toten Knaben das Leben . . .“

„Spaniens jugendlicher König scheint kein Glückskind zu sein. Innerhalb kurzer Zeit zweimal vermählt, war am Dienstag sein Leben abermals durch die Hand eines Meuchelmörders bedroht . . .“

„Die Entbindung erfolgte nach dem in Spanien üblichen Zeremoniell um 12 Uhr 27 Minuten Mittags . . .“

„Ein Bauchredner ergötzte die Zuhörer mit einem Vortrage aus Goethes Faust und sonstigen Bauchrednerwitzen . . .“

Diese und zahllose ähnliche „inepte dicta“ sind auf die gleiche Ursache zurückzuführen: der Schreiber überblickt niemals das Ganze des Satzes und überprüft nicht die Wirksamkeit jedes Wortes im Zusammenhang des Ganzen. —

Bilder. Was ein gutgewähltes, passendes Bild für die Darstellung bedeutet, braucht nicht gesagt zu werden; hier soll ja auch keine allgemeine Stillehre entwickelt, sondern nur das für die journalistische Praxis Bedeutungsvollste in Kürze angedeutet werden. Das lesende Publikum ist eine spröde Schöne; um seine Gunst mufs der Schriftsteller freien, mufs sie durch zarte Geschenke, vor allem durch duftende Blumengaben zu erwerben suchen, und solche Blumen sind zumal Bilder im Ausdrucke. Das Bild kennzeichnet die Sprache des Genies. Das Genie sucht nicht die Bilder, sie drängen sich ihm auf. Ich glaube nicht, dafs Bismarck, ehe er seine Reichstagsreden hielt, sich um solchen oratorischen Zierrat sonderlich bemühte; der stellte sich von selbst ein. Ihm wurde jeder Begriff lebendig, jedes Abstraktum verdichtete sich zu Gestalten und Personifikationen, die Bilder und Vergleiche strömten ihm zu. Daher die Gewalt seines Wortes, daher die Volkstümlichkeit zahlloser Bismarckiana. „Selbst in Verwaltungsfragen und bei Erörterung staatsrechtlicher Probleme traf er immer den Punkt, der im Bereiche der sinnlichen Anschauung lag[1]).“ Darum ist das Studium der Bismarckschen Reden auch für den Zeitungsmann eine höchst vortreffliche Schule lebendiger und sinnlich wirksamer Darstellung. Man beachte etwa folgende Stellen: „Darüber ist das Staatsministerium in sich einig, dafs ein Zustand so bald als möglich aufhören müsse, in welchem über jeden Zaun, über jede Brückenbohle durch fünf Instanzen bis nach Berlin gegangen wird, und dafs schliefslich die beiden äufsersten Pole, die Bezirksgendarmen und die geheimrätlichen Kreise des Ministeriums, die eigentlich entscheidenden in jeder speziellen Sache sind.“ Oder: „Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können.“ Oder der zündende Vergleich in seiner berühmten Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 über das Verhältnis Rufslands und Frankreichs zu Deutschland:

---

[1]) Vgl. Hermann Wunderlich: „Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt.“ Leipzig 1898.

„Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden.“

Um gut zu wirken, mufs das Bild treffend und gelungen sein. Das ist es nur dann, wenn die in dem Bilde enthaltene sinnliche Vorstellung einen erschöpfenden Parallelismus mit der abstrakten Vorstellung aufweist, die im Leser geweckt werden soll. Das gute Bild erspart dem Leser langwierige Gedankenoperationen, weil es mit einem Zauberschlage den ganzen Gedankeninhalt in seiner vollen Ausdehnung blofslegt. An einem konkreten Beispiel werden wir uns darüber klar werden. Man betrachte folgenden Satz: „Das Festhalten an dem Grundsatze der Staatsschuldentilgung ist ein Gebot der Staatsklugheit und der Staatsehre, weil die fortgesetzte Unterlassung der Schuldentilgung den Staat in schimpfliche Abhängigkeit von den Geldmächten bringt. Man wende nicht ein, dafs diese Geldmächte dem Staate eine Stütze gewähren; vielmehr geht er an dieser Unterstützung zu Grunde.“ Dieser Satz ist sprachlich korrekt — ob sachlich richtig, bleibt aufserhalb unserer Betrachtung —, aber es ist eben nicht mehr als eine armselige Korrektheit, das Ganze ist ohne Würze, ohne Pointe, ohne Anschaulichkeit. Wenn hingegen Ludwig XV. denselben Gedanken in die Worte kleidet, dafs „die Geldmänner in solchen Lagen den Staat halten, wie der Strick den Gehenkten“, so leuchtet in diesem kurzen Satze ein glänzender Geist auf, eine wunderbare Plastizität wird wirksam, und ganze Vorstellungsreihen knüpfen sich an das eine Bild. Der Witz liegt in dem Doppelsinn des Wortes „halten“: einerseits jemandem eine Stütze gewähren, andererseits ihn unentrinnbar in seiner Gewalt haben. Die Anschaulichkeit wurzelt in der Vorstellung des Justifizierten, der ja freilich an dem Stricke einen festen und sicheren Halt besitzt, dem aber der Strick auch zum Mörder geworden ist. Bei den Meistern der Sprache finden wir Bilder, die so treffend und sprechend sind, dafs ihr ganzer Reiz und ihr voller Gehalt an Ausdruckskraft erst bei tieferem Eingehen offenbar wird. So, wenn Goethe sagt, „die induktive

und die deduktive Methode seien in ihrer Wechselwirkung so notwendig, wie das Ein- und Ausatmen den organischen Körpern“. Wer sich über das Wesen der beiden Forschungsmethoden klar ist, wird finden, dafs hier mit prachtvoller Prägnanz ihre Eigenart und ihr gegenseitiges Verhältnis dargelegt sind: auf der einen Seite die Induktion, die das Tatsachenmaterial der Aufsenwelt in sich aufnimmt, um daraus allgemeine Erkenntnisse zu schöpfen, — und auf der anderen Seite die Deduktion, die aus allgemeinen Kategorien und aus der spekulativen Kraft des menschlichen Verstandes heraus zur Erkenntnis der Dinge zu gelangen sucht, — und drittens die Notwendigkeit eines organischen Zusammenwirkens zwischen beiden Methoden, indem die eine das feste Fundament gewährt, die andere den kühnen, weiten Flug in noch ungeahnte Fernen ermöglicht.

Keine Stilform wird aber so schmählich mifsbraucht, wie das Bild. Das Bewufstsein von der Schönheit und dem Reize bildlicher Ausdrucksweise verleitet auch den unfähigen Schriftsteller, sich ihrer zu bedienen; bei ihm aber wird Wohltat Plage. Zwei Fehler sind es zumal, denen man in der Zeitungsliteratur häufig begegnet und vor denen der eines guten Stils beflissene Publizist sich ängstlich zu hüten hat. Die Wahl nichtpassender Bilder und das fehlerhafte Wechseln des Bildes. Dafs das Bild passen soll, ergibt sich aus dem Begriffe des Bildes; die sinnliche Vorstellung mufs der abstrakten Vorstellung, die hervorgerufen werden soll, adäquat sein. Der jähe Wechsel des Bildes gehört zu den verbreitetsten Stilsünden und ist eine der Hauptursachen jener traurigen Entgleisungen, an denen die stilistische Unfallschronik der Zeitung so reich ist. Der Typus dieses Verbrechens wider Geschmack und Verstand ist der denkwürdige Satz: „Der Wagen der Revolution rollt einher und fletscht die Zähne.“ Beide Bilder, einherrollen und Zähnefletschen, sind, jedes für sich, geeignet, einen Zustand gewaltiger, drohender, mit elementarer Kraft abrollender Bewegungen auszumalen; aber in ihrer Zusammenkoppelung üben sie die lächerlichste Wir-

kung[1]). Es gibt aber auch minder erheiternde Fälle, die den mit Sprachgefühl begabten Leser schwer verletzen. Der unpassende Wechsel des Bildes tritt besonders häufig bei solchen Ausdrücken ein, deren ursprüngliche sinnliche Bedeutung stark verblafst und abgeschliffen ist, und die fast als Abstrakta benutzt werden. So das Wort „Lage“ im politischen Sinn. Man hat schon vergessen, dafs das Wort „Lage“ mit der Vorstellung der Horizontalen verknüpft ist, und da man dies vergessen hat, schreibt man von einem „Stande der Lage“, oder man läfst die Lage sich zu einer „immer drohenderen Gestalt emporrichten.“ Wie oft hört man in parlamentarischen Reden die Wendung: „Mein Standpunkt geht dahin, dafs . . .“ Der Standpunkt, d. h. die feste Position, die man bezogen hat, soll gehen! Das kommt davon, wenn die primäre sinnliche und bildliche Bedeutung dem Bewufstsein entschwindet.

Überhaupt birgt der Gebrauch von Bildern vielerlei Tücken. Da gilt es unausgesetzt mit dem kritischen Verstande scharf hinterher sein, wenn man sich schwere Blofsstellungen ersparen will. Nicht nur das Wechseln des

---

[1]) In meiner Sammlung finde ich die folgenden himmelschreienden Sätze, von denen nicht überflüssigerweise bemerkt sei, dafs sie echten Ursprungs sind und quellenmäfsig belegt werden könnten: „Das Prisma, durch welches wir die Lage betrachten, hat einen bitteren Beigeschmack . . .“ „Die Herren Interpellanten haben aus dem Fleische, welches der Bevölkerung vom Munde wegspekuliert werden soll, eine Keule schneiden wollen, um sie drohend gegen die Regierung zu schwingen . . .“ Dem bereits erwähnten „Album unfreiwilliger Komik“ entnehme ich die nachfolgenden Sätze, die gleichfalls bezeichnend und lehrreich sind für das Unglück, das durch das Wechseln des Bildes heraufbeschworen wird: „Wie ein getretener Wurm krümmt sich der Nationalliberalismus; er fletscht die Zähne, ballt die eine Faust, mit der anderen fleht er um Rettung.“ Oder: „Von besonderem Reize waren die Duette des Alt und Sopran. Die silbernen Koloraturen der Frau Henschel hüpften auf den majestätischen Wogen von Frau Joachims Gesange wie Möven auf brandender See; das klang wie Orgelton und Glockenklang, verbrämt mit Nachtigallengesang.“ Hier haben wir ein zoo-mineralogisches Monstrum vor uns, verstärkt durch eine Vorstellung aus dem Kreise des Kürschnergewerbes!

Bildes ist von Übel, auch die allzu kühne Fortspinnung eines und desselben bildlichen Ausdrucks; so, wenn ein Blatt schreibt: „Wieder hat die Duellseuche ein Opfer gefordert. Bei dem Zweikampfe zwischen dem Ingenieur X und dem Beamten Y erlitt ersterer einen Schufs in den Kopf. Er dürfte der Seuche erliegen.“ Andere Fehler rühren daher, dafs man dem Subjekte des Satzes eine unmögliche Tätigkeit zuweist. So, wenn ein bekanntes Berliner Blatt es häfslich findet, dafs „in einem hellgrün dekorierten Salon blaue Möbel der Lehre von der Farbenharmonie ins Gesicht springen.“ Das Schlimmste ereignet sich, wenn die Phantasie in allzu ausschweifenden Gesichten schwelgt, wie bei jener rheinischen Zeitung, die vor Beginn des deutsch-französischen Krieges schreibt: „Wir stehen auf einer Pulvertonne, die, wenn ihr nicht der Boden herausgeschlagen wird, zum Danaidenfafs werden und explodieren kann [1]).“

Zu den wirksamen Wendungen auch der journalistischen Ausdrucksweise gehört die Hyperbel. Sie ist in der pathetischen Darstellung, die ja im Journalismus einen breiten Raum einnimmt, kaum zu umgehen. Sätze, wie: „Sein Ruhm reicht an die Sterne,“ oder: „Ströme von Blut bedeckten das Schlachtfeld“ etc. gehören zum eisernen Bestand des Zeitungsstiles. Aber auch diese Redefigur will sorgfältig und diskret behandelt sein, sie verlangt unausgesetzte scharfe Selbstkritik, da sie sonst leicht zu Lächerlichkeiten führt. Gedankenloser Überschwang, leichtfertiges Herumwerfen mit höchstgespannten Ausdrücken ist eine der schlimmsten Stilsünden. Die Sprache ist bei besonnener Behandlung ein so überaus herrliches Instrument. Den zahllosen Abstufungen und Gradationen vermag sie gerecht zu werden, mit spielender Leichtigkeit durcheilt sie die endlose Stufenleiter von den zartesten bis zu den gewaltigsten Vorstellungen. Aber verständig handhaben mufs man sie. Wer in Superlativen schwelgt, mifshandelt und entwürdigt dieses edelste Werk-

---

[1]) Die beiden letzten Zitate aus dem „A. u. K.“.

zeug. Er ist wie der Klavierbarbar, der ewig das Pedal tritt und nur eintöniges Fortissimo kennt. Woher will dieser Sprachsünder die Möglichkeiten weiterer Steigerung holen? Gleicht er nicht dem Schauspieler, der sich lange vor der durchschlagenden Paradeszene ausgeschrieen hat, oder dem schlechten Bergsteiger, der gleich anfangs in unvernünftig raschem Tempo gelaufen und darum schon auf halbem Wege entkräftet ist? Unter solch tölpelhafter, plumper Behandlung verliert die Sprache das, was die Zierde jedes hochentwickelten Organismus ist: Entwicklung und Entfaltung, die Möglichkeit vielgestaltiger Differenzierung. Man hüte sich zumal, Begriffe zu steigern, die einer Steigerung nicht fähig sind. Negativa vor allem sollten nicht gesteigert werden. Der „tadelloseste" Ruf ist, näher besehen, Unsinn, denn was einmal tadellos ist, ist gegen jeden wie immer gearteten Tadel gefeit, es kann nicht noch gefeiter und am gefeitesten sein. Ebenso ist's mit der „unverbrüchlichsten" Treue und dem „unerhörtesten" Erfolg. Überhaupt wird der feine Stilist mit Adjektiven und Epithetis nicht nur quantitativ sorgfältig umgehen, sondern auch bei jedem einzelnen genau sich Rechenschaft darüber ablegen, ob es der Sachlage entspricht. Der wahllose Gebrauch von Ausdrücken, wie epochemachend, hochbedeutsam, säkular etc., kennzeichnet den inferioren Schriftsteller. Jeder Publizist halte sich die Worte vor Augen, die Cherbuliez in seinem „Graf Costia" sagen läfst: „Immer Übertreibungen! Vermagst du dich denn nie von dieser beklagenswerten Gewohnheit loszureifsen, ewig den Ausdruck deines Denkens zu übertreiben? Könnte ich deinem Geiste doch die Grundsätze tief einprägen, die hierüber zwei Männer von gleichem Genie, Metternich und Lebrun, aussprachen. Der erste dieser berühmten Männer pflegte zu sagen: Die Superlative seien das Gepräge der Dummköpfe, und der zweite schrieb jene unsterblichen Worte: Alles Übertriebene ist bedeutungslos."

Wenn selbst im Pathos und in der Ekstase die Ausdrucksweise eine echte und wahre bleiben soll, so ist dies noch notwendiger bei nüchterner pragmatischer Darstellung.

Auch hier wird oft gesündigt, viel lügenhafte Konterbande wird unter der Flagge gewisser gedankenlos gebrauchter Redewendungen eingeschmuggelt. Man führt z. B. für eine Behauptung Beweise und Belege an, und schliefst sie mit einem vielsagenden „etc.“ oder einem „u. s. w.“, während man tatsächlich keine weiteren Belege zur Verfügung hat. Wie, wenn es einem boshaften Leser einfiele, den Autor zu einer näheren Spezifizierung dieses „etc.“ oder „und dergl.“ aufzufordern? Welcher Mifsbrauch wird ferner mit dem „bekanntlich“ getrieben! „Bekanntlich“ sind von den 67 Orkneyinseln nur 28 bewohnt, „bekanntlich“ ist Erasmus v. Patow am 10. September 1804 geboren, „bekanntlich“ wird Natriumnitrit zur Darstellung der Diazoverbindungen benützt. Was einer vor fünf Minuten zum ersten Male in seinem Leben aus dem Konversationslexikon erfahren hat, stellt er als bekannte Tatsache hin, um seine Polyhistorie in das rechte Licht zu setzen.

Aus der subjektiven Wahrheit des Geschriebenen wird sich immer ein fester, energischer und zugleich würdiger Ton ergeben. Widerwärtig und schädlich in der Zeitung ist eine allzu zaghafte Bescheidenheit der Diktion, die sich in Floskeln, wie „mag“, „dürfte“, „vielleicht“, „unseres unmafsgeblichen Erachtens“ und ähnlichen nicht genug tun kann. Der Schriftsteller hat reiflich zu erwägen, ehe er schreibt, dann aber soll er es bestimmt und kräftig aussprechen, sonst wird der Leser kopfscheu und verwirrt. Welches Vertrauen soll er zum Autor haben, wenn dieser selbst es zu sich nicht hat?

Ein Schmuck jedes Aufsatzes und auch für die journalistische Praxis dringend zu empfehlen ist der Gebrauch gut gewählter Zitate. Schon Schiller schreibt an Cotta: „So etwas gibt gleich eine pikante Würze und überrascht angenehm in einer Zeitung, wo man“ — ein unschmeichelhafter Nachsatz — „keine Nahrung für den Geist zu erwarten gewohnt ist.“ Die gute Anwendung des Zitates fordert die Einhaltung gewisser Grundregeln, die sich jedem Schriftsteller und jedem Leser von Geschmack selbst aufdrängen.

Das Zitat mufs vor allem richtig sein; man mufs mit peinlicher, ja mit pedantischer Gewissenhaftigkeit zitieren. Wer wissen will, was alles hier verbrochen wird, mag Büchmanns „Geflügelte Worte“ zu Rate ziehen; dort findet er eine unübersehbare Reihe von Zitaten, die im Gebrauche bis zur vollständigen Verwahrlosung entstellt wurden. Vom Zitate gilt ferner, was vom Bilde gilt: es mufs passen, dem Leser darf sich niemals die kompromittierende Frage aufdrängen: was soll das hier? Weiter darf man nicht zitieren um des Zitierens willen. Zitat, Bild und Witz müssen organisch und wie selbstverständlich aus der Situation herauswachsen, niemals darf die Absicht merkbar werden. Endlich darf das Zitat nicht banal sein. Der Publizist von Geschmack wird abgegriffenen und verbrauchten Sätzen im weiten Bogen ausweichen, auch wenn sie von Geistesfürsten herrühren und sich durch hohe Gedanken- und Formschönheit auszeichnen. Sätze etwa wie: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt,“ schreibt man nicht mehr nieder, wenn man auf Sauberkeit des Stiles hält. Was in jedermanns Munde ist, spricht man nicht aus; das gehört zum schriftstellerischen Anstand. Diese Regel hat über das Zitat hinaus allgemeinste Geltung. Nichts beeinträchtigt so sehr die Gewähltheit und Eleganz der Darstellung, wie die sogenannte Clichéphrase. Es gibt schöne, sinnige und sinnlich ausdrucksvolle Wörter, die aber das Unglück haben, urplötzlich populär und von jedem publizistischen Stümper angewendet zu werden. Ich erinnere nur an die Wörter: „wurzelecht“, „bodenständig“, „Erdgeruch“, eine Empfindung „auslösen“, etwas „aufzeigen“, die in den neunziger Jahren Mode geworden sind und seither grassieren. In dem Augenblicke, da eine solche Wortmode von Krethi und Plethi getragen wird, ist es Pflicht des geschmackvollen Schriftstellers, sie in seiner Stiltoilette zu meiden. Antoine Albalat hat zwei Bücher über Stilpädagogik[1]) geschrieben, die von

---

[1]) „L'art d'écrire enseigné en vingt leçons“ und „La formation du stile par l'assimilation des auteurs“. Paris 1902.

jedem Schriftsteller mit Genufs und Gewinn werden gelesen werden. Mit Recht hat er das Verdammungsurteil gegen den Allerweltstil an die Spitze aller Stilregeln gestellt. Er kennt darum nichts Schlimmeres als die prämiierten Stilübungen der Lyzealschüler, dieser „armen Gefangenen der Rhetorik.“ Man soll stets suchen, die Dinge anders zu sehen, als andere, und dem Ausdrucke eine andere Wendung geben, als andere es tun. Nur keine fertige Phrase, keine geprägte Matrize, er will lieber einen heifsen, ja fieberhaften Stil, neue packende Bilder, unerhörte Wörter, die sich wie etwas nie Dagewesenes vor dem Leser aufrichten, kurz, Persönlichkeit und Ichtum im Stile. Das ist freilich leichter gesagt als geleistet, denn Albalat verlangt hier von seinem Leser und Schüler nichts Geringeres, als dafs dieser ein grofser Schriftsteller sei. Es ist auch nicht zu verkennen, dafs dieser Ratschlag schwere Gefahren birgt, er enthält die Verleitung zu Unnatur, zu Originalitätshascherei, zu allen den Exzessen, an denen die Literatur Gründeutschlands aus den neunziger Jahren überreich ist. Allein es steckt in diesen Vorschriften doch ein gesunder und wertvoller Kern. Jeder Autor wird es an sich selbst erprobt haben, dafs er bei unausgesetzter Selbstzucht, bei steter und sorgfältiger Überprüfung seines Stils wenigstens die schlimmste Gefahr, die der Trivialität, der Plattheit, des Allerweltstils zu meiden vermag.

Noch einmal müssen wir auf das Zitat zurückkommen, um eine Forderung aufzustellen, die nicht ganz unbestritten bleiben wird, die aber meines Erachtens, soweit wenigstens die Zeitung in Betracht kommt, ebenso berechtigt ist, wie die vorangegangenen. Man zitiere wo möglich nicht in fremden Sprachen; wenn man es tut, füge man die Übersetzung bei. Man könnte sich hier auf die gegnerische Autorität Schopenhauers berufen. Es zeigt die unliebenswürdige und menschenfeindliche Sinnesart des Mannes, dafs er in seiner bekannten heftigen Manier den entgegengesetzten Standpunkt vertritt: „Als spezielle Gemeinheit, die jetzt alle Tage dreister hervortritt, mufs ich noch rügen, dafs in wissenschaftlichen Büchern und in ganz eigentlich gelehrten, sogar

von Akademien herausgegebenen Zeitschriften, Stellen aus griechischen ja (proh pudor) aus lateinischen Autoren in deutscher Übersetzung angeführt werden. Pfui Teufel! Schreibt Ihr für Schuster und Schneider? — Ich glaubs: um recht viel ‚abzusetzen‘! Dann erlaubt mir, gehorsamst zu bemerken, daſs Ihr in jedem Sinne gemeine Kerle seid! — Habt mehr Ehre im Leib und weniger Geld in der Tasche, und laſst den Ungelehrten seine Inferiorität fühlen, (!) statt Bücklinge vor seiner Geldkatze zu machen [1].“ — Vom Standpunkte der Zeitung ist die Antwort auf diesen engherzigen und miselsüchtigen Erguſs gegeben: Jawohl, wir schreiben auch für Gevatter Schuster und Schneider, der nichts vom Aorist und nichts von unregelmäſsiger Steigerung weiſs. Und heil auch jener Buchliteratur, die sich an das Ganze des Volkes wendet, heil dem Volke, das eine wahrhaft nationale gelehrte Literatur besitzt. Schopenhauern hätte vielleicht auch der mit lateinischen und griechischen Brocken gespickte Zopfstil behagt, wie er etwa in dem berühmten „Briefwechsel vom Wesen der Seele“ (1723) zu finden war [2]. Wie recht hatte Friedrich August Lange, wenn er [3]) hierzu bemerkte: „Dieselben Gedanken

[1]) „Parerga und Paralipomena“. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Leipzig 1891. Siebente Auflage. Band II, S. 522.

[2]) „Etliche rathen, man solle sich juxta captum vulgi erronei richten und Peter Squentzen mit spielen. Andere aber protestiren sollenniter, und wollen par tout Märtyrer vor ihre eingebildete Wahrheiten werden. Ich bin zu ungeschickt, das Wagezünglein in dieser Controvers zu sein; doch meinem Bedünken nach schiene es probabel, daſs durch tägliche Abmahnung der gemeine Mann allgemach würde klüger werden; denn nicht vi, sed saepe cadendo (Experientia teste) cavat gutta lapidem; dabei ich auch nicht leugnen kann, daſs die praejudicia nicht nur beim Laico, sondern auch wohl bei den so genannten Gelehrten ziemlich schwer wiegen, und sollte es noch viel Mühe kosten, diese tief eingefressene Wurzel aus der Leute Köpffen zu graben, weil das Pythagorische *αὐτὸς ἔφα* ein zum Faullenzen herrliches Mittel, ja ein vortrefflicher Mantel, womit mancher Philosophus den Ignoranten bis auf die Klauen bedecken kann. Sed manum de tabula. Genug ists, daſs wir in allen unsern Auctionibus heſsliche, ja sclavische Praejudicia Autoritatis hegen.“

[3]) Geschichte des Materialismus. I. Auflage, S. 156.

in einer klassischen Form würden vielleicht ein ähnliches Aufsehen erregt haben, wie die Schriften eines Voltaire; allein die Form bezeichnet hier gerade den Nullpunkt des Wertes der deutschen Prosa.“ — Selbstverständlich gilt unser Postulat nicht für den, der ganz ausschliefslich zu Fachgenossen spricht, bei denen er bestimmte Sprachkenntnisse voraussetzen darf. In einer nationalökonomischen Untersuchung z. B., die von vornherein nur auf ein fachliches Publikum rechnet, werden englische Originalzitate ohne Übersetzung begreiflich erscheinen, weil man bei dem Leser dieser Art von Schriften die Kenntnis des Englischen mit Recht voraussetzt; selbstverständlich ist auch, dafs in philologischen, medizinischen, theologischen und anderen Werken die Klassiker ohne Übersetzung angeführt werden. Der Zeitungsmann jedoch, wir kommen immer wieder darauf zurück, schreibt für die weiten Kreise seines Volkes, auch für jene, die das Glück nicht hatten, fremde Sprachen zu erlernen. Die Zeiten sind vorbei, da die Journale nur für die akademische Zunft erschienen. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts konnte die „Wiener Zeitung“ auf der ersten Seite unterhalb der Titelvignette lateinische Hexameter als Motto bringen, und im Anzeigenteile der deutschen Blätter aus jener Zeit finden sich häufig lateinische Inserate über Bücherauktionen und dergl.; heute, angesichts der Nationalisierung des geistigen Lebens, mutet uns dies wie eine Erinnerung an verstaubte und verzopfte Tage an. Eine Häufung von Fremdwörtern und fremdsprachigen Zitaten, wenn auch nicht just in der lateinischen Sprache, ist aber kaum um vieles besser als jene Praxis aus alten Tagen.

Aus dieser Maxime wird sich auch der richtige Mafsstab für den Gebrauch der Fremdwörter ergeben. Ich will hier auf die grundsätzlichen Fragen des sprachlichen Purismus nicht eingehen und nur bemerken, dafs ich persönlich die Beibehaltung eingebürgerter Fremdwörter, für die wir gleich präzise und treffsichere deutsche Wörter nicht besitzen, als notwendig und wünschenswert erachte. Allein eben nur solcher Fremdwörter, die sich schlechterdings nicht

entbehren lassen und zu deren Ersatze willkürliche und gewalttätige Neubildungen herangezogen werden müfsten; alle anderen sind in der Zeitung zu meiden, denn ihr Ehrgeiz darf es niemals sein, einem mindergebildeten Leserpublikum durch Unverständlichkeiten Achtung einflöfsen zu wollen.

Ehe dieser kurze Exkurs über journalistischen Stil abgeschlossen wird, sei zuletzt noch ein Wort über den — Anfang gesagt. Ein guter Anfang ist der halbe Erfolg jedes literarischen Produktes, vom mehrbändigen Roman bis herab zur kleinen Stimmungsnotiz. Der Anfang soll mitten in die Dinge hineinführen. Das haben unsere besten Erzähler am besten verstanden. Man sehe, wie Boz sein klassisches „Weihnachtslied" (A Christmas Carol) beginnt: „Marley war tot, damit beginnen wir", oder Alexander Dumas seine Drei Musketiere: „Am ersten Montag des April 1625 erschien der gute Burgflecken von Meung in einer förmlichen Revolution zu sein, als ob die Hugenotten gekommen wären, um" etc. Von Tolstoi, dem souveränen Beherrscher der Erzählertechnik, berichtet man eine Anekdote, wie er dazu gekommen sei, den Anfang seiner „Anna Karenina" niederzuschreiben. Auf seinem Schreibtische lag gerade ein Band von Puschkin aufgeschlagen, worin die „Skizzen zu den egyptischen Nächten" enthalten waren. Eine davon beginnt mit den Worten: „Die Gäste waren aufs Land gezogen." Tolstoi habe die Stelle gelesen und ausgerufen: „Das ist reizend, so mufs man schreiben. Puschkin geht unmittelbar auf die Sache ein. Ein anderer würde zu Anfang die Personen und die Zimmer beschrieben haben, aber er beginnt sofort mit der Handlung." Darauf habe er sich sogleich hingesetzt und die ersten Zeilen seines Romans zu Papier gebracht: „Im Hause der Oblonsky herrschte eine allgemeine Verwirrung[1])." . . . Die Anekdote stimmt wohl nicht ganz mit den Tatsachen überein, denn vor diesen Satz hat Tolstoi noch einen Satz allgemeinen Inhaltes gestellt: „Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche ist

---

[1]) L. N. Tolstoi, von Eugen Zabel. Leipzig 1901.

auf ihre Weise unglücklich." Gleich darauf aber setzt die Handlung mit prächtiger Unmittelbarkeit ein . . . In dieser Praxis der besten Erzähler liegt auch eine wertvolle Weisung für den Zeitungsmann. Der Zeitungsleser ist hastend, ungeduldig, zerstreut, seine Aufmerksamkeit mufs mit allen Künsten gelockt, er mufs geradezu verleitet werden, zu lesen. Nichts aber fördert diesen Zweck mehr als frappierende und interessierende Anfangsworte, und womöglich solche, die den Leser mit packender Gewalt gleich mitten in die Sache hineinstellen.

Dritter Abschnitt.
Äufsere Momente.

Im Anschlusse an die Praxis des Journalismus soll noch eine Reihe äufserlicher, geschäftlicher und technischer Momente ins Auge gefafst werden: Titel, Erscheinungsmodus, Umfang und Format, Preis und geschäftlicher Betrieb.

a) Titel.

In der Wahl des Titels der Zeitungen läfst sich fast überall derselbe Entwicklungsprozefs feststellen: Der Fortschritt vom Komplizierten zum Einfachen, vom Vielsagenden und Bunten zum Indifferenten und Farblosen, vom Verschnörkelten, Anspruchsvollen und Gezierten zum Kurzen, Anspruchslosen und Nüchternen. Der Titel der Relationen deutete in möglichst schreiender Weise den Inhalt an, z. B.:

„Neue wahrhaffte gezeittung der Kriegslauff so zwischen den Aidgenossen und Khunig von Frankreich ergangen sind in dem MCCCCCXV jar."

„Erschreckliche Zeittung wie der Teufel ein Weib, die sehr gefiucht und gescholten, sichtiglich in die Luft gefüret, gewürget, und leztlich auff die Erde fallen lassen (1551)."

„Von zweyen Mörder, welche in die hundert und vier und zweinzig Mörd gethan und gerichtet wurden."

Als später den Relationen die Zeitungen folgen, bleibt die Neigung zu selbstgefälligen, auch humoristischen Titeln

bestehen. Die handschriftliche Zeitung des Sanftleben in Breslau (1632) heifst: „Immer was Neues und selten was Gutes, oder Schlesisches Journal.“ Noch Wekhrlin, der zu Ende des 18. Jahrhunderts wirkte, fand es geschmackvoll, seine Journale „Felleisen“ und „Graues Ungeheuer“ zu benamsen.

Neben solchen krampfhaft humorvollen Titeln finden sich in der älteren Zeitungsgeschichte solche von behaglichster Breite. Eine Frankfurter Zeitung aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts heifst[1]):

Wochentliche Ordinari Zeitung:

Das ist /
Aller denckwürdigen /
namhafften und fürnehmen Geschichten / so in der weiten Welt sich zutragen
und fürgehen möchten: einfaltige / unpartheyische und
kurtze beschreibung und verlauff / auss vielen glaubwürdigen Sendbrieffen / und anderstwo durch den Truck
eröffneten Zeitungen dem begierigen
Leser zu gutem mitgetheilt.
Alles nach dem alten Calender
gerichtet.

Zeitungs Post an den Leser.

Durch d'Welt lauff ich / und thun eynnemmen
Zeitungen vil / darbey ich b'kennen /
Wie ich sie nem / so gib ichs auss /
Triffts nicht / dir drumb dar ab nicht grauss:
Was nicht gschehen ist / das gschehen kan /
Alles wahr net ein klugen Mann.

Für
das Jahr von der frewdenreichen Geburt
des Heylands 1634.

Das Wiener Diarium, das sieben Jahrzehnte später das Licht der Welt erblickt, führt folgenden zwar ebenfalls sehr breitspurigen aber minder anspruchsvollen Titel:

---

[1]) Zitiert nach L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens I, S. 38.

„Wiennerisches Diarium — Enthaltend Alles Denkwürdige — so von Tag zu Tag sowohl in dieser Kayserlichen Residentz-Stadt Wienn selbsten sich zugetragen — als auch von andern Orthen aufs der gantzen Welt allda nachrichtlich eingeloffen. Mit diesem besonderen Anhang — dafs auch alle die jenige Persohnen, welche wochentlich allhier gestorben — hingegen was von Vornehmen gebohren, Dann copuliret worden — ferner anhero und von dannen verreiset — darinnen befindlich. Mit Ihro Römischen Kayserlichen Majestät allergnädigsten Privilegio."

Bizarre und groteske Titel kennzeichnen auch das ältere französische Zeitungswesen. Da gibt es eine „Kalypso", einen „Irrenden Cyklopen", ein „Kleines Reservoir der Dummheiten unserer Zeit", endlich ein „Blatt ohne Titel", sogenannt, weil „nach der unzählbaren Menge von Zeitungen und periodischen Druckschriften, die die Oberfläche Europas bedecken" — das war anno 1777! —, „man in nicht geringer Verlegenheit war, für ein neugegründetes Blatt einen Titel ausfindig zu machen, der sich von den übrigen erheblich unterscheiden könnte". In der grofsen Revolution finden wir bereits Titel, die die Parteistellung andeuten: „Ami du peuple", „Orateur du peuple", „Tribun du peuple", „Dénonciateur national", „Sans-Culotte", „Sans-Quartier", „Vieux Cordelier". Daneben begegnen wir skurrilen und ordinären Titeln, wie: „Journal des paresseux", „Ça fait toujours plaisir", „Journal des Incroyables ou des hommes à parole d'honneur"; „Moutarde après dîner"; „Pendez-moi, mais écoutez-moi", „Le Ventriloque". „Agonie des trois Bossus"; „Lettres bougrement patriotiques de la mère Duchêsne". Kaum anders sieht es in der Presse des Revolutionsjahres 1848 aus. Da finden wir „L'Impitoyable" „Le Tribunal révolutionnaire", „Les petits-fils du père Duchêsne" und die bluttriefenden Bezeichnungen „Le Sanguinaire" und „La Guillotine". Wie allgemein verbreitet in früheren Entwicklungsstadien des Journalismus diese Neigung zu hochtrabenden und vielsagenden Titulaturen ist, das zeigt uns ein Beispiel vom anderen Ende der Welt: in der Presse Argentiniens

begegnen wir während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bezeichnungen, wie den folgenden: „Der älteste Sohn des Teufels“, „Der rosa Teufel“, „Die Hölle“ und endlich gar „Das Journal der Bewegungen und Operationen jenes Jahres, das die Provinz Salta befreit hat“. Dafs fieberhaft erregte Zeiten immer die gleiche Erscheinung aufweisen, konnte man auch während der achtundvierziger Revolution in Wien beobachten, die bekanntlich eine Unmasse von Blättchen niederster Kategorie wie die Pilze aus dem Boden hervorschiefsen liefs; viele davon führten die läppischesten und geschmacklosesten Titel, über die man sich des Näheren in des Freiherrn Alexander v. Helfert sehr sorgfältig gearbeiteter Geschichte der Wiener Presse im Revolutionsjahre informieren kann.

Die nivellierende Tendenz der neueren Zeit hat sich auch auf dem Gebiete des Zeitungswesens darin geltend gemacht, dafs immer mehr die indifferenten, unauffälligen und gleichgültigen Titel bevorzugt wurden. Zumeist enthalten sie irgend eine Form der Gattungsbezeichnung: „Presse“, „Post“, „Journal“, „Zeitung“, „Anzeiger“ und dergl. In Frankreich traten frühzeitig die Bezeichnungen „Courier“, „Postillon“, „Messager“, „Mercure“ etc. auf. Heute ist man ziemlich allgemein von dem Irrtume abgekommen, als ob ein schreiender und auffallender Titel für den Erfolg des Blattes irgend etwas bedeutete. Das naivste Publikum hat kritisches Verständnis genug, um sich von so wohlfeilen Mitteln nicht blenden zu lassen und die Zeitung nach ihren inneren Qualitäten zu beurteilen. Somit gehört der Titel in die Kategorie der belanglosen Äufserlichkeiten des Blattes.

b) Erscheinungsmodus.

Der Erscheinungsmodus des Blattes und die Änderungen, die sich darin vollzogen haben, sind der beredte Ausdruck der industriellen, kommerziellen, ja der ganzen kulturellen Entwicklung, mit der das Nachrichtenbedürfnis der Lesewelt im untrennbaren Zusammenhange steht. Hier sieht man an einem mit Händen zu greifenden Beispiel, wie der Aufschwung

von Handel und Gewerbe, der Fortschritt in Volksfreiheit und Volksbildung mit geradezu automatischer Notwendigkeit auch die Entfaltung des Prefswesens mit sich bringt, so dafs umgekehrt der jeweilige Stand des Prefswesens als sicherer Pegel des Kulturniveaus einer Nation betrachtet werden kann. Vollkommen parallel mit der fortschreitenden Kulturentwicklung vollzog sich der Übergang von den in losen Zwischenräumen erscheinenden Relationen zu den regelmäfsig erscheinenden Wochen-, Halbwochen- und Tagesblättern, und innerhalb der Tagesblätter wieder die Gliederung in Morgen- und Abendblätter. In Deutschland begegnen wir zuerst halbjährigen Zeitungsunternehmungen, den relationes semestrales; dann werden die Zwischenräume immer kürzer. Die erste täglich erscheinende Zeitung ist die des Timotheus Ritzsch; sie erschien in Leipzig vom 1. Januar 1660 an täglich mit Ausnahme der Sonntage und führte den Titel: „Neueinlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln.“ Das erste täglich erscheinende Blatt Londons war der „Daily Courant“ (11. März 1702), das erste in Frankreich das „Journal de Paris“ (1. Januar 1777). Wie man sieht, gebührt auch in diesem Punkte, wie überhaupt in der ganzen Entwicklung des Zeitungswesens, die Priorität dem deutschen Volke.

Innerhalb der Kategorie der Tagesblätter hängt der Erscheinungsmodus wesentlich von den gesellschaftlichen, geschäftlichen und parlamentarischen Gepflogenheiten der Nation ab. In der modernen Gesellschaft vereinigen sich gewisse wichtige Umstände, um den frühmorgens erscheinenden Blättern das Übergewicht zu schaffen. Die Morgenblätter sind in der Lage, alle Ereignisse zu verzeichnen und zu erörtern, die bis in die späte Nacht hinein sich zutragen, abschliefsende Berichte über die parlamentarischen Verhandlungen zu veröffentlichen, die letzten Handels- und Börsennachrichten zu bringen, über die Theater- und Konzertaufführungen des Abends kritisch zu referieren, kurz, ein möglichst grofses und aktuelles Material zu bewältigen. Dazu kommt, dafs Neugier und Wifsbegier des Publikums

am gröfsten des Morgens nach dem Erwachen sind, weil der Leser die lange, zeitungslose Nachtzeit hinter sich hat und sozusagen publizistisch ausgehungert ist. Die Geschäftswelt endlich hat ein starkes Interesse daran, am Morgen, vor Beginn des kommerziellen Verkehrs, über die Weltlage und den Handelsmarkt unterrichtet zu sein. So wirkt alles zusammen, um die Morgenblätter zu den führenden journalistischen Erscheinungen, zu den eigentlichen Hauptblättern, zu machen. Allerdings bleibt infolge der Massenhaftigkeit der sich drängenden Ereignisse und des nie zu stillenden Neuigkeitsbedürfnisses der Leser noch Raum für die Nachmittags- und Spätabendblätter. Von besonderem Werte ist die Nachmittags- und Abendpresse für den vom Orte des Erscheinens weit entfernt lebenden Provinzabnehmer, denn diese Blätter, die mit den Nachtzügen versendet werden, kommen dem Leser gleichzeitig mit den Morgenblättern desselben Tages zu, haben aber vor diesen den bedeutenden Vorsprung im Nachrichtenmaterial voraus. Ähnliche Umstände haben sehr früh zum Entstehen der Abendblätter geführt. Kennzeichnend und typisch hierfür ist die frühzeitige Entwicklung der Abendpresse in England. Die Fahrpost ging erst spät Abends von London ab, und es lag nahe, die Publikation der Blätter bis zu diesem Zeitpunkte zurückzuhalten, um noch die Nachrichten des Tages zu verwerten und gleichwohl zu derselben Stunde wie die auf solche Art überholten Morgenblätter einzutreffen. So erschien denn zum ersten Male am Ende des Jahres 1727 die „London Evening Post“, und zwar nur dreimal in der Woche, weil die Post nicht öfter abging. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts, als die Post täglich zu verkehren begann, gründete Peter Stuart den „Star“, das erste täglich erscheinende Abendblatt. Nach und nach wuchs dann die Zahl der Abendblätter auf fünf an. Mit dem Entstehen des Eisenbahnverkehrs änderte sich die Sachlage. Jetzt brachten die Morgenzüge die Morgenblätter bis in ziemlich entfernte Gegenden noch früh genug, um die Auslieferung an demselben Tage zu ermöglichen. Die Abendblätter waren dadurch wesentlich

auf den Abnehmerkreis in der Hauptstadt selbst und innerhalb ihrer Bannmeile beschränkt. Einen Vorsprung konnten die Abendblätter nur in jenen sehr entfernten Gegenden behaupten, wo die Morgenblätter nicht mehr an demselben Tage den Abnehmern zugingen — bei der geringen territorialen Ausdehnung Englands ein beschränktes Absatzgebiet. Ursprünglich waren alle Abendblätter selbständige Unternehmungen, aber es lag in der Natur der Sache, dafs sich bald eine Vereinigung von Morgen- und Abendblättern zu einem Unternehmen entwickeln mufste, denn die Fusion zweier Bureaux gestattete bedeutende Ersparnisse. So kam es, dafs schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur mehr „Globe“ und „Sun“ als selbständige Abendblätter erschienen. Heute hat sich aber in England wieder der ursprüngliche Zustand herausgebildet; die Abendblätter sind zumeist selbständige Unternehmungen und sie unterscheiden sich auch in ihrem Wesen ganz erheblich von den Morgenblättern. Man findet in ihnen eine reichere Mannigfaltigkeit der politischen Anschauungen, eine gröfsere Unabhängigkeit gegenüber den wechselnden Launen und Strömungen der Masse. Das kommt daher, weil die Abendblätter mit geringerem Kostenaufwande hergestellt werden, da sie vor allem nicht die enormen Auslagen des grofsen Berichterstattungsdienstes zu tragen haben; die Gründung eines Abendblattes ist sonach ein leichteres und minder gefährliches Unternehmen, das kein riesiges Anlagekapital erfordert und dem Eigentümer unter Umständen auch den Luxus gestattet, populären Strömungen gegenüber eine Zeitlang seine Unabhängigkeit zu bewahren.

In Frankreich und Amerika sind gleichfalls die Morgen- und Abendblätter getrennte Unternehmungen; es ist die Regel, dafs jedes Blatt nur einmal täglich bezw. sechs- oder siebenmal in der Woche erscheint. Anders haben sich die Dinge in Deutschland und in Österreich gestaltet. Von den 28 politischen Tagesblättern Berlins, die der offizielle Postzeitungskatalog für das Jahr 1902 aufweist, erscheinen in der Woche 13 Blätter sechsmal, 1 siebenmal, 13 zwölfmal und 1 dreizehnmal. Die Hälfte aller politischen Tagesblätter

Berlins hat also Morgen- und Abendausgaben. In Wien haben sogar zwei Drittel aller politischen Tagesblätter Morgen- und Abendausgabe; von den 18 Wiener Tageszeitungen erscheinen nämlich 2 Blätter sechsmal in der Woche, 4 Blätter siebenmal und 12 Blätter zwölfmal. Eine sehr bemerkenswerte Erscheinung im Deutschen Reiche ist die, dafs die 8 Zeitungen mit drei täglichen Ausgaben — die also in einem gewissen Sinne die höchste Entwicklungsstufe des modernen Zeitungswesens bezeichnen — durchwegs aufserhalb der Reichshauptstadt erscheinen, und zwar gibt es in Frankfurt a. M. und in Köln je ein Blatt mit 19 Ausgaben per Woche, und 6 Zeitungen mit 18 Ausgaben in der Woche erscheinen in Köln, München, Breslau (2), Essen a. R. und Bremen. In dieser merkwürdigen Tatsache zeigt sich wieder jene schöne Dezentralisation des geistigen Lebens in Deutschland, von der noch an anderer Stelle zu sprechen sein wird.

c) Format und Umfang.

Format und Umfang des Blattes sind in derselben Weise und aus denselben Gründen gewachsen, wie die Häufigkeit des Erscheinens. Die ersten Relationen, die wir allerdings nur als ein Vorstadium des modernen Zeitungswesens auffassen können, waren Blättchen im Oktav und Quart. In Frankreich fing man noch kleiner an, in Duodez, später griff man zu Oktav. Das berühmte „Journal des Savants“ ging zum Quart über, allein das kleine Format erhielt sich bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Erst der „Moniteur Universel“ erschien in der Gröfse der englischen Blätter, im „papier gigantesque“. Heute ist die Tagespresse fast überall zum grofsen Format übergegangen. Das verhältnismäfsig kleinste ist in Österreich üblich, dann folgen Deutschland, weiter Frankreich und Italien, und obenan steht England mit seinen Riesenblättern, deren kunstgerechte Entfaltung und Zusammenlegung nur John Bull versteht. Kleinere Formate sind im allgemeinen bei den billigen Volksblättern üblich, weil, wie es scheint, die unteren Volks-

schichten sich nicht leicht an die Handhabung der grofsen Blätter gewöhnen.

Der Umfang des Blattes hängt vom Reichtum des redaktionellen Inhaltes sowie von der Zahl der Inserate ab und hat darum schrittweise mit der Entwicklung des Prefswesens zugenommen. Renaudots „Gazette de France", das erste eigentliche Zeitungsblatt Frankreichs, erschien zuerst (1631) mit 4 Seiten, im zweiten Jahre schon mit 8, selten mit 12. Heute haben die meisten Blätter variablen Umfang und erscheinen, zumal an Sonn- und Feiertagen, in sehr verstärkter Ausgabe. Doch halten namentlich die französischen Blätter gewöhnlich an einer bestimmten Seitenzahl fest, so „Figaro" 6 Seiten, „Temps" und „Journal des Débats" 4 Seiten, freilich in sehr grofsem Formate. Bei den englischen Blättern variiert gegenwärtig der Umfang zumeist zwischen 10 und 20 Seiten. Die offiziellen Zeitungspreislisten der Postverwaltungen zeigen das durchschnittliche Gewicht der einzelnen Nummern der Blätter an, woraus sich ein ungefährer Schlufs auf die Masse des bedruckten Papiers und des dem Leser gebotenen Stoffes ziehen läfst. Die Ziffern weisen selbstverständlich auch innerhalb der Presse einer und derselben Stadt erhebliche Verschiedenheiten auf, doch aber läfst sich ein gewisses Mittelmafs für die Presse jedes einzelnen Staates herausfinden. Bei den Berliner Blättern ergibt sich als die niedrigste Gewichtsziffer 19 g („Berliner Blatt"), dann folgen „Volkszeitung" und „Staatsbürgerzeitung" mit je 26 g, den stärksten Rekord erzielt der offizielle „Deutsche Reichsanzeiger" mit einem durchschnittlichen Gewichte von 139 g per Nummer. Die bekannteren politischen Blätter Berlins variieren zwischen 60 und 90 g; diese Maximalziffer ist der inseratenreichen „Vossischen Zeitung" zu eigen. In etwas kleineren Ziffern bewegt sich die Wiener Presse; wir finden hier zumeist Gewichte zwischen 40 und 60 g. Die früher erwähnten acht Blätter in Deutschland, die dreimal täglich erscheinen, zeigen durchschnittlich geringeres Gewicht (25 bis 40 g), da sich der Lesestoff eben auf drei tägliche Ausgaben verteilt. Die

Pariser Presse weist den allgemeinen kontinentalen Typus auf, die bekanntesten und angesehensten politischen Organe haben das gleiche Durchschnittsgewicht von 48 g. Auffallend wächst hingegen Umfang und Gewicht der Blätter im englischen Sprachgebiete. Von den wichtigeren Londoner Zeitungen wiegen:

Daily Mail	59 g,
Daily Express	61 „
Daily Chronicle	98 „
Daily News	106 „
Standard	113 „
Morning Post	123 „
Daily Telegraph	135 „
Times	144 „

Ähnliche imponierende Ziffern zeigt die amerikanische Presse. Von den New-Yorker Blättern seien hier die folgenden genannt:

New-York Times	110 g,
New-York Herald	113 „
World	123 „
New-Yorker Staatszeitung . .	135 „
New-York Tribune	139 „

Man begreift diesen gigantischen Umfang der amerikanischen Blätter, wenn man sich die Geschmacksrichtung des Amerikaners und seine Art, Zeitungen zu lesen, vor Augen hält. „Die Amerikaner“, sagt W. T. Stead[1]), „würden sich um ihren Sonntag betrogen sehen, wenn nicht an ihrer Türe ein Ballen Drucksachen im Umfange einer Familienbibel abgegeben würde. Sie lesen ebensowenig alles, wie eine Kuh all das Gras auf der Weide frifst, auf die man sie schickt. Sie weidet sie ab und pflückt sich hin und wieder ein schmackhaftes Kräutlein, wie es ihrem Gaumen munden mag. So wird denn auch eine Zeitung beinahe zu einem Zeitungslexikon oder einer Encyklopädie. Niemand

[1]) „Die Amerikanisierung der Welt“. Deutsche Ausgabe. Berlin 1902, S. 129.

wird sich hinsetzen und ein Lexikon von Anfang bis zu Ende durchlesen, er blättert nur darin; so blättern die Amerikaner in ihren Zeitungen und holen sich daraus, was sie brauchen. Daraus entsteht, was die europäischen Leser so sehr verstimmt, die Tendenz nach Übertreibung der Überschriften (headings). Aber diese Überschriften sind fast unentbehrlich als Führer durch den Inhalt der Zeitungen und als Ausgleich für den aufserordentlich kleinen Druck der amerikanischen Blätter."

d) Preis und geschäftlicher Betrieb.

Der Preis der Zeitungen hat den entgegengesetzten Entwicklungsgang durchgemacht wie Format und Umfang. Diese wurden im Laufe der Zeit unausgesetzt gröfser; umgekehrt ist der Preis stetig gefallen. Drei Umstände haben zu diesem Ergebnisse mitgewirkt: 1. die Milderung oder gänzliche Beseitigung der fiskalischen Lasten, die die Presse beschwerten; 2. die Vervollkommnung des technischen Apparates; 3. die enorme Steigerung des Inseratenertrages infolge der Entwicklung des kommerziellen Lebens. Die Preise der Zeitungen in den Anfangsstadien des Prefswesens erscheinen heutzutage schier unfafsbar. Die erste täglich erscheinende Zeitung in Deutschland, die des Timotheus Ritzsch (1660), kostete 10 Taler jährlich, die „Neueste Weltkunde" Cottas, die spätere Augsburger „Allgemeine Zeitung", kostete per Quartal Fl. 4,30 Reichsgeld; für die „St. Petersburger Zeitung" mufste der Abnehmer im Jahre 1829 nicht weniger als 40 Rubel, mit Zustellung in der Stadt 50 Rubel jährlich zahlen, wobei das Blatt nur dreimal in der Woche erschien! Das sind horrende Preise in Anbetracht der Zeit mit ihrem wesentlich höheren Geldwerte und im Hinblicke auf den dürftigen Inhalt jener Blätter; hatte doch die „Neueste Weltkunde" nicht mehr als vier kleine Quartseiten Umfang. Geradezu Liebhaberpreise wurden in Frankreich für geschriebene Blätter gezahlt; Dubreuil (1728) erhielt 6 Livres per Monat für vier Quartseiten. Die „Gazette" des Renaudot kostete jährlich 18 Franks. Die grofse Preisrevolution in

der französischen Presse wurde, wie ziemlich allgemein bekannt, durch Emile de Girardin 1836 herbeigeführt. Bis dahin war der Durchschnittspreis der Pariser Blätter 80 Franks pro Jahr; Girardin verkaufte mit grofsartigem Erfolge seine Zeitung „La Presse“ für 40 Franks. Die Verbilligung der Zeitungen schreitet seither konsequent vor und läfst sich sogar innerhalb ganz kurzer Zeiträume verfolgen. So wurden von den 69 politischen Zeitungen, die im Jahre 1881 in Paris erschienen, 23 um 1 Sou verkauft, 24 um 2 Sous; zu 3 und 4 Sous wurden 15 und 7 Blätter abgegeben. Im Jahre 1899 hat sich das Verhältnis erheblich im Sinne der Verbilligung geändert: die Blätter zu 1 und 2 Sous sind auf 60 und 51 angewachsen, die Zahl jener zu 3 und 4 Sous ist auf 11 und 4 gesunken.

In England hängt die Geschichte der Preisbildung im Zeitungswesen vorzüglich mit der des Zeitungsstempels zusammen. Vor dem Jahre 1836, als die Blätter mit der unglaublich hohen Stempelabgabe von 4 Pence belastet waren, betrug der Durchschnittspreis der Zeitungen 7 Pence für die Nummer; nach der Herabsetzung des Stempels im Jahre 1836 von 4 Pence auf 1 Penny fiel der Preis auf 3 Pence, an welchem Preise bis heute die „Times“ festgehalten haben. Als aber 1855 die Stempeltaxe völlig wegfiel und 1861 auch die Papiertaxe aufhörte, brach die Zeit der Penny-Papers an. „Daily Telegraph“ war das erste Penny-Paper im grofsen Format, der „Standard“ ging 1857 gleichfalls zum Pennypreise über und erlebte hierdurch eine neue grofse Blüte; „Daily News“ machten 1868 die Umwandlung aus einem 3 Pence- in ein 1 Penny-Blatt durch, nach langem Zögern mufste sich auch die konservative „Morning Post“ dazu entschliefsen; die meisten Abendzeitungen werden ebenfalls zum Preise von 1 Penny abgegeben. Im Jahre 1868 kam das erste ½ Penny-Blatt heraus, „Echo“, dem der „Star“, „Sun“, „Morning“, „Morning Leader“ und „Daily Mail“ folgten. „Daily Mail“ ist heute das gröfste der ½ Penny-Blätter. Es entspricht aber keineswegs dem Typus jener billigen pamphletistischen Zeitungen Frankreichs, die zumeist auf die

zwei Augen ihres Leitartiklers gestellt sind, mit ihm stehen und fallen, nur wegen seiner Artikel gekauft werden und sich sonst nicht in grofse redaktionelle Unkosten stürzen. „Daily Mail“ ist vielmehr ein im gröfsten Stile geführtes Nachrichtenblatt, das zur Zeit eine führende Rolle in der Londoner Presse spielt. Das Blatt ist übrigens nur ein Glied eines kolossalen Zeitungs-Trust, der sich in den Händen der sechs Brüder Harmsworth befindet, die nicht weniger als 72 Blätter in ihrem Besitze vereinigen sollen. — Die englischen Wochenblätter werden zumeist zum Preise von 1 Penny abgegeben, manche darunter haben ganz fabelhafte Auflagen erreicht, die sich der Million nähern oder sie überschreiten. Die politisch-literarischen Wochenrevuen kosten durchschnittlich 6 Pence[1]). —

Für den geschäftlichen Ertrag des Zeitungsunternehmens ist selbstverständlich die Frage entscheidend, was dem Verleger vom Brutto-Preise als Netto-Einnahme verbleibt. Lehrreich und durchsichtig sind auch hier wieder die Verhältnisse im älteren englischen Zeitungswesen, doch mufs sofort bemerkt werden, dafs sie zugleich auch typisch für die modernsten Zustände sind und dafs sich die Dinge heute wohl in den Dimensionen, nicht aber im Wesen geändert

---

[1]) Als Kuriosum in der Geschichte des Zeitungswesens soll der Vollständigkeit halber die Zahlung in Naturalien erwähnt sein. Sie ist bekanntlich nach dem Zeugnisse von Bret Harte, Mark Twain und anderen amerikanischen Humoristen eine Eigentümlichkeit von Wildwest. Dafs es sich aber hier nicht etwa um Phantasiegebilde des heiteren Dichters handelt, dafs vielmehr die Naturalzahlung tatsächlich ein alteingebürgerter Brauch war, das lehrt uns der rührende Aufruf, den das „New-York Journal“ des John Zenger am 25. Februar 1751 an der Spitze des Blattes veröffentlicht. Er erinnert daran, dafs einzelne Abonnenten bereits 7 Jahre lang (!) mit der Entrichtung des Abonnementbetrages im Rückstande sind, fordert sie zur Zahlung auf und schliefst daran folgendes NB.: „Meine Herren, wenn Sie keine bare Münze haben sollten, so denken Sie gleichwohl an den armen Verleger und sagen Sie zu Ihrer Frau: Schicken wir doch dem armen Teufel etwas Mehl oder einige Schinkenbeine, Butter, Käse oder Geflügel und dergl. Inzwischen aber bin ich Ihr ergebener Diener John Zenger.“

haben; die eigenartige Natur des Budgets der Zeitung, die im folgenden kurz dargelegt werden soll, ist heute dieselbe geblieben, die sie vor hundert Jahren war. Für die Zeit, als der englische Zeitungsstempel noch 4 Pence (40 Centimes) und der Preis des Blattes 7 Pence (70 Centimes) betrug, stellte Cucheval Clarigny[1]) folgende interessante Berechnung auf:

Stempelabgabe 40 Centimes, tatsächlich aber wegen eines 20prozentigen Rabatts, den der Staatsschatz bewilligte, nur	32 Centimes,
Preis des Papiers für das Exemplar . . .	8 „
Provision für den Verschleifser	17 „
	57 Centimes.

Nach Abzug dieser 57 Centimes verblieben also von dem Preise per 70 Centimes nur noch 13 Centimes für redaktionelle und Druckkosten sowie für die Verzinsung des investierten Kapitals. Nach der Herabsetzung des Stempels um 3 Pence gab man, wie erwähnt, das Blatt um 3 Pence (30 Centimes) ab. Davon fielen hinweg: 10 Centimes an Stempelabgabe, 10 Centimes für Papier (mittlerweile war nämlich das Format vergröfsert worden, und da der Druck viel rascher vor sich ging, brauchte man festeres, sorgfältiger gearbeitetes und darum teureres Papier), ferner 8 Centimes Provision für den Verkäufer, macht in Summe 28 Centimes. Es verblieben also von dem Preise des Blattes per 30 Centimes im ganzen 2, sage zwei Centimes zur Deckung der Auslagen, die zu jener Zeit ungefähr 700000 Franks pro Jahr betrugen. Rechnet man mit einem Absatze von einer Million Nummern im Jahr, was sich aus der jener Zeit entsprechenden Durchschnittsauflage von 3 bis 4000 Exemplaren per Tag ergibt, so hat man erst eine Einnahme von 20000 Franks gegen 700000 Franks an Betriebskosten. Das war um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als Cucheval Clarigny sein Werk über englisches und amerika-

[1]) Histoire de la presse en Angleterre et aux États-Unis. Paris 1857, S. 169.

nisches Prefswesen schrieb. Wie aber steht die Sache erst heute! Escott („England, its people, polity and pursuits") behauptet, dafs im Jahre 1884 das Ausgaben-Budget eines der hervorragendsten Londoner Penny-Blätter zwischen 6,5 und 6,8 Millionen Franks betrug. Man glaubt solche Ziffern, wenn man sich erinnert, dafs die „Times" während der politischen und wirtschaftlichen Krise in Argentinien an zwei Tagen Telegramme von dort empfing, die den Betrag von 37 500 Franks verschlangen.

Aus all diesen Berechnungen ergibt sich klar, dafs fast die gesamten Betriebskosten des Blattes nicht aus dem Ertrag des Verschleifses, sondern aus dem der Insertionsgebühren gedeckt werden mufsten. In Amerika standen und stehen die Dinge nicht anders. Als am 11. April 1853 die „New-York Tribune" zum erstenmal im vergröfserten Formate und mit 8 Seiten Text erschien, taten die Herausgeber in echt amerikanischer Protzigkeit ihren Lesern kund und zu wissen, dafs der Preis des Papiers allein höher sei, als die ganze Einnahme aus dem Abonnement, und dafs nur der Ertrag der Anzeigen die Kosten von Druck und Redaktion zu decken ermöglichte. Freilich war schon damals das Annoncenwesen in den Vereinigten Staaten aufserordentlich hoch entwickelt; die Zahl der Inserate wurde für jene Zeit auf das Fünffache derjenigen in England geschätzt.

Nach der völligen Aufhebung des englischen Zeitungsstempels im Jahre 1855 stellte sich die Rechnung natürlich anders. Allein man bedenke, dafs der Preis der Blätter nicht um den hinwegfallenden Betrag des Stempels (1 Penny) herabgesetzt wurde, sondern infolge der Gründung der Penny- und Halfpenny-Blätter um eine weit gröfsere Summe; man erwäge ferner den immer kostspieliger werdenden Apparat der Londoner Riesenblätter, und man wird auch für die Gegenwart zu dem gleichen Ergebnisse gelangen: Der Käufer des Blattes zahlt mit dem Preise nur einen sehr geringen Teil der Gestehungskosten; diese müssen vielmehr zum grofsen Teile durch

die Inserate hereingebracht werden; der Käufer erhält, kurz gesagt, mit jedem einzelnen Exemplar ein Geschenk vom Verleger.

Ebenso stehen die Dinge bei der grofsen Presse in Deutschland und Österreich. In den geschäftlichen und statistischen Skizzen, welche die Wiener „Neue Freie Presse" anläfslich der Weltaustellung des Jahres 1873 veröffentlichte, wurde (S. 10 u. 11) der ordentliche Jahresetat dieses Blattes mit nicht weniger als 1 235 000 fl. veranschlagt. Die Summe setzte sich aus folgenden Posten zusammen: An Staatsabgaben 252 000 fl. (und zwar an direkten Steuern 52 000 fl., an Zeitungsstempel [bei einer Auflage von 35 000 Exemplaren] 122 500 fl., an Zeitungsmarken 52 500 fl., an Inseraten-Gebühren 14 000 fl., an Briefmarken 10 000 fl., an sonstigem Briefporto 500 fl. und an Stempelmarken 500 fl.), an Redaktions-Honoraren 250 000 fl., für Gehalte und Löhnungen 45 000 fl., für Austrägerlöhnungen 5000 fl., für Gratifikationen und Tantièmen 25 000 fl., für Beleuchtung und Beheizung 7500 fl., Stallkosten 10 000 fl., für verschiedene andere Unkosten 20 000 fl., an Druckpapier 500 000 fl., an Druckkosten (für Löhnungen und Materialien) 120 500 fl. Auf das einzelne Exemplar reduziert, stellten sich die reinen Erzeugungskosten pro Jahr auf 30 fl.; da der Abonnementspreis aber 18 fl. betrug, bestand eine Differenz von 12 fl., also von 40 % der Gestehungskosten, welche durch das Inseratenerträgnis gedeckt werden mufste. Noch auffallender sind die Ziffern, die von einem hervorragenden süddeutschen Blatte mitgeteilt werden. Der Jubiläumsfestschrift der Firma Knorr & Hirth, in deren Verlage die „Münchener Neuesten Nachrichten" erscheinen [1]), ist zu entnehmen (S. 32), dafs der tägliche Aufwand für den Betrieb des ganzen Etablissements mit der redaktionellen und technischen Herstellung des Blattes auf mehr als 7400 Mk. zu stehen kommt. Das macht pro Vierteljahr 666 000 Mk. Nun beträgt der Abonnementspreis für das Vierteljahr

[1]) „Rückblicke und Erinnerungen". München 1900.

2.50 Mk. Da das Blatt im Jahre 1900 eine Auflage von 95000 Exemplaren hatte (S. 18), so ergibt das Abonnement einen Ertrag von 237500 Mk. Die Gestehungskosten sind also (für das Quartal) um 428500 Mk. gröfser als der Ertrag des Verschleifses, und auf den Tag berechnet ergibt sich eine Differenz von ca. 4760 Mk. Oder perzentuell: das Abonnement deckt nur 35,7 % der Erzeugungskosten, der Rest mufs durch das Inserat gedeckt werden.

Mit diesen Nachweisungen haben wir die erforderliche Grundlage gewonnen, um die mannigfachen gegen das Inseratenwesen in der politischen Tagespresse gerichteten Bestrebungen angemessen zu beurteilen. Schon Lassalle wollte, dafs im sozialdemokratischen Zukunftsstaate jeder Zeitung verboten werde, irgend eine Anzeige zu bringen, und dafs die Veröffentlichung von Annoncen den vom Staate oder von den Gemeinden herausgegebenen Anzeigeblättern vorbehalten sei. Der Gedanke einer Trennung des Inseratenwesens von der Tagespresse und einer Verstaatlichung desselben ist seither wiederholt sowohl in der staatswissenschaftlichen Literatur als auch in parlamentarischen Erörterungen aufgetreten. Eine kräftige Stütze erhielten diese Tendenzen neuerlich durch die vielzitierte Äufserung Treitschkes, welche in seinen Vorlesungen über „Politik“ [1]) in nachstehender Weise wiedergegeben wird. Treitschke spricht von einer „völlig unnatürlichen“ Verbindung der politischen Aufgabe der Presse, der Vertretung und Verbreitung bestimmter Parteigedanken, mit dem Inseratenwesen. „Dafs“, sagt er, „an sich gar kein Zusammenhang besteht zwischen Geschäftsanzeigen von beliebigen Schneidern und Schustern und der Politik, springt doch in die Augen. Dem Staate stand ein Monopol des Inseratenwesens zu; der preufsische Staat hat aber sein Regal verjähren lassen und heute ist die Verbindung zwischen dem Inseratenwesen und den politischen Parteiblättern eine so innige geworden, dafs

---

[1]) Heinrich von Treitschkes Vorlesungen über Politik. Herausgegeben von Max Cornicelius. Leipzig 1887, Band I, S. 177.

man gar nicht mehr sieht, wie hier Abhilfe geschaffen werden kann; denn das Inseratenwesen ist die materielle Grundlage unserer Zeitungen geworden.“

Man mufs sich mit dieser Äufserung etwas eingehender auseinandersetzen, weil sie, durch die grofse Autorität Treitschkes gestützt, als eine Art Kanon der gegen das Inserat gerichteten Bewegung gilt. Treitschke nimmt also zunächst daran Anstofs, dafs ein in erster Linie idealen Zwecken dienendes Unternehmen, wie eine politische Zeitung es ist oder sein soll, auch zur Erzielung eines materiellen Ertrages dient. Er vergifst vor allem, dafs jede geistige Tätigkeit, wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Art, mag sie noch so weltentrückten Idealen dienen, von materiellen Erfolgen begleitet sein kann, und die Zahl jener Künstler und Gelehrten ist wohl sehr gering, die einen solchen klingenden Ertrag ihres geistigen Schaffens grundsätzlich ablehnen. Allerdings ist dieser Vergleich ungenügend. Der Gelehrte und der Künstler stellt lediglich sein geistiges Erzeugnis in die Welt hinaus, die Zeitung aber begnügt sich nicht damit, sondern sie stellt ihr gröfstes Besitztum, nämlich die von ihr erworbene Publizitätskraft, privaten Interessenten zur Verfügung und schöpft hieraus materiellen Ertrag. Aber grundsätzlich kann wohl auch hiergegen nichts eingewendet werden. Die Publizität ist das höchste Gut der Zeitung, erworben zumeist durch einen ungeheuren Aufwand an Arbeit, Talent und Kapital, ein Gut, das dem Unternehmer heute weniger denn je zuvor durch blofsen Zufall in den Schofs fällt, sondern das in heifsem Ringen erworben werden mufs. Es ist nun nicht einzusehen, warum das Zeitungsunternehmen dieses mit grofsen Opfern errungene und selbst wieder mit werbender Kraft ausgerüstete Gut nicht sollte in ehrlicher und sittlich einwandfreier Weise fruktifizieren dürfen. Wenn Treitschke weiter behauptet: was die Inserate anbelangt, so sei es klar, dafs gerade die sittlich verworfensten und ehrlosesten Blätter sich hierbei materiell am besten befinden —, so steht diese Behauptung mit allen Erfahrungstatsachen im

schreienden Widerspruch. Wer nur einigermafsen in den Verhältnissen des europäischen Zeitungswesens zu Hause ist, wird die Hinfälligkeit dieses Satzes auf den ersten Blick erkennen.

Es ist selbstverständlich nicht die Absicht dieser Darlegung, die Auswüchse und Übelstände des Inseratenwesens zu rechtfertigen; hier handelt es sich um die prinzipielle Anfechtung des Betriebes der Annonce durch die politische Tagespresse. Man kann sich ja irgend eine grundsätzliche Auffassung der öffentlichen Dinge vorstellen, welche die gewaltsame Niederdrückung des Prefswesens als wünschenswert erachtet; wer aber einerseits eine gut entwickelte, geistig hochstehende, vornehm gehaltene und mit gediegenem Inhalt erfüllte Tagespresse und andererseits die Loslösung des Inseratenwesens von der Tagespresse wünscht, der mufs nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dafs, wie die Dinge heute liegen, die gleichzeitige Erfüllung beider Wünsche ausgeschlossen ist. Nimmt man der Tagespresse das Inserat, so müfste sie entweder die Verschleifs-Preise aufserordentlich erhöhen, so dafs der Bezug einer Tageszeitung ein Luxus für wenige Auserwählte würde, oder aber es würde sich eine schauderhafte Verkümmerung des Inhaltes, ein Zurücksinken in die jämmerlichen Anfangsstadien der Entwicklung des Prefswesens vollziehen. Nun bedenke man aber noch eines: kein Kulturstaat kann sich heute mit einer chinesischen Mauer abschliefsen, am allerwenigsten gegen literarische Erzeugnisse des Auslandes. Verurteilt man die einheimische Presse zu einer exorbitanten Preissteigerung oder zur geistigen Verarmung, dann wäre die nächste Folge das Hereinströmen ausländischer Blätter, man hätte die inländische Presse zu gunsten der fremden schwer geschädigt. Aber eine noch schlimmere Folge würde sich einstellen. Der Presse das anständige Inseratengeschäft nehmen, heifst sie korrumpieren, heifst sie mit Gewalt auf den Weg der geheimen, unehrlichen und ehrlosen Einnahmen drängen. In der französischen Presse ist das reelle Ankündigungsgeschäft schwach entwickelt, die

Inserate sind teuer, die Geschäftswelt bedient sich ihrer nur in geringem Ausmafse; das wäre ja also ein Zustand, der sich dem Ideale Treitschkes einigermafsen nähert. Tatsächlich sind aber nirgends die unerfreulichen Seiten des Prefsgeschäftes so reich entwickelt, wie in der französischen Presse, und mit Recht sagt der bereits erwähnte Henri de Noussane, die finanzielle und moralische Verfassung der französischen Presse werde sich erst an dem Tage zum Bessern wenden, an dem der französische Kaufmann sich weit mehr als bisher des Publizitätsmittels der Presse bedienen werde.

Es bliebe noch die Frage übrig, ob das fiskalische Interesse des Staates nicht stärker sei, als alle die hier angestellten Erwägungen, und ob nicht die Verstaatlichung des Inseratenwesens ein so reiches Erträgnis brächte, dafs dem gegenüber jedes andere Bedenken in den Hintergrund treten müfste, Aber es ist mehr als fraglich, ob die Mafsregel einen irgendwie befriedigenden Erfolg für die Staatsfinanzen hätte. Die geschichtliche Entwicklung zeigt, dafs das Ankündigungswesen nur in unmittelbarer Verbindung mit dem Nachrichtenwesen gedeiht. Nur jene Zeitungen, welche alle Funktionen der modernen Tagespresse in sich vereinigen, geniefsen jene Publizität, die der unentbehrliche Nährboden des Inserates ist. Der Beweis hierfür liegt ja in der geschichtlichen Tatsache, dafs überall, und am raschesten in England, die Tagespresse das Anzeigewesen sich erobert hat, während die ausschliefslichen Anzeigeblätter verkümmern mufsten. Wollte man zu dieser Einrichtung zurückkehren, so liefse sich mit genügender Sicherheit vorhersagen, dafs ausschliefsliche Anzeigenblätter vom Publikum ebenso wenig gelesen würden, wie die Geschäftswelt sie zum Inserieren verwenden würde; der Erfolg wäre nur der, dafs das private Inseratenwesen unterdrückt, hingegen nur ein höchst kümmerliches staatliches Inseratenwesen grofsgezogen würde. Bedenkt man nun aber, welche Summe an volkswirtschaftlicher Kraft, an direkten Steuern und indirekten Abgaben heute ein blühendes Zeitungsunternehmen

bedeutet, und welch grofse Zahl von Existenzen daran haftet [1]), so darf man unbedenklich sagen, dafs die Gesamtbilanz der Mafsregel, auch vom volks- und staatswirtschaftlichen Standpunkte aus, eine höchst ungünstige wäre. Die Aufhebung des freien Inserates würde die einheimische Presse zu gunsten der ausländischen aufs schwerste schädigen, würde damit eine Anzahl ergiebiger Steuerquellen versiegen machen, würde die Geschäftswelt ihres vorzüglichsten Vermittlers zwischen Angebot und Nachfrage berauben, und dies alles ohne eine einzige der an die Mafsregel geknüpften Hoffnungen zu erfüllen. —

Nur solche Zeitungen, die keinen grofsen redaktionellen und Nachrichtenapparat haben, die wesentlich auf die persönliche Arbeit eines oder weniger Verfasser gestellt sind und wegen der Meinungsäufserung derselben gekauft werden, mögen vielleicht in dem Verschleifse die Deckung der Kosten und selbst einen Unternehmergewinn finden. Allein die übrigen grofsstädtischen Blätter modernen Stils mit ihrem Riesenaufwand an Nachrichtenvermittlung und mit der Reichhaltigkeit des Inhaltes, dessen Beschaffung grofse Mittel erheischt, sind auf den Ertrag des Inseratengeschäftes angewiesen. Hieraus ergibt sich nun eine weitere merkwürdige Tatsache: über eine gewisse Ziffer hinaus wird die steigende Auflage leicht zu einer ökonomischen Kalamität.

---

[1]) In dieser Hinsicht seien der oben erwähnten Festschrift des Verlages der „Münchener Neuesten Nachrichten“ folgende Angaben entnommen: 14 Herren arbeiten in der Redaktion, 5 Personen in der kaufmännischen Abteilung des Verlages, 51 beschäftigt die Expedition und die Rechnungsführung, 3 die Propaganda, 8 sind Betriebs- und Hauspersonal. Das technische Personal der Zeitungsdruckerei umfafst 133 Personen, das Personal, das die Zustellung an die Abnehmer besorgt, rund 1000 Köpfe. — Die Bedeutung eines solchen grofsen Zeitungsunternehmens für die Papierindustrie mag durch die Mitteilung gekennzeichnet sein, dafs die „M. N. N.“ (bei 90000 Exemplaren) 130 Millionen Papierbogen im Jahre gedruckt haben, d. i. Rollenpapierstreifen von 135200 Kilometer Länge, also mehr als die dreifache Länge des Äquators („Rückblicke und Erinnerungen“. München 1900, S. 11, 13, 18 u. 31).

Das erklärt sich aus folgendem: Das Budget des Blattes besteht aus festen und aus veränderlichen Posten. Die festen Posten, die unabhängig von der Auflageziffer sind, setzen sich folgendermafsen zusammen: 1. Miete der Lokalitäten bezw. bei eigenem Hause das Äquivalent an Kapitalzins und Amortisierungsquote; 2. Gehälter und Honorare, Depeschengebühren und sonstige redaktionelle Auslagen; 3. Kosten des Satzes; 4. Verzinsung und Amortisierung des Anlagekapitals. Die veränderlichen, von der Höhe der Auflage abhängigen Posten sind: Papierpreis, Druckkosten (Druckerfarbe und Maschinenabnützung), Verschleifserprovisionen und Austrägergebühren. Da die fixen Posten unter allen Umständen sich gleich bleiben, so läge der Schlufs nahe, dafs jede weitere Steigerung der Auflage Nutzen bedeutet. Allein mit der Vermehrung der Absatzziffer wachsen die veränderlichen Posten und es vervielfältigt sich der früher dargelegte Verlust, der an dem Verkaufe jedes einzelnen Exemplares haftet. Nun kommt hier ein wichtiger Umstand in Betracht. Bis zu einer gewissen Höhe der Auflage bringt jedes Steigen des Absatzes mit Naturnotwendigkeit ein Steigen der Publizitätskraft und dadurch auch des Inseratenertrages mit sich, so dafs der Verlust, der an der Hingabe des einzelnen Exemplares haftet, durch den höheren Ertrag des Annoncengeschäftes reichlich aufgewogen wird. Allein das Annoncengeschäft erreicht einen gewissen Sättigungspunkt, es kann nicht über jene Höhe hinausgelangen, die bestimmt ist durch die allgemeine geschäftliche Konjunktur, durch den Kapitalsreichtum der industriellen und Handelsunternehmungen sowie durch jene Quote des Betriebskapitals, welche von ihnen auf Ankündigungen verwendet werden kann. Um konkret zu sprechen: wenn ein Blatt beispielsweise die ansehnliche Auflage von 70—80000 Exemplaren erreicht hat, so wird gemeiniglich der Inseratenertrag einen Höhepunkt erreicht haben, über den er nicht mehr hinausgelangt, auch wenn der Absatz auf das drei- und vierfache steigt; hier ist dann jedes Exemplar, das über jenen Höhe- und Sättigungs-

punkt hinaus verkauft wird, barer Verlust. Die „Times“ waren an diesem kritischen Punkte schon angelangt, als sie erst eine Auflage von 35 000 Exemplaren hatten. Die gleiche Erfahrung machen alle weitverbreiteten Blätter: über eine gewisse Grenze hinaus ist die Vermehrung der Auflage ein Unsegen, und überdies ein solcher, von dem das Blatt sich nicht befreien darf. Denn schliefslich sprechen ja doch die zwingendsten Rücksichten dafür, dafs womöglich die ganze Nachfrage des Publikums befriedigt werde; geschähe dies nicht, hielte der Verleger absichtlich und regelmäfsig an einer bestimmten Auflageziffer fest und liefse infolgedessen einen Teil der Nachfrage unbefriedigt, so würde sich das Publikum notwendigerweise mit der Zeit anderen Blättern zuwenden, und das ist eine Gefahr, der unter allen Umständen vorgebeugt werden mufs.

Aus den vorstehenden Darlegungen geht zur Genüge hervor, dafs das Mafs der geschäftlichen Prosperität des Zeitungsunternehmens nicht im geraden Verhältnisse zu dem journalistischen Erfolge steht, wie er sich in der Höhe der Auflage ausdrückt. Mafsgebend ist vielmehr das Verhältnis zwischen der Gesamtsumme der Einnahmen (Ertrag des Verschleifses sowie der Inseratengebühren) und den Gestehungskosten des Blattes. Darum wird man es auch verstehen, dafs in der englischen Presse eine Periode relativ früher und noch zarter Entwicklung, das erste Drittel des 19. Jahrhunderts, die Zeit einer glänzenden materiellen Lage der Blätter sein konnte. In den Jahren 1815 bis 1825 war in den 13 täglich erscheinenden Blättern Londons ein Kapital von 10 Millionen Frk. investiert, 7 Millionen in den Morgenblättern, 3 Millionen in den Abendblättern; allein die Anteilscheine hatten gut den doppelten Wert. Der Wert der „Times“ wurde auf 3 Millionen geschätzt, der des „Globe“ auf 1¼ Mill. Frk. Keines dieser Blätter hatte damals eine höhere Auflage als 7—8000, die meisten nicht mehr als 3000, alle zusammen höchstens 40 000 Exemplare per Tag. Dennoch trug der „Herald“ seinen Eigentümern 200 000 Frk. jährlich, das „Chronicle“ 300 000 Frk., die „Times“ 500 000 Frk.,

weil Format und Umfang geringer, die redaktionellen Auslagen noch nicht ins Ungemessene angewachsen waren und darum jenes eigentümliche Mifsverhältnis zwischen Herstellungskosten und Absatzpreis noch nicht in solchem Mafse vorwaltete, wie es oben gekennzeichnet worden ist.

Diese Steigerung der redaktionellen Kosten kann man sehr genau wieder an dem typischen Beispiel der englischen Blätter verfolgen. Im Jahre 1773 kostete die Herstellung des „Public Advertiser“ im ganzen 20 000 Frk. pro Jahr; davon entfielen 2500 Frk. auf Übersetzungen aus fremden Sprachen, 350 Frk. auf Abonnements ausländischer Blätter, 5—600 Frk. auf Abonnements englischer Zeitungen. Und dabei war dies ein zu seiner Zeit sehr angesehenes und gut redigiertes Blatt. Fünfzig Jahre später kosteten blofs Druck und Stempelabgabe beim „Chronicle“ 80 000 Frk., also das Vierfache. Die Gesamtkosten eines grofsen Blattes machten schon damals 3—400 000 Frk. aus und wir haben gesehen, dafs kurze Zeit nachher das Zeitungsbudget auf 700 000 Frk. angewachsen war. Die „Times“ zahlten, wie bemerkt, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jeden Monat einem Kurier 2000 Frk. für die Reise, damit er in 66 Stunden die Fahrt von Marseille nach Calais zurücklegen und dem Blatte einige Stunden vor dem Eintreffen der königlichen Post einen kurzen Auszug der letzteingelaufenen indischen Nachrichten übermitteln konnte. Ähnliche Aufwendungen machte schon frühzeitig die amerikanische Presse. Die Dampfer aus Europa landeten ehedem in Halifax, und dorthin entsendete jedes der grofsen Neuyorker Blätter seinen eigenen Schnellfahrer, um seinen Postbeutel mit den europäischen Nachrichten früher zu bekommen.

Es wäre ein leichtes, aus den Büchern der modernen grofsen Zeitungsunternehmungen des Kontinentes die gleichen, nur in den Dimensionen gewachsenen Verhältnisse nachzuweisen. Wir wollen auf diese geschäftlichen Momente nicht weiter eingehen, sondern nur jene allgemeinen Betrachtungen anstellen, die sich daran knüpfen. Die hochgespannten, man darf sagen überspannten Anforderungen, die vom Publikum

nach dessen heutiger Geschmacksrichtung an ein grofsstädtisches Zeitungsunternehmen gestellt werden und die jedes Blatt erfüllen mufs, wenn es seinen Rang in der Tagespresse einnehmen und behaupten will, haben es mit sich gebracht, dafs die grofsen Zeitungen zu kapitalistischen Unternehmungen geworden sind. Es ist dies bekanntlich einer der wichtigsten Anklagepunkte in dem Sündenregister, das der modernen Presse von ihren Gegnern vorgehalten wird [1]). Es läfst sich auch nicht verkennen, dafs diese kapitalistische Natur des Zeitungsunternehmens gewisse Mifsstände im Gefolge hat. Allein auch hier, wie in so vielen anderen Punkten, ist es verfehlt und zeigt von oberflächlicher Auffassung der Dinge, wenn man die Presse, die ja in ihrer ganzen Entwicklung und heutigen Gestalt nur ein Produkt des allgemeinen gesellschaftlichen Werdeprozesses ist, aus dem Komplexe dieser Gesamterscheinungen heraushebt und nur an ihr tadelt, was ein allgemeines Kennzeichen der Zeit geworden ist. Es ist nicht zu leugnen, dafs die kapitalistische Gestaltung des Prefswesens speziell mit einer Einbufse an Unabhängigkeit der Meinungsäufserung und an freier Beweglichkeit verbunden war. Das ist nur natürlich. Ein Unternehmen, worin grofse Anlagekapitalien investiert sind, wird mehr als ein kleines Unternehmen derselben Art auf eine gewisse Stetigkeit des geschäftlichen Gedeihens bedacht sein müssen, weil die opferwilligen Geister, die bereit wären, ein grofses Kapital à fonds perdu hinzugeben, bekanntlich dünn gesät sind. Diese Rücksicht auf die ungeschmälerte Ertragsfähigkeit des Unternehmens bringt es mit sich, dafs das Blatt bemüht sein wird, sich mit den jeweils herrschenden Strömungen in Übereinstimmung zu halten; gegen den Strom zu schwimmen, ist wohl eine Tat, die unter Umständen Bewunderung erregt, die aber nirgends so schlecht rentiert wie bei den Zeitungsunternehmungen,

---

[1]) An anderer Stelle wird jedoch dargetan werden, dafs das Publikum selbst in sehr erheblichem Ausmafse an dieser Entwicklung mitgewirkt hat.

wo ein einziger Mifsgriff in dem politischen Verhalten der Zeitung deren geschäftlichen Ruin herbeiführen kann. Aus vielen Beispielen sei hier nur das des Pariser „Figaro“ erwähnt, dem seine anfängliche Stellungnahme zu gunsten des Kapitäns Dreyfus verhängnisvoll wurde und der deshalb rasch umsattelte.

Es wird sich noch Gelegenheit ergeben, auf diese wichtige Seite des modernen Prefswesens des Näheren dort einzugehen, wo es sich um die Stellung der Presse im Geistesleben der Gegenwart und um ihren Einflufs auf die Bildung der öffentlichen Meinung handelt. Hier sei nur erwähnt, dafs die kapitalistische Gestaltung des Prefswesens sich gerade bei jenen Völkern findet, die nach übereinstimmendem Urteil an der Spitze der zeitgenössischen Kulturbewegung stehen: bei Deutschen und Engländern. Das ist auch kein Zufall. Gerade bei diesen zwei Nationen walten jene beiden Faktoren, die das starke Interesse an einer hochentwickelten Tagespresse und insbesondere an einem grofsartigen Berichterstattungsdienst erklären. Es ist zunächst ein sehr ausgebildeter Wissensdrang, eine starke lebendige Teilnahme an allen Vorgängen der weiten Welt, und andererseits die hohe Entwicklung der kommerziellen Interessen, welche diese Nationen zwingt, die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen des Erdballes sorgfältig zu verfolgen. Nicht so ist es bei den Franzosen. Als Handelsvolk einigermafsen zurückgedrängt — seit jeher ausgezeichnet durch eine weitgehende Teilnahmlosigkeit gegenüber den Vorgängen im Auslande und durch eine sprichwörtlich gewordene Unwissenheit in Dingen, die sich aufserhalb des gallischen Bodens ereignen —, legen die Franzosen geringeren Wert auf eine umfassende Berichterstattung über die Vorgänge auf dem Welttheater, und in der Tat ist dies die schwache Seite der französischen Publizistik. Das hat freilich wieder den Vorteil, dafs sich die Blätter nicht in den Auslagen des redaktionellen Apparates und des Berichterstattungsdienstes überbieten und erschöpfen, dafs es begabten Politikern und Publizisten

leichter als anderswo ist, ein Blatt zur Vertretung ihres persönlichen Standpunktes zu gründen und dieses Blatt gröfstenteils mit einem individuellen Gehalte zu erfüllen. Daraus ergeben sich tiefreichende Ver chiedenheiten, namentlich zwischen der französischen und der englischen Presse. In England, sagt Pierre Mille, geben die grofsen Morgenblätter keineswegs die Meinung aller sozialen Schichten wieder, sondern nur die der leitenden Klassen, die allein im stande sind, den grofsen Apparat eines Blattes zu gründen und zu erhalten. Diese leitenden Klassen sind in England die Industrie und die Hochfinanz, sie sind es, die jeden Morgen in der englischen Presse ihre Meinung über Tagespolitik verlautbaren lassen. In Frankreich verlangt man wenig Information von einer Zeitung, nichts ist darum leichter, als ein Blatt zu gründen, und daher ihre grofse Zahl. Man braucht nur einen begabten Publizisten, der eine oder $1^1/_2$ Spalten schreibt, einen tüchtigen Sekretär und ein paar Scheren, vorausgesetzt, dafs man einen Drucker und einen Papierlieferanten findet, die kreditieren[1]).

Man wird den englischen Zustand nicht ohne weiteres als den vorteilhafteren ansehen dürfen — Beweis dessen, dafs in England selbst sich eine gewisse Reaktion gegen die Vorherrschaft der grofsen kapitalistischen Morgenblätter bemerkbar macht. Auch dort hat sich sozusagen ein zweites Aufgebot von Blättern entwickelt, die Abendblätter, die, wie schon früher bemerkt, nicht mit dem kostspieligen Riesenapparat der Morgenpresse arbeiten und darum über eine weit gröfsere Selbständigkeit und Unabhängigkeit verfügen. Überdies sei daran erinnert, dafs England seit jeher in seiner reichentwickelten Zeitschriftenliteratur ein tüchtiges Gegengewicht gegen die alleinige Beherrschung der Meinungen durch die Tagespresse besitzt. Der Zustand, dessen Typus

---

[1]) „Questions diplomatiques et coloniales“ 1901, Nr. 98. — Dieser Unterschied zwischen der englischen und der französischen Presse und die Bedeutung der ganzen Frage für das öffentliche Leben der Völker wird noch eingehender im dritten Teile (Presse und Gesellschaft) dargelegt werden.

die französische Presse bildet, hat zweifellos den grofsen Nutzen, dafs jeder politische und wirtschaftliche Standpunkt leichter seine publizistische Vertretung findet; hingegen bringt er den Nachteil mit sich, dafs Parteiungen und gehässiges Fraktionswesen viel leichter das bequeme Mittel journalistischer Propaganda finden, woraus sich wieder eine stärkere Neigung zu jähem Wechsel der ganzen intellektuellen und moralischen Verfassung des Volkes ergibt. Der Mangel an Stetigkeit, der dem öffentlichen Leben Frankreichs anhaftet, wo sich rascher als anderswo jede führende Meinung, jede führende Persönlichkeit und jede führende Regierung zu Tode lebt, ist zum Teil auch auf diese Seite des Prefswesens zurückzuführen. —

Die Auflageziffern bieten ein Bild gröfster Verschiedenheit, so dafs es kaum möglich ist, hierüber Einheitliches und Zusammenfassendes vorzubringen. Auch historisch begegnen wir den mannigfachsten Abstufungen. Die erste täglich erscheinende Zeitung Deutschlands, die „Ordinaripost und Zeitung“ des Timotheus Ritzsch setzte 204 Exemplare ab. Hingegen hatte schon im Jahre 1798 der „Hamburgische Korrespondent“, damals das erste Informationsblatt, 25000 Abnehmer, wie J. W. v. Archenholtz in einem Briefe an Cotta behauptete, und zwei Jahre später wird der Absatz desselben Blattes auf 28—30000 Exemplare veranschlagt, zu derselben Zeit, als die Londoner „Times“ erst 8000 Exemplare druckten. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ hatte i. J. 1848 eine Auflage von 11155 zu verzeichnen. Heutzutage wechseln die Ziffern zwischen einigen Hundert, womit die Existenz kleiner Lokal- und Provinzialblätter bereits gesichert ist, bis hinauf zu den Auflagen, die durch sechsstellige Ziffern bezeichnet werden. Das Pariser „Petit Journal“ des Herrn Marinoni soll zu Zeiten die Auflage von einer Million überschritten haben, und dasselbe wird von einzelnen der billigen Wochenblätter Englands und Amerikas berichtet. Inwiefern die Auflage mit dem Budget und dem geschäftlichen Erfolge des Unternehmens zusammenhängt, wurde bereits im Vorstehenden erläutert. Auffallend

gering sind die Absatzziffern der Zeitschriften, auch dort, wo das Zeitschriftenwesen eine bedeutendere und einflufsreichere Rolle im Geistesleben der Nation spielt, als es in Deutschland der Fall ist. Wenn man die im Vergleiche zu den Tagesblättern geradezu verschwindend geringen Auflageziffern selbst der berühmtesten Revuen ins Auge fafst, dann erkennt man erst so recht, was im Eingang dieser Betrachtungen dargelegt wurde, dafs das Zeitungswesen der Gegenwart sich in der Tagespresse wesentlich erschöpft und dafs nur ein geringer Bruchteil der Gebildeten den guten Willen, die Mufse und das Geld opfert, um ihr Wissen und ihre Anschauung von den Zeitereignissen durch die gediegenere Lektüre der Revuen zu ergänzen und zu vertiefen. In Frankreich [1]) erscheinen 300 Zeitschriften, von denen nicht mehr als drei die Auflageziffer von 10 000 überschritten haben („La Revue", „Revue de deux mondes" und „Correspondent"); die der anderen wechseln zwischen 4- und 5000. Die verbreitetsten englischen Zeitschriften „Fortnightly Review" und „Nineteenth Century" haben zwischen 8- und 11 000 Abonnenten, die beliebteste amerikanische Revue, die „North American" über 10 000. Nach der bereits erwähnten Quelle waren die Auflagenziffern der grofsen deutschen Zeitschriften zwischen 5- und 10 000. In der ungefähren Höhe von 5000 bewegt sich der Abonnentenstand der beliebtesten Zeitschriften Italiens, „Nuova Antologia", und Rufslands, „Rousskaja Mysl" und „Viestnik Jevropy".

---

[1]) Die nun folgenden Ziffern sind einer Angabe der Pariser Zeitschrift „La Revue" (1902, Nr. 4, S. 482) entnommen, der auch die Verantwortung für deren Richtigkeit überlassen sei.

Zweiter Teil.

Die Journalistik.

Ein Buch über modernes Zeitungswesen wäre unvollkommen, wenn es den persönlichen Träger des Journalismus, die Journalisten oder in ihrer Gesamtheit die Journalistik, aufser acht liefse. Freilich, die Verlockung zu solchem Säumnis wäre grofs genug, denn nirgends lauern so viele Gefahren, wie hier. Wie die Presse selbst und ihr Wirken, so ist auch das Persönliche der Männer von der Presse zumeist Gegenstand einer höchst einseitigen und nichts weniger als gerechten Beurteilung; nur selten begegnet man einem Versuche, ihr Tun und Wirken objektiv zu prüfen und eine ehrliche Bilanz zwischen Aktiv- und Passivposten zu ziehen. Umschmeichelt von allen, die die Presse brauchen, gefürchtet von den meisten, gehafst von vielen, verachtet von anderen, die über den Fehlern des Prefswesens seinen reichen Segen vergessen, — so stehen Zeitungswesen und Zeitungsleute inmitten eines tollen Wirbels parteimäfsiger und leidenschaftlicher Beurteilungen. Gilt es hier auf der einen Seite sorgfältig zu scheiden, gerechte Beschwerden von gewissenlosen Verleumdungen zu trennen, so droht andererseits die Gefahr, bei der Journalistik selbst gereizte Stimmungen zu wecken und für berechtigte Ausstellungen nicht nur kein Gehör zu finden, sondern sie und ihre Beweggründe mifsverstanden zu sehen. Allein dieser Gefahr heifst es die Stirne bieten. Es sei nur wiederholt, was schon am Beginne dieser Darlegungen gesagt wurde: gerade weil der Verfasser

die soziale und kulturelle Bedeutung des Prefswesens aufserordentlich hoch bewertet, gerade weil er in ihm eines der wertvollsten Werkzeuge der Volkserziehung erblickt, erachtet er die höchste geistige und sittliche Vervollkommnung des Prefswesens für eine der Notwendigkeiten unserer kulturellen Entwicklung, und nur in diesem Sinne will er das aufgefafst wissen, was er an dem Gesamtbilde unseres heutigen Prefswesens auszusetzen genötigt ist. Die fachtüchtigen und ehrenhaften, mit einem Worte, die berufenen Elemente der Journalistik, die entgegen allen Verleumdungen stark und zahlreich genug sind — gerade sie haben keine Ursache, eine solche ehrliche Darlegung zu scheuen. Die Mifsstände im Prefswesen, die zweifellos vorhanden sind und an deren Beseitigung niemand lebhafter interessiert ist, als die ehrliche Journalistik, sie werden nicht durch eine Vogel-Straufs-Politik, sondern nur durch offene Auseinandersetzung behoben werden können. Es sei übrigens schon hier gesagt, was später noch des Näheren ausgeführt werden soll: es ist ganz unberechtigt und unklug, wenn die guten Elemente unter den Zeitungsmännern die Erörterung dieser Mifsstände aus dem Gesichtspunkte der Solidarität zu vermeiden wünschen. Eine solche Solidarität ginge nur zu ihren Lasten, sie haben keine Ursache, sich solidarisch zu fühlen mit allem Ungesunden und Schlechten in der Entwicklung des Prefswesens.

Erstes Kapitel.

Die Berufsjournalistik und ihre Stellung in der Gesellschaft.

Zeitungschreiben und Zeitungmachen hat sich bekanntlich zu einem besonderen Berufe, einer Lebensstellung und Erwerbsquelle entwickelt. Dieser Prozefs war eine naturgemäfse und unvermeidliche Wirkung jenes Gesetzes, das heute die gesamte Produktion der materiellen und geistigen Güter beherrscht: des Gesetzes der Arbeitsteilung. Je umfänglicher sich die Presse entwickelte, desto mehr ergab sich

die Notwendigkeit, dafs sich ihrem Dienste Männer widmeten, die die Publizistik als ihren ausschliefslichen Beruf wählten. Die ältere Zeitungsgeschichte kennt noch nicht dieses Vorwalten der Berufsjournalistik. Die „Moralischen Wochenschriften" z. B., die im deutschen Prefswesen und in der Geschichte der deutschen Literatur eine so markante Rolle spielen, wurden zumeist von Männern anderer Berufsstellung herausgegeben. Diesen Männern war der Journalismus keine Quelle des Erwerbes, sondern sie fanden hier ein Gebiet freier literarischer Betätigung, das ihnen Gelegenheit zu produktiver Verwertung ihrer Kenntnisse, zur Darlegung ihrer Ansichten über öffentliche Dinge bot [1]). Sehr oft auch war die Journalistik nur eine Vorstufe zu anderen Carrieren. Die Varrentrappsche Zeitung in Frankfurt a. M. (seit 1741) z. B. zeigt uns als ihre Redakteure Christian August v. Beck, später kaiserl. Hofrat und Reichsreferendar, Dr. Lohenschild, nachmals Professor in Tübingen, Bender, später Syndikus der Reichsstadt Wimpfen.

Aber die Entwicklung einer Berufsjournalistik wurde unvermeidlich, wenngleich gerade die einsichtsvollsten und fachtüchtigsten Zeitungsherausgeber stets sorgfältig darauf bedacht blieben, ihre Blätter nicht ausschliefslich durch Berufsjournalisten beherrschen zu lassen. Insbesondere die Gröfse der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" in ihrer klassischen Zeit hat darin bestanden, dafs ihre Herausgeber stets bestrebt waren, Männer von Stellung, Weltkenntnis und vielen Beziehungen zu gewinnen, Männer, die aufserhalb des eigentlichen journalistischen Berufes standen. Unter ihren Mitarbeitern fehlte kaum ein Name von Bedeutung im literarischen, politischen und wirtschaftlichen Leben; wir finden darunter: Dingelstedt, Levin Schücking, Oskar Peschel, W. H. Riehl, unter den Korrespondenten:

[1]) Damals nährte der journalistische Beruf seine Angehörigen auch viel zu kärglich, als dafs er begabte Schriftsteller gelockt hätte, sich ihm ganz zu widmen. Der talentvolle und originelle Wekhrlin hatte Zeit seines Lebens mit bitterster Not zu kämpfen. (Vgl. E. Guglia im „Fremdenblatt" Nr. 242 vom Jahre 1898.)

Thiers, Heinrich Heine, Julius Mohl, Fallmerayer, Bodenstedt, Lorenz v. Stein, Varnhagen v. Ense, Hellmuth v. Moltke, Heinrich v. Sybel u. v. a.[1]). Auch die ältere Wiener Presse weist Namen auf, die in anderen Gebieten öffentlicher Tätigkeit glänzten. Das Redaktionsbureau der „Ostdeutschen Post“ Ignaz Kurandas zeigte Stern an Stern: Heifsler, Eitelberger, Stubenrauch, Oskar Peschel, Bauernfeld; regelmäfsige Mitarbeiter waren Baron Eötvös, Graf Johann Majlath, Pillerstorf, Pratobevera . . . Die meisten der Mitarbeiter in den älteren Zeiten des deutschen Journalismus waren überhaupt „Männer in staatlichen oder gelehrten Berufsstellen, die dem Prefshandwerk ein und das andere Mal die „Ehre antaten“ und das geringe ihnen zufliefsende Honorar als zufällige und gelegentliche, wenn auch gern gesehene Einnahme buchten. Görres und Gentz, Dahlmann und Gervinus haben in diesem Sinne Journalistik getrieben“ [2]).

Heute ist es anders geworden, mufste es teilweise anders werden infolge der Entwicklung der Tagesblätter zu geschäftlichen Riesenunternehmen. Allein diese Notwendigkeit feststellen, heifst noch nicht sie erfreulich finden, und am allerwenigsten soll auf die gesunde Mischung von gelegentlicher und Berufspublizistik verzichtet werden. Das lehren die Zustände in der englischen Presse. „Die Zahl der nicht berufsmäfsigen Journalisten“, sagt Julius Duboc in seiner deutschen Bearbeitung v. J. Grants ‚Newspaper Press‘, „ist in England ungleich gröfser als bei uns. Einmal hat, dem englischen literarischen Geschmacke gemäfs, die Tagesschriftstellerei nicht den Anschein oberflächlicher Leichtfertigkeit, der hier zu Lande manche gute Feder abschreckt, sodann lernt der Engländer leichter, sich in seiner klaren und präzisen Sprache gut auszudrücken als wir in der unsrigen, und drittens ist es pekuniär viel lohnender. So wenden sich alle lebhaften Köpfe unter den jungen Geistlichen, Advokaten,

---

[1]) Vgl. Ed. Heyck, „Die Allgemeine Zeitung“.

[2]) Franz Walther, „Deutsches Zeitungswesen der Gegenwart“.

Ärzten und Offizieren zur Presse, um wenigstens in den ersten Berufsjahren, die ein knappes Einkommen bringen, einen hübschen Nebenverdienst zu erwerben. Und es kann nicht ausbleiben, dafs die Beteiligung dieser Kräfte ein vorteilhaftes Licht wirft auch auf den niederen Teil des berufsmäfsigen journalistischen Stabes".

Ein ausschliefsliches Vorherrschen des Berufsjournalistentums in der Tagespresse hat unzweifelhaft gewisse Mängel im Gefolge. Die Zeitung verliert leicht die lebendige Berührung mit dem Volksbewufstsein und der wahren öffentlichen Meinung, sie wird das Erzeugnis eines kastenmäfsig abgeschlossenen Standes. Die Gewohnheit, den gesamten geistigen und wissenschaftlichen Bedarf des Blattes aus den eigenen Kräften des Redaktionsbureau zu bestreiten, kann auch leicht eine falsche Vielseitigkeit erzeugen. Universell soll der Zeitungsmann sein, universell in dem Sinne, dafs er genug Wissen besitzt und den umfassenden Blick hat, um stets im Einzelnen das Allgemeine, in dem Sonderfalle die tiefen Beziehungen zu dem grofsen Ganzen zu entdecken. Aber er soll nicht universell sein in dem Sinne, dafs er nach Bedarf über alles und jedes und noch einiges andere zu schreiben sich unterfängt. Diese Universalität ist gleichbedeutend mit Seichtigkeit und Leichtfertigkeit. Das Wort, ein guter Journalist müsse über alles schreiben können, ist ein gefährlicher Gemeinplatz; das Gegenteil ist wahr. Gerade der fachtüchtige Publizist, der an gewissenhafte und ernste Produktion gewöhnt ist, wird sich hüten, alles können zu wollen, und wird es als eine für sich und für die Leser gleich verletzende Zumutung empfinden, sich mit dem Wagemute der Ignoranz auf fremde Gebiete zu begeben. Herbert Spencer sagt irgendwo, je höher entwickelt der Intellekt und das wissenschaftliche Bewufstsein eines Menschen, desto mehr werde er „auf Kompetenz und Kapazität" Rücksicht nehmen. Eine Zeitung, die sich in ihrem redaktionellen Betriebe darüber hinwegsetzt, verfällt jenem seichten Dilettantismus, der schon so viele Proteste aus Gelehrten- und Fachkreisen hervorgerufen hat. Es gibt glücklicherweise im

deutschen Kulturgebiete eine grofse Zahl hervorragender Journale, bei denen diese Bemerkungen nicht zutreffen, die vielmehr über fachlich gebildete und wirklich berufene Kräfte in ausreichendem Mafse verfügen. Allein jeder Kenner des modernen Zeitungswesens wird zugestehen, dafs zumal bei der kleineren Presse die Verhältnisse in dieser Hinsicht oft desolate sind. Da werden verwickelte wirtschaftliche Angelegenheiten von Leuten besprochen, denen jeder Blick in die Zusammenhänge ökonomischer Dinge mangelt; über staatsrechtliche und andere Rechtsfragen schreiben Menschen, denen die Methoden juristischen Denkens fremd sind, ja selbst Gebiete, deren kritische Behandlung ohne besonderes und vertieftes Fachstudium undenkbar scheint, wie Musik und bildende Künste, werden nicht selten die Domäne von Männern, denen jede fachliche Legitimation fehlt.

Die Folgerung aus dem Gesagten liegt nahe. Der Berufsjournalismus ist einerseits unentbehrlich, weil es im modernen Prefswesen eine Reihe von Dienstleistungen gibt, welche die volle und ausschliefsliche Hingabe fordern — hierher gehört namentlich die „geistverwüstende Redakteurtätigkeit“ (Heyck) — aber andererseits soll der Berufsjournalismus nicht die alleinige und ausschliefsliche Gewalt über das Prefswesen haben, die Tageszeitungen sollen das gröfste Gewicht darauf legen, Männer, die aufserhalb des beruflichen journalistischen Kreises stehen, in möglichst grofser Zahl zur Mitarbeit heranzuziehen und solcher Art den intimen Kontakt mit dem praktischen Leben in allen Zweigen pflegen.

Dazu bedarf es allerdings der Mitwirkung dieser aufserjournalistischen Kreise; sie müssen sich heranziehen lassen, oder noch besser, sie sollen sich freiwillig zur Mitarbeit melden. Leider gilt in deutschen Landen die Betätigung in der Tagespresse noch vielfach als unpassend für bestimmte Stände und Berufskreise; dem Arzte, dem Verwaltungsbeamten, dem Universitätslehrer wird es nicht selten übel genommen, wenn er zu fachlichen Angelegenheiten in der Tagespresse das Wort ergreift, und die blofse Tatsache

solcher Mitarbeit wird mitunter als Zeichen einer unernsten, unwissenschaftlichen Sinnesart aufgefafst. Solche Ansichten sind in Deutschland und Österreich weiter verbreitet als in England und Frankreich. In England erachten es Männer der Wissenschaft, hohe Beamte, Richter, technische Fachmänner geradezu als staatsbürgerliche Pflicht, gegebenenfalls in den „letters to the editor“ zu öffentlichen Wohlfahrtsfragen das Wort zu ergreifen; in Frankreich hat fast jedes angesehene Journal mehrere Akademiker als ständige externe Mitarbeiter. Möchte man doch auch bei uns begreifen, dafs, wer in einer ernsten Frage etwas Belangreiches zu sagen hat, auch die Pflicht hat, es zu tun. Hier sein Licht unter den Scheffel stellen, ist eine Versündigung an den öffentlichen Interessen. Die geistige Elite der Nation, aus deren Mitte die meisten Beschwerden über gewisse üble Seiten des Prefswesens vernommen werden, hat kein Recht zu diesen Beschwerden, so lange sie sich geflissentlich von der aktiven Mitwirkung an diesem eminenten Volksbildungs- und Erziehungsmittel ferne hält. —

Mit der Entwicklung einer selbständigen Berufsjournalistik hat sich auch die Frage nach ihrer Stellung in der Gesellschaft ergeben, die Frage nach dem Mafse sozialer Wertung und Schätzung, die dem Berufe und dadurch dem einzelnen Angehörigen des journalistischen Standes als solchem eingeräumt wird. Die Frage will richtig gefafst sein. Dafs das einzelne Mitglied des journalistischen Berufes von seinen Mitbürgern schliefslich und endlich gleich jedem anderen Individuum nach seinen persönlichen Qualitäten gewertet wird; dafs der ehrenwerte Zeitungsmann Achtung erwirbt, der journalistische Freibeuter verachtet wird, ist selbstverständlich. Aber darum handelt es sich, ob der Journalist eben infolge dieser seiner beruflichen Eigenschaft von vornherein einer ihm günstigen oder einer ungünstigen Präsumption begegnet, ob seine Zugehörigkeit zu dem Berufe ihm aprioristisch eine vorteilhafte Stellung sichert oder ob er umgekehrt gezwungen ist, erst eine ungünstige generelle Meinung zu überwinden. Seit jeher gehört es nun im

deutschen Kulturgebiete zu den Klagen des journalistischen Standes, dafs er häufig mit unfreundlichen Stimmungen, mit dem Versuche einer sozialen Minderwertung zu kämpfen hat. Die Tatsache zu leugnen würde nichts nützen, man mufs ihren Ursachen nachgehen. Sie sind mannigfacher Art. Vor allem ist es die Abneigung gegen die Macht, die sich im Journalismus verkörpert, gegen die Macht, die so vielen pflichtgemäfs unbequem wird. Dieser Widerwille gegen den mächtig gewordenen Emporkömmling wird am stärksten von denen empfunden, die selbst Träger von Macht sind. Bismarck hat das Wort geprägt von den „ihren Lebenslauf verfehlt habenden Leuten“ (Ansprache an eine Deputation aus Rügen am 10. November 1862); von ihm auch stammt die Bosheit: „die grofsen Städte, diese Haufen von Ziegelsteinen und Zeitungen“. Solche Worte sind typisch. Man benützt gerne die Presse, man versteht es oft selbst meisterhaft, auf der Klaviatur der Presse zu spielen, aber man ist erfüllt von unfreundlichen Gesinnungen gegen das starke Instrument, gegen diesen Mitträger und Teilhaber der Macht. Der Anerkennung des grofsartigen Einflusses der Presse kann man sich nicht entziehen. Schon Napoleon I. wird der Ausspruch zugeschrieben (Histoire secrète du Directoire II. 277.) „vier feindliche Zeitungen täten mehr Schaden als hunderttausend Mann im offenen Felde“. Er auch ist es, der im Hinblicke auf Josef Görres' „Rheinischen Merkur“ das berühmte Wort von der „sechsten Grofsmacht“ prägt, während man in Deutschland dieses Blatt, das den Patriotismus so mächtig entfacht, gerne den „fünften Alliierten“ nennt. 1859 schreibt Zedlitz aus Wien an Cotta: „Die ‚Allgemeine Zeitung‘ rangiert unter die süddeutschen Mächte, eine wahre deutsche Bundesmacht.“ Aber diese wahre deutsche Bundesmacht wurde und wird nicht als legitim betrachtet. Mögen auch einzelne darunter eine höchst ausgezeichnete Stellung erwerben, wie der Freiherr v. Cotta [1]): man läfst es doch die grofse Allgemeinheit empfinden.

---

[1]) „Schon um die Zeit des Wiener Kongresses waren die grofsen Herren der Politik und Diplomatie gewohnt, den Inhaber der „All-

Die soziale Zurücksetzung der Presse datiert weit zurück. In England, wo sich gegenwärtig die Verhältnisse viel freundlicher gestaltet haben, wurzelte sie zum Teile in dem drakonischen Verfolgungssystem, welchem die Publizistik in früheren Zeiten ausgesetzt war. Die Ausübung des journalistischen Berufes war während des 18. Jahrhunderts in England mit furchtbaren Gefahren umgeben, die auf die soziale Wertung des Standes zurückwirkten. Man sah, wie politische Journalisten gehängt, verstümmelt, an den Pranger gestellt, öffentlich gepeitscht, mit Verbrechern zusammen eingesperrt wurden. Ernste Schriftsteller und Männer von Verdienst hielten sich von einem so gefährlichen Berufe ferne, und lange Zeit blieb deshalb die Tagespresse Abenteurern ausgeliefert, die die Gefahr nicht schreckte. Noch spät im 19. Jahrhundert liehen hervorragende Männer, Lord Brougham, Disraeli, Lord Campbell der Tagespresse nur inkognito ihre Mitarbeit. Revuen und Magazine hingegen waren von diesem moralischen Boykott nicht berührt: Gifford, Makintosh, Jeffrey, Sidney Smith, John Stuart Mill, Macaulay, Alison nahmen nicht den geringsten Anstand, sich als Mitarbeiter von Zeitschriften zu bekennen, fanden vielmehr in dieser Mitarbeiterschaft die stärkste Förderung, und Macaulays meteorartiger Aufstieg begann mit einem Artikel in der „Edinburgh Review“.

Heute haben sich in England die sozialen Verhältnisse der Journalistik weit günstiger gestaltet. Das ist zum Teile auf einen Umstand zurückzuführen, den Pierre Mille hervorhebt: die meisten englischen Publizisten in hervorragenden Stellungen haben ihre Studien in Oxford oder Cambridge vollendet, sie „haben alle den gleichen Bildungsgang, die gleichen ethischen, literarischen und sozialen Auffassungen, sie sind untereinander Kameraden und Kameraden der leitenden Männer im Staatsleben. Daher ist die höhere Journalistik Eins mit den regierenden Klassen des Landes, sie gehört zu ihnen und wird als ebenbürtig betrachtet“.

---

gemeinen Zeitung“ als den Träger selbständigen politischen Einflusses und als ihresgleichen auftreten zu sehen und anzuerkennen.“ (Heyck.)

Zur Herabdrückung der sozialen Position der Presse trugen früher auch in England die Penny-a-liners und kleinen Reporter bei, denn sie allein waren es, mit denen ein grofser Teil des Publikums in Berührung kam und nach denen man sich das Urteil über die Prefsleute bildete. Es ist begreiflich, dafs für eine so unerquickliche, oft demütigende Tätigkeit nicht erstklassige Elemente zu haben sind; zieht man weiter in Betracht, dafs diese Leute sich berufsmäfsig gezwungen sehen, gerade bei den unerfreulichsten Anlässen, Familienkatastrophen, Bankerotten, Verhaftungen, in das Innere der Familie zu dringen und den Sachverhalt festzustellen, so begreift man, dafs das Publikum sie häufig als unbequeme Zeitgenossen empfindet. Daran freilich denkt das Publikum nicht, dafs es diese Berichte von seinem Blatte fordert und sie mit Gier verschlingt; seine Entrüstung meldet sich erst, wenn es selbst Leidtragender geworden ist.

Abträglich ist dem journalistischen Berufe überhaupt — und nach dieser Richtung mufs die Betrachtung erweitert werden — die ungebührliche Vorherrschaft der Reportage. Die Nachricht ist das Rückgrat der Zeitung und wird es bleiben. Aber diese Erfahrung verleitet viele Blätter zu einer einseitigen, krankhaften Pflege des Reportagedienstes, der Publizist wird vom Reporter zurückgedrängt, mit gieriger Hast jagt man nach „Primeurs“, und um sie zu beschaffen, scheut man oft kein Opfer, auch nicht an Würde und Selbstbewufstsein. In dem wüsten Wettkampf um die „Meldung“ hat man das Publikum künstlich zu einer Prätentiosität erzogen, die ihm ursprünglich fremd war und noch heute wider die Natur ist. So unentbehrlich ein gediegener, umfassender und aktueller Nachrichtendienst ist, so gleichgültig und wertlos sind viele jener Meldungen, worauf Zeit und Geld, Mühe und Arbeit vergeudet werden, viele jener Ausfragereien von Notabilitäten, die in neun unter zehn Fällen nichts sagen dürfen oder wollen und den Frager mit höflichen Nichtigkeiten abspeisen müssen. Es wäre des Versuches wert, eine Einigung der führenden Blätter eines Ortes zu dem Zwecke zu versuchen, um dieser Art von frag-

würdigen Neuigkeiten zu entsagen: das Publikum ließe sich vielleicht zu einer vernünftigen Bescheidenheit zurückerziehen. Allerdings bedürfte es hierzu einer formellen Einigung der Zeitungen, weil sonst das einzelne Blatt, das die Rückkehr zu gesunderer Einfachheit versucht, den kürzeren zöge. Denn heute ergeht es den Zeitungen mit diesem Übermaß der Reportage wie den Mächten mit den Heeresrüstungen: sie seufzen unter der erdrückenden Last, und doch wagt keine, für sich allein mit der Abrüstung zu beginnen. Daß nun dieses fieberhafte Pürschen auf Neuigkeiten dem Ansehen des Standes nicht förderlich ist, liegt klar zu Tage; dem außenstehenden Publikum entschwindet dadurch immer mehr die Vorstellung des hohen publizistischen Amtes, sie wird durch die des Reportagegeschäftes verdunkelt. Eine Umkehr ist um so mehr angezeigt, als sie — von der gesamten Presse vollzogen — dem berechtigten Eifer der einzelnen Zeitungen, über gutes Nachrichtenmaterial zu verfügen, keine Schranken auferlegen würde; die Pflege des ernsten, sachlichen Informationsdienstes bliebe unberührt, und dieses Gebiet ist weit genug, um dem Talente, den persönlichen Beziehungen und der Kapitalskraft der einzelnen Redaktion eine selbständige und fruchtbare Betätigung zu ermöglichen [1]).

Als weiterer Faktor für die soziale Wertung des journalistischen Berufes kommt die Vergänglichkeit seiner Produktion in Betracht. Seine Angehörigen arbeiten aus dem Tag und für den Tag, seine Erzeugnisse vergehen und verwehen mit dem Tage, und hierin erblicken die Vertreter anderer geistiger Berufe den Rechtstitel, auf die publizistische Tätigkeit herabzublicken. Sehr lehrreich sind die fast stereotypen Reden, mit welchen die Männer der Presse, die einen Sitz in der Akademie errungen haben, im Kreise der vierzig Unsterblichen begrüßt werden. Als Jules

---

[1]) Gegen das Überwuchern der gekennzeichneten Art des Reporterdienstes hat Maximilian Harden („Neues Wiener Journal“ Nr. 3446 vom Jahre 1903) scharfe Worte gefunden.

Janin und als Hervé aufgenommen wurde, waren die Ansprachen — im ersten Falle von Camille Doucet, im zweiten von Maxime du Camp — auf denselben Grundton gestimmt: wie tief bedauerlich es sei, dafs so viel Begabung und Wissen an ein so höchst vergängliches Werk, wie der Tagesjournalismus es ist, verschwendet werde. Überhaupt bezeichnend sind die Verhältnisse in Frankreich. Dort ist ja der Journalismus mit den leitenden Kreisen der Gesellschaft innigst verknüpft, es herrscht ein unaufhörliches Kommen und Gehen zwischen Publizistik und aktiver Politik, Journalisten werden Abgeordnete, die abgedankten Minister kehren wieder zur Journalistik zurück. In der Redaktion des „Temps" safsen Jules Ferry, Charles Floquet, Challemel-Lacour, Spuller, Adrien Hébrard, und es gab eine Zeit, wo es als Tradition galt, dafs wenigstens ein Redaktionsmitglied des „Temps" im Besitze eines Ministerportefeuilles war. Also gewifs ein Dorado der Journalistik! Aber auch hier merkt man immer wieder jenen scheelen Blick auf den Beruf und die Arbeit des Publizisten. Als sich die provisorische Regierung des Jahres 1848 im Stadthause etablierte, fanden sich auch die drei Journalisten Marrast, Flocon und Louis Blanc ein. Ihr Erscheinen erweckte verlegene Stimmung. „Was wollen die hier?" meinte Crémieux zu Lamartine, der im gleichgültigsten Tone erwiderte: „Ich weifs nicht." Endlich sagte Louis Blanc: „Also, meine Herren, fangen wir an!" worauf Arago im kalten Tone der Ablehnung erwiderte: „Gewifs, mein Herr, aber erst, nachdem Sie uns verlassen haben werden." Endlich wurde ein Ausweg gefunden: man wies den drei Journalisten die Funktion von „Sekretären" zu [1]). — Und das geschah in einer Revolution, die recht eigentlich das Werk der Pariser Presse war! . . .

Noch ein vierter Umstand erleichtert die Bildung unschmeichelhafter Ansichten über die Journalistik. Sie ist kein geschlossener Stand und Beruf mit öffentlich-

---

[1]) Eugène Tavernier, „Du journalisme". Paris 1902, S. XXIV, 149—153, 227.

rechtlicher Organisation, dessen Mitgliedschaft nur auf Grund bestimmter Voraussetzungen erworben würde. Journalist kann sich jeder nennen, wie sich jeder als Schriftsteller, als Agent, als Privatier bezeichnen kann. So umfafst denn die Journalistik eine ungeheure Masse heterogener Existenzen, sie begreift in sich ebenso den feingebildeten, sittlich hochstehenden, ehrenwerten Publizisten, der wirklich im Sinne Cottas die Journalistik als „hohe Priesterin der Zeitgeschichte und als öffentliche Magistratur“ auffafst, wie den verlotterten Zeitungsproletarier ohne geistigen und sittlichen Gehalt. Eben darum aber, weil es keinen Muster- und Markenschutz für die Bezeichnung Journalist gibt, ist es verfehlt, wenn der einwandfreie und tadellose Publizist eine bedingungslose Standesgemeinschaft konstruiert, die nur zu seinen Lasten ginge. Da es nicht in seiner Macht gelegen ist, den journalistischen Stand fest abzugrenzen und die Zugehörigkeit von bestimmten Voraussetzungen abhängig zu machen, so braucht er keine Solidarität anzuerkennen, unter der nur er leidet [1]). Freilich ist das Publikum hier wie in anderen Dingen zu leichtfertiger Verallgemeinerung geneigt und es supponiert in der Tat eine Gemeinschaft, deren allgemeinen Charakter es am liebsten gerade nach den fragwürdigen Exemplaren wertet.

Wünschenswert wäre allerdings, dafs die leitenden Elemente der Tagespresse, Verleger, Herausgeber und Chefredakteure tunlichst auf die Bekämpfung des geistigen und moralischen Proletariates innerhalb des Berufes bedacht wären. Seit jeher war die Publizistik mit solchen minderwertigen Elementen durchsetzt. Zur Zeit der ersten franzö-

---

[1]) „Wenn“, sagt Henri Avenel („La Presse française au vingtième siècle“, Paris 1901), „wenn die Presse das Ansehen und die Autorität bewahren will, die es ihr — gleich Warwick, dem Königsmacher — ermöglichen, Reputationen zu begründen und zu vernichten, dann, glauben wir, legt ihr das eigene Interesse gebieterisch die Pflicht auf, die Augiasställe zu reinigen und nicht in ganz unbegründeter Weise dem sogenannten Korpsgeist zu opfern, ein Wort, hinter dem sich zumeist nichts anderes birgt als der Geist der Koterie.“ (S. 3.)

sischen Revolution sagte Marat: „Ein Bursche, der irgend ein dummes Zeug zusammengeschmiert oder einen miserablen Artikel für die „Gazette“ geschrieben hat, versucht, wenn er nicht weifs, was aus ihm werden soll, sein Glück mit der Herausgabe einer Zeitung. Mit leerem Schädel, ohne Kenntnisse, ohne Gedanken, ohne Gesichtspunkte — so geht er in irgend ein Café, um die Gerüchte des Tages zu erfahren, die Anschuldigungen, die gegen politische Feinde erhoben werden, die Wehklagen der Patrioten; dann kehrt er heim, den Kopf voll mit diesem Plunder, den er aufs Papier wirft und dem Drucker bringt, um ihn Tags darauf den Narren vorzusetzen, die so dumm sind, ihn zu kaufen. So sehen neunzehn Zwanzigstel dieser Herren aus . . .“ In Deutschland klagte in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Herausgeber der „Annales Literarii Mecklenburgenses“: „Seit einem halben Saeculo sei das Journalisieren aufgekommen und habe diese Mode, Schriften zu edieren, schon allerhand fata gehabt. Sie sei von Frankreich über Holland zu uns gekommen und habe in Deutschland gleich einen grofsen Umfang angenommen. Doch seien bei uns gleich so viel Journalisten aufgestanden und darunter leider auch manche, die so geschickt dazu wären, wie ‚asinus ad lyram‘, und dieser Umstand habe bewirkt, dafs die neue Schreibart in Mifskredit gekommen sei . . .“ „Jeder junge Mensch“, schrieb bald hernach Lessing, „der nur ungefähr der deutschen Sprache mächtig ist und hie und da etwas gelesen hat, gibt jetzt eine Wochenschrift heraus.“ Und ein Jahrhundert später mokieren sich die „Grenzboten“ über gewisse Journalisten aus der Wiener Revolutionsepoche, „die da glauben, schmieren sei leichter als studieren“.

Dafs solche beklagenswerte Verhältnisse heute gänzlich beseitigt seien, wird niemand behaupten wollen. Hier Wandel zu schaffen, ist vor allem in die Hand der leitenden Männer der Journalistik gegeben, die nicht nur ihrem Stande, sondern auch der Allgemeinheit den besten Dienst erweisen, wenn sie bei der Auswahl des Personals die gröfste Vorsicht walten lassen.

Es liegt eine gewisse Tragik in diesem Berufe: gerade die schwerste und hingebungsvollste Arbeit ist eine völlig danklose. Treffend und ergreifend zugleich sagt Eduard Heyck von Gustav Kolb, dem vieljährigen treuen Mitarbeiter Georg Cottas: „Ein Lebenslauf wie derjenige Gustav Kolbs prägt recht deutlich die eigentümliche Stellung des Redakteurs von solcher Bedeutung ein: vierzig Jahre der Macht, des Mitbestimmens in den grofsen Angelegenheiten der Welt, und doch des steten Sichselbst-Resignierens, des gewollten und gesollten Zurücktretens, des sich zwar geachtet und gefürchtet Wissens in denjenigen Kreisen, von denen die Tagesgeschichte wenn nicht gemacht, so doch gelenkt wird; des täglichen Anlegens und Angreifens in und bei allem, was Herz und geistige Interessen des gebildeten Publikums bewegt, und doch eines rastlosen, aufreibenden Schaffens eigentlich ohne Anerkennung, ohne Dank, auch ohne jede Bekanntschaft bei demjenigen gröfseren Kreise der Mitwelt, die täglich diese Leistung mit einer Art gedankenloser Selbstverständlichkeit als Entgelt für Abonnement oder Caféhaustratsch für sich einzufordern gewohnt ist . . .“ Das Publikum, dem diese Mühen und Opfer des Prefsdienstes wenig gegenwärtig sind, sollte sich doppelt hüten, in ungerechtfertigter Verallgemeinerung Urteile zu fällen, wodurch hingebungsvolle und uneigennützige Mitarbeiter am nationalen Kulturwerke getroffen werden.

Die soziale Stellung, die der Journalistik eingeräumt wird, pflegt man häufig darnach zu bemessen, in welchem Ausmafse die Angehörigen dieses Berufes am öffentlichen Leben aktiv teilnehmen, d. h. von ihren Mitbürgern eines Mandates für die gesetzgebenden und selbstverwaltenden Körper würdig erachtet werden. Nach der Entwicklung, die das öffentliche Leben an vielen Orten durchgemacht hat, wird man freilich diesen Mafsstab nicht als einen vollgültigen annehmen dürfen. Gleichzeitig mit jenen wohlbekannten und vielbesprochenen Erscheinungen, die neuestens der Parlamentarismus gezeitigt hat, hat sich an manchem Ort ein Rückzug der besten Volkselemente aus dem öffentlichen Leben vollzogen. Man

ist nicht mehr gewohnt, in den parlamentarischen Körpern ausnahmslos die Auslese der Besten der Nation zu sehen, und darum ist die Ziffer der öffentlichen Mandate, die den Angehörigen eines bestimmten Berufes oder Standes zufallen, kein allgemein gültiger Maſsstab mehr für die ihnen entgegengebrachte soziale Wertschätzung.

Wertvoller als der Besitz von Mandaten muſs vom Standpunkte des persönlichen Ansehens der Presse die Heranziehung von Publizisten zum Beamtentum erscheinen. Bismarck, obwohl der Presse im allgemeinen nicht sonderlich grün, hat es als vorteilhaft erkannt, gebildete und erfahrene Publizisten für den Staatsdienst zu gewinnen[1]). Diese Männer verfügen gewöhnlich über eine Eigenschaft, die in höheren Verwaltungsstellen von groſser Bedeutung ist: umfassenden Blick. Durch ihre Berufsarbeit sind sie daran gewöhnt und dazu geschult, sich rasch in die verschiedenartigsten Materien hineinzufinden, den Kern der Dinge zu erfassen, ihn vom Zufälligen und Nebensächlichen

---

[1]) Der Fürst hat sich nach einem Berichte Anton Memmingers diesem gegenüber folgendermaſsen geäuſsert: „Ich kann aus einem tüchtigen Redakteur leichter einen Staatssekretär des Äuſsern und Innern machen — bitte, denken Sie nur an Lothar Bucher —, als aus einem Dutzend Geheimräten einen gewandten, leitenden Redakteur. Da ich selbst als Abgeordneter für die ‚Kreuzzeitung' geschrieben habe, spreche ich nicht wie ein Blinder von der Farbe, sondern wie ein Einäugiger unter den Blinden. Ich meine da eine gewisse Sorte von diesen Geheimräten, die alles verstehen, aber nichts kennen noch können. Ich gebe Ihnen gleich einen Leiterwagen voll von diesen Geheimräten, Juristen, Theologen oder auch Philologen mit lauter ersten Noten in die Lehre, und Sie können aus ihnen nicht mehr als einen Schneider machen, der mit der Schere irgend ein geistloses Lokalblatt zusammenstellt. Das Zeug zum Redakteur, der selber denkt, schafft und schreibt mit Schwung und Kraft, muſs man auch mitbringen. Die Übung und Erfahrung bessert und feilt allerdings auch viel aus, und selbst das Einsperren gehört zur politischen Erziehung." — In Amerika hat besonders Präsident Mc. Kinley die gröſste Vorliebe für die Heranziehung von Preſsmännern zum Staatsdienste gezeigt: Ch. E. Smith, Perry Heath, J. Boyle, Addison Porter, O. Austin und viele andere wurden von ihm in angesehene öffentliche Ämter eingesetzt.

loszulösen und vor allem jede einzelne Angelegenheit in organische Beziehung zur Gesamtheit der staatlichen Dinge zu bringen. Darauf aber kommt es in leitenden Beamtenstellen sehr wesentlich an. Der gewiegte Publizist ist gewohnt, die Rückwirkungen jeder Mafsregel auf die öffentliche Meinung zu bedenken, zu prüfen und genau abzuwägen. Er hat die politische „Witterung", die ihn manchmal den richtigen Weg wird finden lassen, wo mit Dekreten und Paragraphen allein das Auslangen nicht gefunden werden kann. Diese Universalität hat ja auch ihre Kehrseiten, sie findet sich nicht immer vereint mit einer gewissen Tiefgründigkeit und minutiösen Genauigkeit, mit einem liebevollen Sichversenken in die Labyrinthe verwickelter Einzelheiten. Der kluge Staatsmann wird denn auch die Posten wählen, die er Männern der Presse anvertraut; wo es sich aber um rasche Auffassung, weiten Überblick, Kenntnis der öffentlichen Strömungen handelt, dort wird er kaum einen Mifsgriff begehen, wenn seine Wahl auf einen fachtüchtigen, erfahrenen und ehrenhaften Tagesschriftsteller fällt. „Rascher und vollständiger als andere tun, lernt der Tagesschriftsteller sich bescheiden, die Notwendigkeit von Kompromissen verstehen, Erreichbares vom Wünschenswerten, Dauerndes vom Vorübergehenden unterscheiden. Lägen die deutschen Verhältnisse auf dem nämlichen Brette wie diejenigen anderer Länder, so könnte die Schule der Journalistik bei uns ebensogut empfohlen werden wie anderswo." So äufsert sich Franz Walther in seiner wackeren Schrift: „Deutsches Zeitungswesen der Gegenwart", und H. Wuttke, obwohl sonst ein grimmiger Feind der modernen Presse, meint, wo die Verhältnisse in der rechten Lage sich befänden, da seien neben ausgezeichneten Volksabgeordneten hervorragende Herausgeber, scharfblickende Verfasser von leitenden Aufsätzen die richtigen Männer für hohe Stellen im öffentlichen Dienste. Sache der Presse ist es freilich, durch strenge Selbstzucht, durch stete Hebung des geistigen und sittlichen Standard ihrer Leistungen und ihrer Mitglieder diesem Prozesse zu Hilfe zu kommen. —

Nochmals aber sei in diesem Znsammenhange betont, dafs der völlige Mangel einer öffentlich-rechtlich anerkannten Organisation in hohem Mafse mitschuldig ist sowohl an den inneren Gebrechen des Prefswesens, wie an der Minderung seiner sozialen Position. Die Staatsgewalt tritt mit der Presse in Berührung, soweit deren strafrechtliche, polizeiliche und fiskalische Behandlung in Frage kommt; im übrigen kümmert sie sich um die Presse wenig. „Nach dem Beispiele aller anderen öffentlichen Einrichtungen", sagt Henri de Noussanne, „kann die Presse nur dann ihre segensreiche Wirkung voll entfalten, wenn sie organisiert ist, so dafs ihre Rechte und ihre Pflichten mit den sozialen Notwendigkeiten in Einklang gebracht werden . . . Die Presse ist in kleine Gruppen zersplittert, ohne jede feste Einheit. Sie hat zwanzig Kapellen und keine Kirche, zwanzig Rituale und keine Religion. Sie mufs sich zu einer festen Organisation vereinigen nach Art der Rechtsanwälte; sie mufs in dieser Korporation eine autonome Polizei und Justiz ausüben. Nur wer sich ihren Gesetzen unterwirft, wird des Titels und der Stelle eines Journalisten teilhaft werden dürfen. Dann wird die Presse zum vollen Bewufstsein ihrer Verantwortung und ihrer Würde gelangen . . ." Und denselben Gedanken, schärfer und schneidiger, hat Emile Augier in seinen „Effrontés" in die Worte gefafst: „Si les journalistes ne constituent pas, comme les advocats, un Conseil de l'Ordre, la Presse est perdue." (Die Männer der Presse sollen Disziplinarkammern erhalten gleich den Rechtsanwälten, sonst ist die Presse verloren [1]). —

---

[1]) Auch aus der jüngsten Zeit liegen manche Zeugnisse vor, welche dartun, dafs im Kreise der Angehörigen des journalistischen Berufes eine starke Empfindung der Reformbedürftigkeit und der lebhafte Wunsch nach Schaffung einer zweckdienlichen Standesorganisation herrscht. In der „Westminster Review" (November 1902) klagt I. E. Goffon über die grofse Zahl minderwertiger Journalisten und bezeichnet es als wünschenswert, dafs ein Mittel bestünde, solche Elemente von dem Stande fernzuhalten; Blowitz, der bekannte „Botschafter" der „Times" in Paris, führte in seinen letzten Jahren bittere

Die Art der gesellschaftlichen Stellung, die die Presse in einem bestimmten Lande einnimmt, ist, seitdem sich eine Berufsjournalistik entwickelt hat, nicht zu trennen von der Art der Entlohnung des publizistischen Dienstes. Es ist schwer, „gentleman of the press" zu sein, wenn die Dotierung keine gentlemanlike Lebensführung gestattet. Im allgemeinen regulieren sich die journalistischen Gehälter und Honorare nach dem allgemeinen wirtschaftlichen Standard eines Volkes. Eine gebildete und reiche Nation hat eine hochentwickelte Presse, und diese wieder findet die entsprechenden Kräfte nur bei Zahlung angemessenen Salairs. Kein Wunder, wenn England in dieser Hinsicht sehr befriedigende Ziffern aufweist. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten die Herausgeber gröfserer Zeitungen 25–40000 Franks, die Parlamentsstenographen 8 bis 12000 Franks. Noch auffallender sind die Honorare für hervorragende gelegentliche Mitarbeiter. Grant berichtet in seinem Werke „Newspaper Press", dafs in den sechziger Jahren ein Mr. Greenwood den Einfall hatte, in der Verkleidung eines Bettlers dem Lambeth-Arbeitshause einen Besuch abzustatten und dort eine Nacht zuzubringen, um die Einrichtung der Anstalt aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Einige Tage darauf veröffentlichte er einen Bericht hierüber in der „Pall Mall Gazette", der ungeheures Aufsehen erregte. Das Blatt hatte diesem Artikel einen grofsen Aufschwung zu danken und es entlohnte den Verfasser mit einem Artikelhonorar von 100 Guinees (2145 Mk.).

Klage über denselben Umstand und sprach oft von einem Projekte zur gründlichen Reform des Journalismus („La Revue" 1903, Nr. 10); in einem warmherzigen und wohlgemeinten Berichte an den Berner Prefskongrefs im Jahre 1902 plädierte dessen Präsident Herr Wilhelm Singer für die Schaffung eines internationalen Ehrengerichtshofes für die Presse. — Es ist überflüssig, diesen Stimmen noch andere anzureihen, sie sind genügende Symptome des Unbehagens. Doch ist zu bezweifeln, ob eine Organisation ohne irgendwelche öffentlich-rechtliche Anerkennung Wandel zu schaffen vermag. Die einschlägigen Probleme werden übrigens bei der folgenden Erörterung der Frage des journalistischen Fachunterrichtes wiederkehren.

In einem anderen Falle wurde ein Artikel mit einem Honorar von über 400 Mk. für die Fortsetzung bezahlt. Aus der neuesten Zeit wird berichtet, dafs der Chefredakteur des „Standard", Herr Mudford, sich mit einer Pension von 50000 Franks zurückzog, und dafs Herr H. W. Massingham, der wegen seiner unerschütterlichen Opposition gegen den südafrikanischen Krieg auf Knall und Fall seines Chefredakteurpostens beim „Daily Chronicle" enthoben wurde, hierbei einen Jahresbezug von 37500 Franks einbüfste.

In Frankreich zeitigte die erbitterte Konkurrenz der grofsen Blätter aufserordentliche Honorarsätze. „Siècle", das Konkurrenzblatt von Girardins „Presse", zahlte Alexandre Dumas, Frédéric Soulié und Balzac 1 Frank 20 Centimes für die Zeile, die Honorare für Eugène Sues Romane stiegen bis zu 100000 Franks[1]). Das sind Ziffern, die weit hinausreichen über jene Verhältnisse, die in der deutschen und österreichischen Presse herrschen. Gleichwohl läfst sich behaupten, dafs der journalistische Beruf auch hierzulande nicht gerade ungünstige Aussichten in Bezug auf den materiellen Ertrag der Arbeit bietet, — gewifs nicht ungünstigere, als sie sich durchschnittlich dem Manne mit Hochschulstudien eröffnen. Es ist denn auch nicht so sehr die Einkommenziffer, als vielmehr der Mangel an absoluter Sicherheit der Stelle, welcher von vielen Publizisten schmerzlich empfunden wird. Das beste Schutzmittel ist hier eine entsprechende Selbsthilfeorganisation[2]), die einerseits eine moralische Schranke gegen ungerechtfertigtes Entlassen bildet, andererseits materielle Hilfe in Notfällen gewährt

[1]) Von glänzenden Honorarsätzen berichtet „La Revue" (1901, S. 95) aus dem aufblühenden Argentinien. Man zahlt 150—200 Franks für den Artikel von 200 Zeilen. Die gröfseren amerikanischen Revuen berechnen im Durchschnitt 100 Franks pro Seite.

[2]) Nach dem einstimmigen Zeugnisse der Sachverständigen ist der Wiener Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" samt dem ihm angegliederten Pensionsfonds die bestorganisierte und leistungsfähigste Selbsthilfeorganisation der Publizisten im deutschen Kulturgebiete.

und damit das Selbstbewufstsein sowie die persönliche Würde der Standesangehörigen am wirksamsten kräftigt[1]).

[1]) Ein interessanter Versuch, die Rechtsstellung des Journalisten gesetzlich zu sichern, ist im Jahre 1902 in der italienischen Kammer unternommen worden. Dort wurde von 74 Abgeordneten aller Fraktionen, an ihrer Spitze Luigi Luzzatti, ein Gesetzentwurf über den journalistischen Arbeitsvertrag („Contratto di lavoro giornalistico") eingebracht, dessen 33 Paragraphen im wesentlichen die folgenden Bestimmungen enthalten:

Ein journalistischer Arbeitsvertrag kann, wenn er den Chefredakteur betrifft, nicht auf kürzere Zeit als zwei Jahre geschlossen werden, für die Redakteure auf anderthalb Jahre oder ein Jahr. Ein probeweise angestellter Journalist gilt nach zwei oder drei Monaten fest angestellt, ohne darum einen besonderen Vertrag schliefsen zu müssen. Bei Besitzwechsel, veränderter politischer Richtung, Verschmelzung mit anderen Blättern oder ähnlichen Anlässen hat der Redakteur ein Recht auf Entschädigung, wenn durch sie die materiellen Garantien seiner Stellung aufgehoben werden oder sein Verbleiben mit seiner Überzeugung unvereinbar erscheint. Die Entschädigung besteht aus dem bis zum Ablauf des Vertrages noch zu zahlenden Gehalt, sie kann aber nie weniger betragen als zwölf Monatsraten für den Chefredakteur, neun Monatsraten für den zweiten und sechs Monatsraten für die übrigen Redakteure. Jeder Privatvertrag, der die angeführten Rechte aufhebt, ist ungültig. Zur Befriedigung ihrer Ansprüche steht den Redakteuren vor allen anderen Gläubigern einer Zeitung das Recht zu, Möbel, Maschinen und Material des Blattes pfänden zu lassen. Um etwaige Streitigkeiten zwischen dem Besitzer und dem Redaktionspersonal beizulegen, werden besondere Schiedsgerichte in jedem Appellationsgerichtshofsprengel gegründet. Vorsitzender dieser Gerichte ist ein Appellationsrat, dem für jeden einzelnen Fall vier Beisitzer beigegeben werden, von denen er selbst zwei aus drei von dem Journalisten vorgeschlagenen Kollegen und zwei aus drei von dem Besitzer vorgeschlagenen Personen wählt. Keine Stempelgebühren, keine Rechtsanwälte, keine zweite Instanz, keine Beschränkung der Kompetenz nach dem Wert des Streitobjekts (der bei den industriellen Gewerbegerichten 200 Lire nicht überschreiten kann). Für jedes Urteil sind vier per Mille des Wertes der Hilfskasse der Journalisten in Rom oder ähnlichen Instituten zu überweisen. (Atti parlamentari. Camera dei Deputati. Legisl. XXI, 2ª Sess. 1902, Nº 150.) — Zur Zeit (Oktober 1903) ruht dieser Gesetzentwurf in der parlamentarischen Kommission und ist im Plenum des Abgeordnetenhauses noch nicht verhandelt worden.

Zweites Kapitel.

Die Anonymität.

Die Frage der Anonymität in der politischen Tagespresse ist von so erheblicher subjektiver Bedeutung für die Journalistik, dafs sie trotz ihres Zusammenhanges mit den Fragen der Prefsfreiheit wohl am passendsten an dieser Stelle behandelt wird. Das Problem der Anonymität verlangt um so sorgfältigere Behandlung, als der Verfasser sich bewufst ist, mit seiner Auffassung sich im Gegensatz zu befinden nicht blofs zu der in Deutschland und Österreich herrschenden Übung, sondern auch zu den Ansichten der Mehrzahl der Publizisten. Der Verfasser bekennt sich nämlich offen als Gegner der Anonymität.

Man kennt die temperamentvollen und wie immer klobigen Ausfälle Schopenhauers gegen die anonymen Verfasser[1]). Schopenhauers Beschwerden ist gegenwärtig wohl zum gröfsten Teile abgeholfen, denn ästhetische und gelehrte Literaturkritik wird heutzutage vorwiegend mit Namensnennung geübt. Hingegen herrscht in der Presse deutscher Sprache und in der fremdsprachlichen Journalistik, soweit sie wesentlich nach deutschem Vorbild eingerichtet ist, — es ist dies namentlich die nichtdeutsche Presse Österreichs — die Gepflogenheit, dafs nur schöngeistige und fachliche Aufsätze gröfseren Umfanges von dem Verfasser gezeichnet werden, kleinere Beiträge jedoch und insbesondere die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Tageserörterungen meist ohne Namensnennung erscheinen. Man will diesen Brauch sowohl durch grundsätzliche wie auch durch praktische Erwägungen rechtfertigen. Die ersteren, die grundsätzlichen, gehen davon aus, dafs das Blatt als solches dem Leser entgegentritt, als eine Einheit, als ein unpersönliches Ganzes, als die bleibende, allem individuellen Wechsel entrückte Verkörperung eines bestimmten Systems

---

[1]) Parerga und Paralipomena Band II, S. 546—550 der Frauenstädtschen Ausgabe, 7. Aufl.

von Auffassungen der öffentlichen und künstlerischen Dinge. Nicht der A. oder der B. soll zu dem Leser sprechen, sondern die „Kölnische Zeitung“, die „Germania“, die „Allgemeine Zeitung“, die „Neue Freie Presse“. Der zweite, der praktische Gesichtspunkt ist der des Schutzes der Verfasser gegen vexatorische politische Verfolgungen.

Fassen wir das erste Argument näher ins Auge. Die Gewundenheit des Gedankenganges deutet darauf hin, dafs wir hier auf dem dürren Boden des Theoretisierens stehen. Was soll das heifsen, nicht der einzelne Publizist spreche zum Publikum, sondern die Zeitung als solche? Steht das Publikum wirklich unter dem Banne dieser Fiktion? Glaubt das Publikum in der Tat an diese Vermenschlichung des Zeitungsblattes und an die Entmenschlichung seiner lebendigen Mitarbeiter? Läfst der Leser die Zeitung gelten als eine Persönlichkeit, die an die Stelle des Verfassers tritt? Nichts von alledem. Das Publikum weifs, dafs ein einzelner zu ihm spricht, das intimere Stammpublikum der Zeitung weifs sogar häufig, wer es ist, der an dieser und jener Stelle das Wort führt, es kennt und erkennt die Hauptmitarbeiter des Blattes an Stil und Gedankenführung, an ihrem Temperament, an eigentümlichen Redewendungen. Und schliefslich ist eine Redaktion kein fensterloses Verliefs, worin maskierte Verschwörer sich zu dunklem Tun versammeln; die Mitarbeiter des Blattes leben in der Gesellschaft, haben vielfältige Beziehungen, und wenn ihnen eine Arbeit gelungen ist und Beifall findet, sind sie die ersten, die sich gerne als den Autor bekennen. Dafs also die Zeitung selbst das Wort führe, nicht ihre Mitarbeiter, gilt trotz der Anonymität nur in beschränktem Mafse. Es ist aber schlechterdings nicht einzusehen, welcher politische, moralische oder literarische Gewinn aus dieser Praxis erwachsen soll. Warum sollen die Worte der moralischen Person „Zeitung“ gröfseres Gewicht haben, als die eines Mannes, der mit offenem Visier auf den Plan tritt? Nicht wer etwas sagt, ist gemeiniglich von Belang, sondern was gesagt wird. Man darf es da mit dem berühmten Zensur-

gesetze Kaiser Josefs II. vom 11. Juni 1781 halten, das Franz von Liszt mit Recht ein glänzendes Denkmal der Seelengröfse des Monarchen nennt, und das ausdrücklich besagt, „auch Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sollen nicht verboten werden, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, besonders, wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läfst und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude sein mufs, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt."

Richard Jacobi[1]) meint, der schwerstwiegende Grund, der für die Anonymität in der Presse spricht, liege auf dem Gebiete der redaktionellen Technik. Er denkt hierbei zunächst an den politischen Leitartikel. Dieser entspringe durchaus nicht immer wie durch generatio aequivoca dem Haupte des Redakteurs, der ihn verfafst. Er beruhe nicht selten inhaltlich auf eingehenden Rücksprachen mit Kollegen, Parteigenossen, Abgeordneten, Ministern, oder wenigstens das Entscheidende darin bestehe in irgend einer von anderer Seite gegebenen Anregung. Er glaubt darum, dafs gerade der Journalist von ausgeprägtem Ehrgefühl Bedenken tragen werde, durch Namensunterzeichnung für ein solches Geistesprodukt die alleinige Vaterschaft zu beanspruchen, wenn mit Fug und Recht die exceptio plurium dagegen geltend gemacht werden könne. Es sei eben nicht zutreffend, dafs in den politischen Artikeln überwiegend ein einzelner zum Publikum spricht, sondern sie gäben der Meinung irgend einer Interessengemeinschaft, einer Partei oder sonst welcher Mehrzahl von Personen Ausdruck. Ich glaube, dafs unter allen Gründen, die für die Anonymität ins Feld geführt werden, dieser angeblich schwerstwiegende tatsächlich der am wenigsten stichhaltige ist. Vor allem trifft es nicht zu, dafs die politischen Meinungsäufserungen des Blattes stets oder auch nur in der Mehrzahl der Fälle das Ergebnis, den

---

[1]) „Der Journalist". Hannover 1902, S. 135—142.

blofsen stilistischen Niederschlag eingehender Informationen und Instruktionen von anderer Seite her darstellen. Am allerwenigsten sind die Artikel, die auf solche Art zu stande gekommen sind, die wertvollsten. Im Gegenteile sind jene politischen Darlegungen die lehrreichsten, fruchtbarsten und wünschenswertesten, die dem Leser als das Ergebnis der selbständigen und geschlossenen Auffassung einer einzelnen Persönlichkeit entgegentreten. Die Meinungen von Parteiführern und Staatsmännern kommen auch auf andere Art, in politischen Versammlungen und auf der parlamentarischen Tribüne, zum Ausdruck. Was der gebildete Leser in der Presse vor allem suchen soll, ist die individuelle Anschauung und der persönliche Kommentar eines freien, gewissenhaften, unterrichteten Publizisten zu den öffentlichen Ereignissen und Zuständen. Aber auch jener Zeitungsartikel, der auf vorhergegangenen Besprechungen und Informationen beruht, hört darum keineswegs auf, geistiges Eigentum seines Verfassers zu sein. Der politische Publizist, wie er sein soll, wird sich auch in diesem Falle damit begnügen, einige leitende Ideen von anderer Seite entgegenzunehmen, jedoch der logische Aufbau, die Art der Gedankenführung, die Ausstattung seiner Deduktion mit Argumenten, Belegen, Nachweisungen und Zitaten, die ganze Formgebung, kurz die meritorische und stilistische Durchführung der Arbeit soll und wird eine streng persönliche sein, er wird darum mit vollem Fug das geistige Eigentum des Artikels beanspruchen dürfen und die Verantwortung dafür tragen müssen. Im übrigen würde das Argument Jacobis, auch wenn man es gelten liefse, in gewissem Sinne auch bei den übrigen Rubriken der Zeitung zutreffen. Die Stellungnahme des Blattes auch zu den lokalen, sozialen, künstlerischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten ist häufig das Ergebnis vorhergehender Besprechungen im Kreise der Kollegen oder formloser Unterhaltungen über die einschlägigen Fragen [1]).

---

[1]) Francisque Sarcey, dem berühmten Theaterkritiker des „Temps", hat man es vielfach zum Ruhme angerechnet, dafs er nicht seine eigene

Gleichwohl sind dann diese Äufserungen in ihrer Ausgestaltung und Vertiefung das geistige Produkt ihres Verfassers, und er hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, mit seinem Namen dafür einzustehen, die Ehre, aber auch die Verantwortung der Autorschaft zu übernehmen.

Ernster ist das zweite Argument: der Verfasser soll gegen Verfolgungen tunlichst geschützt werden. Es ist kein Zweifel, dafs in Zeiten eines boshaften und gewalttätigen Despotismus diese Erwägung eine ausschlaggebende sein konnte; allein im konstitutionellen Verfassungsstaate und in der Ära der Geschworenen-Judikatur für Prefsdelikte ist die Anonymität durch diese Erwägung nicht leicht mehr plausibel zu machen. Auf der einen Seite lehnt man das objektive Verfahren ab, das statt des Verfassers den inkriminierten Artikel trifft, und ruft nach subjektiver Verfolgung; auf der anderen Seite macht man diese subjektive Verfolgung unmöglich durch die Anonymität des Verfassers. Der Widerspruch ist nicht zu lösen. Man weifs, zu welcher Praxis der Zustand führt: entweder wird der verantwortliche Redakteur als Verfasser der ganzen Zeitung fingiert[1]); dann mufs er auch die Verantwortung für den gesamten Inhalt des Blattes übernehmen. Eine solche Verantwortung ist aber bei dem heutigen Umfange der Tagesblätter notorisch ein Ding der blanken Unmöglichkeit, weil der verantwortliche Redakteur nur zu oft aufser stande ist, den ganzen Inhalt des Blattes der Prüfung zu unterziehen. Oder aber, es wird die Verantwortlichkeit der Verfasser der einzelnen Beiträge angenommen, dann müssen sie auch gegebenenfalls genannt werden, was aber bekanntlich in den seltensten Fällen geschieht. Auf der einen Seite also Verwerfung des objektiven Verfahrens, auf der anderen Anonymität und Verschweigung

---

Anschauung dem Leser vorsetzen, sondern in seinen Kritiken nur den geläuterten Ausdruck der Durchschnittsmeinung des Publikums bieten wollte.

[1]) Diese Auffassung lag unter anderem schon dem Kommissionsberichte zum preufsischen Prefsgesetze von 1851 zu Grunde. Das Nähere hierüber sehe man bei Liszt S. 211.

des Autors — das scheint mir kein Zustand, der einer hochstehenden, ihrer Verantwortung bewufsten Presse würdig wäre. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, dafs das erste, was der ehrenwerte Teil der politischen Presse des Revolutionsjahres 1848 in Österreich tat, die Einführung der Signierung der Artikel war[1]).

Hingegen hat die Anonymität unleugbare Nachteile im Gefolge und mancherorts eine sittliche Depravation des Prefswesens grofsgezogen, die zu einer öffentlichen Plage geworden ist. Auch die grundsätzlichen Anhänger der Anonymität dürften diese Tatsache nicht in Abrede stellen. Anonymität bedeutet im grofsen und ganzen strafrechtliche und soziale Verantwortungslosigkeit des Verfassers, denn gegebenenfalls zieht sich die Redaktion auf das Redaktionsgeheimnis zurück, der Name des Verfassers wird nicht preisgegeben, und der Rest ist eine Ordnungsstrafe wegen Vernachlässigung pflichtgemäfser Obsorge, die über den verantwortlichen Redakteur verhängt wird. So lange nur die Regierenden das Opfer von Prefsexzessen waren, stand die öffentliche Meinung diesen Eventualitäten kühl, wenn nicht mit gelinder Schadenfreude gegenüber. Das hat sich geändert. Nur ein Doktrinarismus, für den die Erfahrungen von Jahrzehnten nicht vorhanden sind, vermag heute noch die Rechtsfragen des Prefswesens ausschliefslich aus dem Gesichtspunkte des Kampfes und des Schutzes „gegen oben“ zu betrachten. Selbst der Staatsbürger, der noch völlig in dem Gedankenkreise der Ära der Verfassungskämpfe aufgewachsen war, mufste langsam, aber sicher zur Erkenntnis gelangen, dafs er einen Schutz nicht blofs gegen Mifsgriffe und Übergriffe der Regierungsgewalt braucht, sondern auch gegen eine gewissenlose, übermütige und gefährliche Demagogie. Den einen Schutz haben wir, zahlreiche Kautelen sind gegen die Exekutivgewalt aufgerichtet; der andere läfst noch zu wünschen übrig. Was in Zeiten des Kampfes gegen eine übermächtige und schrankenlose Re-

---

[1]) Siehe Frhr. v. Helfert a. a. O. S. 82.

gierungsgewalt unentbehrlich war, ist heute mancherorts eine Plage geworden — überflüssig für die gewissenhafte und ehrenwerte Presse, die glücklicherweise zahlreich genug ist, hingegen das unerträgliche Privilegium einer verkommenen und sittenlosen Journalistik. Die Autorität Heinrich von Treitschkes mag bei der einseitigen politischen Parteistellung dieses Mannes vielen als zweifelhaft erscheinen; doch aber wird man ihm beipflichten müssen, wenn er sagt, heute sei, unnatürlich genug, das gedruckte Wort noch leichtfertiger als das geschriebene — fast möchte man hinzusetzen, als das gesprochene. Die Beseitigung der Anonymität würde zweifellos die schlimmsten Auswüchse dieser Afterpresse beseitigen, indem die moralische, gesellschaftliche und strafrechtliche Verantwortung der Verfasser sichergestellt würde.

An dieser Anschauung gestatte ich mir trotz des Umstandes festzuhalten, dafs das Vorbild der europäischen Publizistik, die englische Presse, gleichfalls die Anonymität pflegt. Von den „Times" angefangen, dem grofsen „Thunderer", üben die meisten bedeutenden Morgenblätter in England die Gepflogenheit, dafs der Leitartikel nicht gezeichnet wird, — im Gegensatze zur französischen Presse, wo von den grofsen politischen Blättern fast nur noch der konservative „Temps" an der Unpersönlichkeit der Äufserung festhält. Allein das englische Beispiel beweist hier wenig oder nichts. Zunächst ist zu erwägen, dafs, wie schon an anderer Stelle dargelegt wurde, in der englischen Presse die Richtung aufs Tatsächliche vorherrscht, die Pflege der Information, womit von selbst ein gewisser unpersönlicher Grundzug gegeben ist. Dann aber ist zu beachten, dafs die englische Presse eine musterhafte Tradition in der Vornehmheit des Tones besitzt uud in ihrer Mehrheit daran festhält — vermutlich eine Frucht alter Kultur, alter konstitutioneller Erziehung, vielleicht auch alter Prefsfreiheit, sicherlich aber auch ein Ergebnis des aufserordentlich starken Schutzes, den die englische Gesetzgebung der privaten Ehre gegenüber journalistischen Angriffen in Gestalt exorbitanter Geldstrafen ge-

währt. Zahlreiche Zeugen bestätigen diese Seite des englischen Prefswesens. Die englische Presse besitzt nach der Aussage von Max Leclerc in ihrer Majorität einen scharf ausgeprägten Sinn für das allgemeine Interesse, für die Ehre des englischen Namens, für die Achtung vor der Ehre des Mitmenschen; Chamberlain erklärt, die englische Presse zeige im allgemeinen gegenüber den politischen Gegnern Gerechtigkeitssinn, Edelmut und Unparteilichkeit; von französischer Seite haben auch Franqueville und Graf Montalambert den englischen Blättern das gleiche Zeugnis ausgestellt. Die „Times“, die das Geheimnis ihrer Mitarbeiter besonders sorgfältig hüten, zählen übrigens unter ihren anonymen Leaders-writers zumeist Fachmänner, wie frühere Beamte des Civil Service of India, gewesene Offiziere und Marineure, also Männer, die zumeist schon in ihrer Person die Gewähr einer sachlichen und leidenschaftslosen Behandlung öffentlicher Angelegenheiten mitbringen. — Dafs die amerikanische Presse die Signierung nicht kennt, ist gleichfalls kein triftiger Grund für die Anonymität. Die Auffassung von der Mission des Prefswesens bewegt sich zwischen zwei entgegengesetzten Polen: Sacerdotium und öffentliche Magistratur einerseits, Geschäftsunternehmen andererseits. Das amerikanische Prefswesen neigt am stärksten zur zweiten Auffassung: die Zeitung ist business, und wenn etwas mit dieser Anschauung versöhnt, so ist es die Offenheit und Unumwundenheit, womit sie zur Geltung gebracht wird. Die amerikanische Presse verletzt nicht durch eine falsche Pose, sie will nichts anderes scheinen, als sie ist. Da liegt es denn in der Natur der Dinge, dafs weder der Eigentümer des Blattes noch der Leser besonderes Gewicht legen auf die persönlichen Ergüsse dieses und jenes Publizisten, dafs sonach die Persönlichkeit der Verfasser stark in den Hintergrund tritt. Der Eigentümer ist es, der dem Publikum gegenübersteht — der Eigentümer, der dem Publikum ein Quantum bedruckten Papieres mit Nachrichten und Unterhaltungsstoff verkauft. Wie der Eigentümer sich den Stoff beschafft, wer ihm den Inhalt der Zeitung liefert,

das ist seine interne Geschäftsangelegenheit und kümmert den Aufsenstehenden nicht. Das versöhnende dieses Standpunktes liegt wie gesagt in der naiven Ehrlichkeit, in dem Fehlen jedes falschen Scheines. Gleichwohl sind das Zustände, die unserer Auffassung vom Prefswesen und seiner gesellschaftlichen Mission durchaus ferne liegen, und deshalb kann das amerikanische Beispiel der Anonymität für uns am allerwenigsten bestimmend sein.

In der Frage: Anonymität oder Namensnennung ist jedoch eine wichtige Seite zumeist unbeachtet geblieben. Man ist gewohnt, alle Fragen des Prefsrechtes und der Prefspraxis nur vom Standpunkte des öffentlichen Interesses zu beurteilen. Allein es gibt auch ein subjektives und privates Interesse des einzelnen Publizisten, das Berücksichtigung heischt und das insbesondere in der Frage der Anonymität gar sehr in die Wagschale fällt. Für den fähigen und ehrenhaften Journalisten ist nämlich die Anonymität zweifellos ein schweres Übel. Sie verhindert, dafs der Zeitungsmann in weiten Kreisen des lesenden Publikums bekannt wird, und zwar bekannt wird auf geradem Wege, nicht durch Residenzklatsch und Kaffeehaustratsch; sie verhindert, dafs der begabte Journalist durch erfolgreiche Arbeit seinen Namen zu einem literarischen und damit auch zu einem ökonomischen Werte erhebt; sie erschwert es jungen Talenten, sich kraft ihrer Begabung aus den Niederungen der Handlangerarbeit zu höheren Stellen im Zeitungsdienste emporzuarbeiten. Aber auch die Qualität der journalistischen Arbeit würde durch die Beseitigung der Anonymität erheblich gewinnen. Die Notwendigkeit, zu signieren, übt auf den Verfasser den heilsamen Zwang aus, sein Bestes zu geben, um seinem Namen Ehre zu machen, während die Anonymität zu schleuderhafter Arbeit geradezu verleitet. Es ist ja bekannt, dafs jene Zeitungsaufsätze, die schon nach dem jetzigen Brauche signiert werden, im allgemeinen auf einer ungleich höheren Stufe literarischer Sauberkeit stehen als die, auf denen gleich einem Fluche der Zwang der Anonymität liegt. So

leidet unter der Namenlosigkeit die Arbeit und der Arbeiter, vor allem dieser. Wenn so vielfach und gerade von den besten Elementen der Journalistik das Überhandnehmen des geistigen Proletariates innerhalb des Berufes beklagt wird, wenn die akademisch Gebildeten sich so oft mifstrauisch von diesem Berufe fernhalten, so mag neben anderen Ursachen auch die Anonymität ihr Teil dazu beitragen, weil sie dem Publizisten den schönsten Lohn seiner Arbeit entzieht, das persönliche Bekanntwerden und die persönliche Anerkennung durch den Leserkreis. Mit der Beseitigung dieser, wie ich glaube, ohne tieferen Grund und blofs kraft des Trägheitsmomentes fortgeführten Tradition würde die Presse intellektuell und sittlich gehoben, ihre Sprache veredelt, die materielle und soziale Lage der Journalistik gebessert werden.

Um Mifsverständnissen zu begegnen, sei schliefslich bemerkt, dafs ich die Namensnennung nur für jene Teile des Blattes eingeführt sehen möchte, bei denen es auf selbständige Auffassung und Formgebung, mit einem Worte, auf individuelle literarische Leistung ankommt, also vor allem im räsonierenden und reflektierenden Teile des Blattes; unter den tatsächlichen Mitteilungen sollten nur jene signiert werden, bei denen nach der Natur der Sache eine persönliche Verantwortung des Verfassers in Betracht kommen kann. Ich verschliefse mich keineswegs der Tatsache, dafs es Fälle gibt, in denen die Redaktion ein erhebliches Interesse daran hat, die Quelle gewisser besonderer Mitteilungen geheim zu halten; in solchen Fällen aber mufs dann auch die Verantwortung des verantwortlichen Redakteurs, beziehungsweise des Ressortredakteurs bedingungslos eintreten.

Drittes Kapitel.

Journalistische Ausbildung.

Der Gedanke, die Ausübung des publizistischen Berufes von einem vorgezeichneten Bildungsgange abhängig

zu machen, ist nicht neu. Er ergab sich als ein natürlicher Rückschlag gegen das Übel des journalistischen Proletariates. An der Bekämpfung dieses Mifsstandes ist nicht nur der journalistische Beruf als solcher, sondern sind auch Volk und Staat erheblich interessiert. Denn es knüpft sich ein allgemeines Interesse daran, dafs das verantwortungsvolle, einflufsreiche Amt des Publizisten nicht von unwürdigen oder ungeeigneten Kräften verwaltet werde. Es hat deshalb an Vorschlägen nicht gefehlt, die dahin abzielen, dafs zur Ausübung des journalistischen Berufes nur jene zugelassen werden, die einen bestimmten Bildungsgang zurückgelegt haben, und in irgend einem Balkanstaate ist dieses Projekt bereits durch die Gesetzgebung verwirklicht worden, indem man die Absolvierung einer Mittelschule als das Mindestmafs der Vorbildung fordert. Allein Nachahmung verdient dieses Beispiel kaum, und mit Recht ist eine Anregung in diesem Sinne vom 5. internationalen Prefskongrefs in Antwerpen verworfen worden. Man mufs immer wieder von der grundsätzlichen Erwägung ausgehen, dafs der Journalismus ein Zweig und ein integrierender Teil der allgemeinen nationalen Literatur ist. Wie jede andere literarische und künstlerische Betätigung, ist auch die Journalistik ein durchaus freier geistiger Beruf, und so wenig als man je daran denken wird, etwa das Dichten, Malen oder Komponieren an Prüfungen und Zeugnisse zu binden, ebensowenig wird man es bei der Journalistik tun. Selbst wenn man vorzüglich die politische Seite des journalistischen Amtes ins Auge fafst, wird man sich kaum für die Schaffung eines diplomierten Publizistentums aussprechen können. Schon aus Gründen der Analogie nicht, denn nirgends ist die aktive politische und staatsmännische Tätigkeit an Prüfungen gebunden. Die Mandate der gesetzgebenden und Selbstverwaltungskörper sind jedermann frei zugänglich, und die leitenden Stellen der Staatsverwaltung sind selbst in konservativen und wesentlich bureaukratisch zugeschnittenen Staatswesen wiederholt mit Männern besetzt worden, die aus der kaufmännischen oder der industriellen Karriere

hervorgegangen sind und der üblichen Vorbereitung für den Staatsdienst entbehrten. Amerika, wo der Grundsatz freier Zugänglichkeit aller öffentlichen Ämter in weitestem Ausmafse praktiziert wird, ist damit nicht übel gefahren. Man bedenke auch, dafs Examina und Diplome bestenfalls die Gewähr für ein gewisses Mindestmafs an Kenntnissen, keinesfalls aber die Garantie einer wirklich umfassenden allgemeinen Bildung gewähren; so mancher Autodidakt, der sich mit nichts „ausweisen" kann, verfügt über ein Wissen, eine gereifte Auffassung, ein Talent und eine Stilbegabung, die man bei zahlreichen Diplomierten, Geeichten und Gestempelten nicht finden wird. Darum hätte der Gedanke, einen freien liberalen Beruf wie die Journalistik, von Staats wegen einer Reglementierung zu unterziehen, wenig Verlockendes[1]).

---

[1]) Treitschke (in der „Politik" Band I, S. 177 u. 178) bemerkt in dem gleichen Sinne: „Die Engländer haben recht, wenn sie sagen: die Deutschen sind ein wunderliches Volk; die eine Hälfte ist immer damit beschäftigt, die andere zu prüfen. Dafs einer ohne Examen nicht im Besitz seiner menschlichen Würde sei, ist eine chinesische Schrulle unserer Gelehrten. Und welcher Art sollte denn dies journalistische Examen sein? Es gibt ja eine Menge Blätter und Blättchen in der Provinz, zu deren Anfertigung wirklich nichts gehört als eine gute Papierschere und die Kenntnis des Lesens und Schreibens. Ein Examen für solche Leute müfste also eine Prüfung im Lesen und Schreiben sein. Soll man nun verschiedene Examina für grofse und kleine Zeitungen einführen? . . ." Auch Dr. Richard Jacobi („Der Journalist", Hannover 1902), der sich eingehend mit der Frage befafst, spricht sich gegen das obligatorische Examen aus, zum Teil aus denselben Gründen wie Treitschke (S. 164—166). Solle man ein ganzes System verschiedener Examina vorsehen oder solle man dem einen und einheitlichen Examen blofs die Anforderungen zugrunde legen, die an den „kleinen" Journalisten zu stellen wären? Auch erwähnt er das bereits von Bluntschli erhobene Bedenken, dafs sich bei dem Examen politische Einflüsse der gerade herrschenden Partei geltend machen könnten. Übereinstimmend mit den von mir entwickelten Anschauungen erwartet Jacobi eine Beseitigung der unleugbar vorhandenen Übelstände nur von einer Reform von innen heraus, die von den leitenden Elementen der Presse, von Verlegern, Eigentümern und Chefredakteuren auszugehen hätte, und von einem

Mit der Ablehnung des Zwangselementes ist jedoch keineswegs die Frage einer besonderen journalistischen Fachbildung erledigt. Im Gegenteil, dieser Gedanke liegt zweifellos in der Luft und besitzt starke Aktualität. Es ist beachtenswert, dafs die Idee nunmehr bereits in aller Form auch von der parlamentarischen Tribüne herab propagiert worden ist. Im Frühjahr 1902 hat der ungarische Reichstagsabgeordnete Nicolaus von Szemere im Laufe der Budgetdebatte an den Unterrichtsminister das Ansuchen gerichtet, dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden [1]) und eine ähnliche Anregung hat im österreichischen

---

rigorosen Vorgehen der publizistischen Fachvereine bei der Aufnahme von Mitgliedern.

[1]) Da die Rede des Abgeordneten von Szemere in den Budapester und in den anderen Blättern nur in einem dürftigen Auszuge mitgeteilt wurde, mag es angebracht erscheinen, von seinen Darlegungen hier nach einer Originalmitteilung, die dem Verfasser zugekommen ist, etwas ausführlicher Kenntnis zu geben. In einem freien Staate, sagte der Redner, gibt es kaum einen wichtigeren Faktor als die öffentliche Meinung, und gleichwohl sehen wir, dafs weder bei uns noch in anderen Ländern der Hebung des Prefswesens gründliche Sorgfalt zugewendet wird. Es liegt gewifs im Interesse von Volk und Staat, dafs die Männer der Presse sich aus den unterrichtetsten und charakterfestesten Patrioten rekrutieren. (Lebhafter Beifall.) Was geschieht aber, um einen solchen Stand der Dinge herbeizuführen? Nichts. Die Journalisten beziehen bei uns jämmerliche Honorare; einzelne Zeitungseigentümer mögen sich wohl grofse Vermögen schaffen, allein diese erfreuliche Ausnahme ändert nichts an dem Schicksal der grofsen Mehrheit. So also sieht es mit der materiellen Lage der Männer von der Presse in unserem Vaterlande aus. Nun kommt aber eine andere Frage. Der Arzt, der Apotheker mufs sich einer wissenschaftlichen Ausbildung unterziehen, damit das Publikum nicht vergiftet werde; selbst bei den Tierärzten ist dies vorgeschrieben. Hingegen wird den Arbeitern auf einem so äufserst delikaten Gebiete wie dem des Prefswesens keine ähnliche sorgfältige Vorbildung zuteil. Der Staat bietet den jungen Männern, die sich dem publizistischen Berufe widmen wollen, keine Lehrkurse, er bietet ihnen keine Gelegenheit, jenes wissenschaftliche und sittliche Niveau zu erreichen, welches vom Standpunkte des nationalen und des Staatsinteresses gefordert werden kann. Und doch wäre dies ein wichtiger Schritt zur Sanierung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens. — Herr von Szemere erwähnte sodann

Abgeordnetenhause der Abgeordnete Dr. Ryba bei der ersten Lesung des Prefsgesetzentwurfes im Jahre 1903 gegeben.

Zur Zeit, als diese Wünsche geäufsert wurden, lag bereits eine Reihe positiver Versuche zur Organisierung eines journalistischen Fachunterrichtes vor. Es lassen sich deutlich zwei Gruppen dieser Versuche unterscheiden: bei der einen handelt es sich darum, die Vorträge und praktischen Unterweisungen strenge auf die engeren Angelegenheiten des Prefswesens zu beschränken, in der anderen Kategorie werden auch jene allgemeinen Wissensgebiete behandelt, die für die Publizisten vorzüglich von Bedeutung sind. Zur ersten Kategorie gehören zunächst die Vorlesungen an der katholischen Universität zu Lille, die meines Wissens überhaupt den ersten Versuch eines journalistischen Fachunterrichtes darstellen. Es wurden dort in den Kursus der politischen und sozialen Wissenschaften drei Vorlesungen zur Einführung in den Journalismus aufgenommen: die erste war den grofsen Publizisten Englands und Deutschlands gewidmet (Dozent Abbé Doktor Cooten), die zweite der Prefsgesetzgebung (Professor Gand), die dritte den Pflichten und der Praxis des Journalismus (Eugène Tavernier). Breiter und mit besonderer Richtung auf das praktische war die im Jahre 1899 gegründete Pariser Schule angelegt. Ihr Programm enthielt (1902) einen Cours professionel de rédaction, Vorträge über Geschichte des Prefswesens, über die ausländische Presse, Prefsgesetzgebung, Theater- und musikalische Kritik, Konferenzen über Zeitungsfragen und praktische Einführung in

---

die an einzelnen Orten bereits bestehenden journalistischen Lehrkurse, wobei er sich allerdings lediglich auf Paris, Berlin und Tokio beschränkte. Er schlofs mit der Anregung, der Unterrichtsminister möge dieser so überaus wichtigen Frage nähertreten und auch in Ungarn eine höhere journalistische Schule inaugurieren „zur Hebung der ungarischen Kultur, zum materiellen Nutzen für die Presse, zur Hebung des moralischen Ansehens der Journalistik, zur aufrichtigen Freude jedes Menschenfreundes und Patrioten“.

den journalistischen Betrieb. Sie bildet die dritte Abteilung der „École des hautes Études sociales“, welche aus der Schule der Moral, der Schule der Gesellschaftswissenschaft und aus der Schule des Journalismus besteht. Hervorragende Kräfte der Pariser Publizistik, wie J. Cornély, Pierre Mille, Henry Fouquier, hatten das Amt der Dozenten übernommen. Das hinderte aber nicht, dafs sich die Pariser Presse gegenüber dem Unternehmen, das ihr doch den Nachwuchs zu liefern bestimmt ist, auffallend kühl verhielt. Nach der Darstellung, die Henri Avenel in seinem Werke „La Presse française au XXme Siècle“ gab, schien das Institut über die Gründungsschwierigkeiten noch nicht recht hinausgelangt zu sein.

In Deutschland war es Professor A. Koch an der Heidelberger Universität, der zuerst Vorlesungen über Prefswesen, dessen Geschichte und Entwicklung, Organisation und Praxis eröffnete und hiermit auch praktische Übungen verband. Neuestens ist auch an der Züricher Hochschule ein Kolleg eröffnet worden, das sich gleich den vorgenannten auf die Angelegenheiten des Prefswesens beschränkt.

Unter den Versuchen der zweiten Art, die auch die allgemeinen Wissensgebiete heranziehen, soweit diese für den Zeitungsdienst vorwiegend in Betracht kommen, ist zunächst die Organisation an der Universität zu Bern zu nennen, welche nach den letzten mir vorliegenden Berichten folgende Gegenstände umfafst: Im ersten Semester: Rechtsencyklopädie, allgemeines Staatsrecht, eidgenössisches Bundesstaatsrecht, Geschichte der Philosophie, theoretische Nationalökonomie, allgemeine Geschichte, Geschichte der deutschen Literatur und Sprache, Geschichte der französischen Literatur und Sprache. Im zweiten Semester: Rechtsphilosophie, schweizerische Rechtsgeschichte, eidgenössisches Bundesstaatsrecht, praktische Nationalökonomie, Wirtschaftspolitik (Gewerbe- und Handelspolitik), allgemeine Geschichte, Schweizer Geschichte, Geschichte der deutschen Literatur und Sprache, Geographie. Im gröfsten Stile geplant ist die Journalistenschule an der Kolumbia-Universität in New York,

für welche Herr Josef Pullitzer, der Eigentümer des „New-York-World“, im August 1903 den Betrag von zwei Millionen Dollars gespendet hat.

Meines Erachtens ist unter den beiden hier vorgeführten Gruppen der ersteren der Vorzug zu geben. Allgemeine wissenschaftliche Disziplinen gehören nicht in den Rahmen einer solchen Fachschule. Es gibt keine besondere Ästhetik für die Zeitung, keine spezielle Nationalökonomie, keine besondere Verfassungs- und Verwaltungslehre für Journalisten. Die Vorlesungen an Hochschulen und die vorhandene wissenschaftliche Literatur bieten dem strebsamen Zeitungsmanne hinreichende Gelegenheit, sich zu unterrichten; eine journalistische Fachschule soll sich auf die besonderen Kenntnisse und Fertigkeiten beschränken, die dem Publizisten notwendig sind. Gemeinsam ist allen diesen Organisationen, soweit sie überhaupt ernste Beachtung beanspruchen, das Merkmal, dafs sie in Verbindung mit einer bestehenden Hochschule und in Angliederung an dieselbe geschaffen wurden. In der Tat scheint nur eine öffentliche Hochschule die Gewähr eines ernsten journalistischen Fachunterrichtes zu bieten, und was man von selbständigen Privatunternehmungen dieser Art hört, verlockt kaum zur Nachahmung [1]).

---

[1]) So gibt es in London mehr als eine private Journalistenschule, — manche darunter von höchst zweifelhafter Artung. Vor zwei Jahren wurde berichtet, irgend ein findiges Subjekt habe eine Journalistenschule zu dem Zwecke gegründet, um nicht nur den Schülern ein hübsches Honorar abzunehmen, sondern auch mit ihren unbezahlten Versuchsarbeiten die Spalten seines Blattes zu füllen. Ernster und ehrlicher meint es die „Victorian School of journalism“ des Reverend Routh, die in einer der verfallenen Baracken des Prefsviertels in Fleet Street ihr Domizil aufgeschlagen hat. Hier wird der Journalismus praktisch gelehrt, — sehr praktisch, vielleicht allzu praktisch. Die Schüler bekommen unter anderem die Aufgabe, ein politisches Tagesereignis zuerst vom toryistischen, dann vom whigistischen Standpunkte zu behandeln, später müssen sie es aus dem radikalen, aus dem irischen oder aus dem sozialdemokratischen Gesichtswinkel erörtern. Die Eleven lernen also „so und so schreiben“, „nach rechts

Man sieht, an mancherlei mehr oder minder ernst zu nehmenden Versuchen zur Organisierung eines journalistischen Fachunterrichtes fehlt es nicht. Man kann aber an der merkwürdigen Erscheinung nicht vorübergehen, dafs die „Männer vom Bau" diesen Brutanstalten für journalistischen Nachwuchs nicht sonderlich grün sind. In einer Kritik des Kursus an der katholischen Universität zu Lille meinte der „Osservatore Romano", dieser Katheder-Journalismus tauge nichts; auch hier gelte das Wort: Poeta nascitur, und die beste Schule für den Zeitungsmenschen sei die Zeitung. Diese Meinung wird in Fachkreisen vielfach geteilt. Eine Journalistenschule? Nun ja, sie kann dem Zögling manche gute Kenntnis vermitteln, aber niemals wird sie die Uranlage, die spezifische Eignung, die „Vokation" ersetzen. Gibt es nicht viele Männer von tiefer Gelehrsamkeit und glänzender Stilbegabung, die gänzlich unfähig sind, einen brauchbaren Zeitungsartikel zu schreiben? Liegt nicht hierin der Beweis, dafs der Journalist noch etwas anderes braucht als Bildung und Wissen — irgend etwas Elementares, Eingeborenes, das keine Schule ersetzen kann? . . . Man macht hier die alte Erfahrung, dafs die Meister des freien Kunstbetriebes den Zuchtanstalten nicht hold sind. Welcher Tonkünstler wäre nicht schlecht zu sprechen auf die Konservatorien, welcher Maler und Bildhauer hätte an den Akademien nichts auszusetzen, welcher Mime tadelt nicht die Schauspielschulen? Und doch sind sie alle im Unrecht. In jeder Kunst, in jedem Handwerk

---

und nach links". Andere Übungen bestehen darin, dafs man einen Artikel, der seinem Verfasser eine Verurteilung wegen Ehrenbeleidigung zugezogen hat, klug umschreiben mufs, — unter Aufrechthaltung des Inhalts, aber unter schlauer Vermeidung gerichtlicher Fährlichkeiten. Auch die Technik der Berichterstattung, des Redigierens, des Kürzens und Zurichtens wird gelehrt, kurz, was der praktische Zeitungsmensch braucht. Das seltsamste an dieser „Victorian School" ist, dafs die meisten Schüler aufserhalb Londons wohnen und der Unterricht brieflich erteilt wird; die Lehrer behaupten, dafs dieser Unterricht auf Distanz — ein Schüler wohnt in Australien! — die besten Erfolge zeitige.

gibt es einen durch viele Generationen gesammelten Schatz an technischen Regeln, Lehren, Kunstgriffen, Praktiken, die sich im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte bewährt haben und die sich jeder Jünger aneignen soll. Es hiefse eine unverzeihliche Kraft- und Zeitverschwendung betreiben, wollte man es dem einzelnen Adepten der Kunst oder des Handwerks überlassen, von vorne zu beginnen und aus dem eigenen Ingenium heraus seine Regeln zu finden. Gewifs, es droht die Gefahr, dafs durch einen journalistischen Fachunterricht viele ungeeignete Persönlichkeiten, denen die Vokation, der eigentümlich vibrierende journalistische Nerv fehlt, zu einem Berufe verleitet werden, der nur den wirklich Berufenen innere Befriedigung, die Möglichkeit fruchtbarer Betätigung, eine geachtete Stellung in der Gesellschaft und einen würdigen Ertrag ihrer Arbeit sichert. Aber ist es nicht das gleiche mit den Konservatorien und Akademien der bildenden Künste? Sind sie nicht ebenso eine Pflanzstätte des Künstlerproletariates wie der Gröfsen der Zukunft? Und gilt nicht in letzter Linie der gleiche Vorwurf für alle höheren Unterrichtsanstalten? So weit kann die öffentliche Fürsorge nicht gehen, dafs sie von der Errichtung notwendiger Bildungsanstalten absähe, weil dadurch einzelne in falsche Bahnen gelenkt werden können. Darum glaube ich, trotz der Einwendung aus fachlichen Kreisen, trotz ihrer gleichgültigen oder ablehnenden Haltung es aussprechen zu dürfen, dafs die Organisation eines journalistischen Fachunterrichtes, der sich innerhalb angemessener Grenzen bewegt und durch berufene Kräfte erteilt wird, nur gutes zu wirken imstande wäre.

Ein solcher Unterricht hätte nicht blofs unmittelbar praktischen, sondern auch einen ansehnlichen ideellen Wert. Das Studium der inhaltreichen Geschichte des europäischen Prefswesens würde den angehenden Publizisten darüber aufklären, welche weithin ragende Stellung das Prefswesen im Leben der modernen Völker einnimmt, würde ihm die Bedeutung, aber auch die hohe Verantwortung des publizistischen Amtes klarmachen. Wenn er weiter vernähme,

welche Vorgänger im Amte er hat, wenn er die grofse Reihe der führenden Geister an sich vorbeiziehen liefse, die sich im journalistischen Dienste betätigt haben[1]), so würde dies seinen Ehrgeiz spornen und ihm den mächtigen Antrieb geben, solcher Vorgänger sich würdig zu erweisen, stets auf der Höhe seiner Zeit zu bleiben und die strengsten Anforderungen an sich selbst zu stellen. Die Hörer solcher Vorlesungen werden sich übrigens sicherlich nicht blofs aus den Kreisen jener rekrutieren, die sich dem publizistischen Berufe zu widmen gedenken; heute ist es für jeden Gebildeten von Nutzen, wenn er befähigt wird, gegebenenfalls eine Zeitungsnotiz oder einen Zeitungsartikel zu schreiben, der Hand und Fufs hat. Wer immer in der Öffentlichkeit oder in hervorragender gesellschaftlicher Stellung wirkt, kann in die Lage kommen, seine Ansichten publizistisch darzulegen. Dafs aber die literarische Begabung und eine noch so hohe und umfassende Geistesbildung für sich allein nicht genügen, um jene Fähigkeit zu begründen, das zeigt die Unbeholfenheit vieler sonst hochragender Männer, wenn sie sich publizistisch betätigen sollen; Heinrich v. Kleist z. B. machte sich als Redakteur des „Phöbus“ einfach lächerlich.

Zum Schlusse dieser Ausführung sei nochmals betont, dafs eine öffentliche Organisation des journalistischen Fachunterrichtes nur dann zur Beseitigung der vorhandenen Übelstände beizutragen vermag, wenn auch die leitenden Männer des Prefswesens, Eigentümer, Verleger und Chef-

---

[1]) In der neueren Geschichte des deutschen Prefswesens würde der Schüler unter anderen folgende, hier in bunter Reihe angeführte Namen deutscher Publizisten, teils gelegentlicher Mitarbeiter, teils auch ständiger Redakteure kennen lernen: Hegel („Bamberger Zeitung“), Kotzebue, Gottschall, Ernst Wichert, Ferdinand Gregorovius („Königsberger Hartungsche Zeitung“), Ludwig Uhland, Gustav Rümelin, David Friedrich Straufs, Friedrich Vischer, Albert Schäffle, Eduard Zeller, Moltke und Bismarck („Kreuzzeitung“, „Kölnische Zeitung“, „Hamburger Nachrichten“). Man erinnere sich ferner der früher genannten berühmten Mitarbeiter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und der Wiener „Ostdeutschen Post“.

redakteure, in ihrem Wirkungskreise dafür sorgen, dafs nur Elementen mit angemessener Vorbildung der Zutritt zum Berufe ermöglicht werde. Im übrigen aber wird man auch hier der Heilkraft des Prinzips der freien Konkurrenz vertrauen müssen. Das Wort, dafs jedes Volk die Presse hat, die es verdient[1]), bleibt am Ende doch wahr. Ein ernstes, zur Vertiefung und Gründlichkeit neigendes Volk schafft sich schliefslich auch eine gleichgeartete Presse; wo ein Journalismus von anderer Qualität das Feld behauptet, liegt die Schuld in letzter Linie an der ganzen Sinnesart und Denkmethode der Nation. Wohl ist nicht zu leugnen, dafs es mitunter lange dauert, bis diese volle Übereinstimmung und Ausgleichung zwischen Volk und Presse hergestellt ist, und auch in einer gut veranlagten Nation kann lange Zeit eine schlechte Presse ihre verheerende Wirkung üben. Hier liegt eben eine spezielle Äufserung jenes allgemeinen Gesetzes vor, wonach sich alle Kulturentwicklung nicht in gerader Linie, sondern in Wellenlinien mit Tal und Berg vollzieht.

---

[1]) „Les nations ont, en bien et en mal, le journalisme qu'elles méritent. Il n'est perfectible qu'à mesure que les sociétés elles-mêmes gagnent en lumière et en moralité.“ (M. P. E. Littré, „Conservation, révolution et positivisme“.)

Dritter Teil.

Presse und Gesellschaft.

Erstes Kapitel.

Die Presse und das geistige Leben.

Nachdem wir das Objekt Zeitung und die Journalistik als den persönlichen Träger des Zeitungswesens ins Auge gefafst haben, wollen wir nunmehr im Sinne des bereits entwickelten Planes die Stellung des Prefswesens im gesellschaftlichen und staatlichen Organismus der Gegenwart betrachten.

Was bedeutet die Presse, was bedeutet im besonderen die Tagespresse für die moderne Menschheit? Was bedeutet sie für deren geistiges, politisches, wirtschaftliches Leben?

Es gibt kaum eine Frage, deren erschöpfende Beantwortung schwieriger wäre. Sie setzt die Fähigkeit voraus, den entlegensten und verwickeltesten Wirkungen nachzugehen, die zartesten Spuren des Einflusses der Presse blofszulegen und die Gesamtbilanz ihrer Wirksamkeit mit freiester Vorurteilslosigkeit, mit einer vollkommenen Gerechtigkeitsliebe zu werten. Leicht mag es ja gelingen, sich von den Segnungen und von den Nachteilen des modernen Prefswesens Rechenschaft zu geben; aber sobald man daran geht, die einen gegen die anderen abzuwägen und eine Resultante zu ziehen, droht die Gefahr eines weitgehenden Subjektivismus, droht die Gefahr, je nach Neigung und Denkart und erworbenen Anschauungen die eine oder die andere Seite höher

einzuschätzen und davon die Gesamtbewertung beeinflussen zu lassen.

Dafs der Presse unter allen Bedingungen des kulturellen Fortschrittes eine höchst markante Stellung zukommt, bedarf keines Beweises; die Macht der Tatsächlichkeit lehrt es. Auch die hitzigsten Feinde des neuzeitlichen Prefswesens — und ihrer sind viele — können sich jenem eindrucksvollen Argumente nicht verschliefsen, das in der nackten Rea ität der Existenz und der heutigen Entwicklung des Prefswesens gelegen ist. In dem Werden der gesellschaftlichen Einrichtungen gibt es nichts Zufälliges; was ist, ist organisch geworden, die Existenz des Seienden ist ein Beweis der inneren Notwendigkeit seines Entstehens. Wenn überdies, wie es bei der Presse der Fall, ebendieselbe Entwicklung im grofsen und ganzen gleichmäfsig bei allen Völkern, in allen Ländern sich vollzieht, dann mufs man annehmen, dafs diese historisch gewordene und so gewordene Presse aus zwingenden Bedingungen herausgewachsen ist. Diese genetische Argumentation darf freilich nicht so weit gehen, auf die Kritik des Seienden und hiermit auf die Beeinflussung neuer Entwicklungen zu verzichten; sie soll aber in unsere Denkweise den Einschlag eines gesunden Konservativismus bringen, jenes Konservativismus, der dem Vorhandenen schon aus dem Grunde seiner Existenz ein gewisses Mafs von Respekt entgegenbringt.

Was die Presse für unsere Zeit bedeutet, davon erhält man zunächst die eindringlichste Vorstellung durch ein argumentum a contrario: man denke sich einen Augenblick lang die Presse hinweg aus der Gesamtheit der öffentlichen Erscheinungen. Wer vermöchte sich das Bild dieses chaotischen Zustandes auszumalen? Die Brücken wären abgebrochen, die den einzelnen mit der Gesamtheit verbinden, es träte eine geistige Atomisierung der Gesellschaft ein, sie zerfiele in eine zusammenhanglose, amorphe Masse [1]).

---

[1]) Während des dreitägigen Generalstreikes in Stockholm (1901) wurde der Ausstand auf keinem Gebiete so schmerzlich empfunden

Man lasse sich nicht täuschen dadurch, dafs der ermüdete Gehirn- und Nervenmensch unserer Tage während seiner knappbemessenen Sommerruhezeit, inmitten seligen Naturgenusses, sich glücklich schätzt, von der Zeitung befreit zu sein. Er verzichtet für kurze Zeit auf die Presse, wie er auf das vortreffliche Bett seines städtischen Heims verzichtet oder auf sein Theater, auf seinen Klub, auf alle Feinheiten einer erlesenen städtischen Kultur. In dieser kurzen Unterbrechung gewohnter Lebensformen ist ja eine starke regenerierende Kraft. Man ist gern für kurze Zeit ein völlig anderer, dann aber kehrt man ebenso gern in die gewohnte Lebensweise zurück — trotz aller ihrer Last, ihrer engen, dumpfen Qual und Pein. —

Um die geistigen Wirkungen des Zeitungswesens zu erfassen, mufs man wieder auf die beiden Grundfunktionen der Presse zurückgreifen: Räsonnement, Kritik, Urteil einerseits, Mitteilung und Tatsachenbericht anderseits. In der ersten, der subjektivistischen, Seite des Journalismus tritt uns nun eine seiner wichtigsten und segensreichsten Funktionen entgegen. Man summiere alle erdenklichen Nachteile des Prefswesens — sie werden überstrahlt von dem einen Erfolge, dafs durch die Presse, und erst durch sie, allen geistigen, politischen und sozialen Strebungen die volle Freiheit gegeben worden ist, sich vor den Augen der Menschheit zu entfalten, nach Anerkennung zu ringen, in den Wettbewerb zu treten. Erst durch die Presse ist die gewaltsame Unterdrückung der Idee, dieses gefährlichste Hemmnis kulturellen Fortschrittes, dauernd unmöglich geworden. Die Presse ist das stärkste Bollwerk der Freiheit des Denkens, die Habeas-

---

wie auf dem des Zeitungswesens. Die auswärtigen Blätter, die man bezog, waren nur ein Notbehelf, man wufste nicht, was in Stockholm selbst vorging, wilde Gerüchte über Attentate, über neue Truppenzusammenziehungen etc. tauchten auf. Verhängnisvoll wurde das Nichterscheinen der Stockholmer Blätter zumal für die Theater, die Vergnügungslokale u. s. w.; diese erlitten schwere Verluste, weil sie nicht inserieren konnten.

korpusakte des menschlichen Geistes. Paschal Grousset sagt von ihr: „Sie kündet die Erfindungen, sie bekämpft die Mifsbräuche, sie warnt vor Gefahren. Morgens und Abends, bei Tag und bei Nacht streut sie den köstlichen Samen der Wahrheit, des Wissens, der Reform aus. Auch der Lüge? Immerhin. Doch was verschlägt's? Die Lüge wird entlarvt, sie wird ersäuft in jenem wunderbaren, herrlichen Strom von Tinte, der unaufhörlich dorthin rollt, wo die Zukunft, die bessere Zukunft leuchtet . . ." [1]. Aus dieser stark rhetorisch gefärbten Phrase spricht eine ernste Wahrheit. Übersetzen wir den Panegyrikus des temperamentvollen Franzosen in nüchternes Deutsch, so heifst das: indem die Presse allen Strebungen offen steht, ist sie nicht nur ein Werkzeug des Guten, sondern ebenso das schreckliche Instrument aller niedrigen, gemeinen und finsteren Triebe; aber in sich selbst birgt sie das wirksame Gegengift, sie heilt die Wunden, die sie schlägt.

Man wende nicht ein, dafs es auch vorher nicht anders war, dafs noch vor dem Bestande einer entwickelten Presse der Kampf der Meinungen in der Literatur geführt wurde, dafs jeder Irrtum berichtigt, jede Niedertracht enthüllt, jeder Verführung der Völker entgegengewirkt werden konnte. Gewifs, aber hier kommt es auf die Raschheit und die Intensität der Wirkung an. Früher dauerte es unendlich lange, ehe eine neue Idee in die Massen drang, Jahrzehnte und Jahrhunderte mufsten verfliefsen, bis durch das träge Medium des Manuskriptes oder auch des gedruckten Buches ein Irrtum besiegt wurde. Das ist vorbei. Der Kampf der Meinungen, Sieg und Niederlage vollziehen sich in unvergleichlich rascherem Tempo als ehedem, die Verirrungen der Völker haben nicht mehr Zeit genug, sich so sehr zu vertiefen, sich ein- und auszuleben, wie einst, der ganze Entwicklungsprozefs der Menschheit ist beschleunigt. Die Presse wirkt auf den gesellschaftlichen

[1]) Henri Avenel: „La Presse française au vingtième siècle". S. XVII.

Organismus, wie der Sauerstoff auf den lebenden Körper, und irgend ein Ahasver, der ganze Jahrhunderte unserer Entwicklung zu überschauen vermöchte, gewänne wahrhaftig den Eindruck, dafs die Gesellschaft seit dem Bestande einer hochentwickelten Tagespresse jener holländischen Stadt im Romane des Jules Verne gleicht, die der Dr. Ox zum Gegenstande seines kühnen Oxygenversuches gemacht hat: die Pulse fliegen, die Gedanken jagen einander, das Phlegma ist gewichen. Das Werk der Presse ist es also, dafs der Lebensprozefs der Menschheit sich in kürzeren und rascheren Evolutionen vollzieht und dafs insbesondere langanhaltende Perioden der Stagnation unmöglich geworden sind, weil die neuen Ideen nicht mehr gezwungen sind, vor den Pforten der Zeit pochend zu harren.

Prüft man also die kulturelle Leistung der Presse in ihrer Eigenschaft als Verkünderin der Ansichten, als Fahnenträgerin der Meinungen, so wiegt diese eine Aktivpost stärker als alles, was wir auf der Debetseite buchen werden. An solchen Passivposten fehlt es freilich nicht. Die Überfülle an Subjektivismus in der Presse übt nach einer bestimmten Richtung hin einen üblen Einflufs auf die geistige Verfassung des Lesers. Die Gewifsheit, tagtäglich eine Anzahl fertiger Ansichten über Tagesfragen in gefälliger Form vorgesetzt zu erhalten, erzeugt in dem lesenden Publikum nur zu leicht eine intellektuelle Unselbständigkeit und eine Abneigung gegen jenen geistigen Kraftaufwand, der zur Gewinnung einer eigenen Meinung erforderlich ist. Es fehlt oder es verkümmert jene Gymnastik des Geistes, jene Schulung der kritischen Fähigkeiten, die doppelt wünschenswert ist in einer demokratischen Gesellschaftsordnung, in welcher die Völker ihres Glückes Schmied sein sollen. Eine weitere Folge ist dann jene weitgehende Nivellierung der Anschauungen, die zweifellos unserer Zeit einen öden und schalen Beigeschmack verleiht. In diesem Punkte fällt der Vergleich mit den Vorfahren zu unseren Ungunsten aus. Die Produktion billiger Massengüter ist, wie in der Industrie, auch im geistigen Leben die vorherrschende ge-

worden. Es ist ja wahr, das Wissen der Gegenwart steht quantitativ unendlich hoch über dem früherer Zeiten; die Menge der Kenntnisse und Erkenntnisse ist gestiegen, das Ausmafs des Durchschnittswissens der einzelnen ist gewachsen, die Zahl der unterrichteten Individuen ist, absolut und relativ. gröfser als ehedem. Aber die Qualität des Denkens war einst eine bessere, feinere, adeligere. Die Zahl der Gebildeten mag früher geringer gewesen sein, aber sie dachten selbständiger als wir, weil sie nicht in demselben Mafse wie wir den Gefahren einer unaufhörlichen Beeinflussung ihrer Ansichten preisgegeben waren, einer Beeinflussung, der gegenüber es immer schwerer wird, ein „Eigener“ zu bleiben. In diesem heutigen Geschlechte der Zeitungsleser gedeihen nicht mehr so leicht jene kühnen Geistestaten, die, aus der mächtigen Denkkraft eines geschlossenen Ich entsprungen, die Anschauungen der ganzen Menschheit in neue Bahnen zu lenken vermochten [1]).

Wir leben — es wurde bereits an anderer Stelle daran erinnert — in einer Zeit des Massenwesens, der Massentriebe, der Massenmoral und der Massenintelligenz. Die hervorragendsten Träger dieses Massenwesens aber sind zwei neuzeitliche Einrichtungen: das konstitutionelle Repräsentativsystem mit seinem Wahlrechte, das auf der Herrschaft der Ziffer aufgebaut ist, und die Presse, welche die Anschauungen vereinheitlicht und die Einzelintellekte zum Massenintellekt zusammenschweifst. Heute weifs man dank den scharfsinnigen Untersuchungen von Tarde, Sighele und besonders Le Bon [2]), dafs die Masse ein Wesen sui generis ist, mit anderen Trieben und Wünschen, mit anderer sitt-

---

[1]) Vgl. Treitschke, „Politik“, Band I, S. 181 u. 182, wo dieselbe Klage erhoben wird. Ebenso stellt Engelhardt („Istoritschesky Vestnik“, Februar 1903) anläfslich des Zweijahrhundertjubiläums der russischen Presse fest, dafs sie überwiegend einen nivellierenden, verflachenden Einflufs geübt hat und dafs seither in der russischen Literatur die blendenden Werke richtunggebender Art seltener geworden sind.

[2]) Gustave Le Bon: „Psychologie des foules“. Zweite Auflage, Paris 1896.

licher und geistiger Verfassung als die Einzelwesen, welche die Masse bilden; man weifs, dafs dieses „Massentier“ der edelsten Regungen ebenso fähig ist wie es den schrecklichsten, gleichsam epileptischen Anfällen unterliegt; und man weifs, dafs in der Masse die unbewufsten Triebe vorwalten, die aus ihr häufig ein grausames Element der Zerstörung machen. Die Presse aber ist dem Massentum kongenial, sie ist dessen stärkstes Werkzeug, weil die eigentümliche Art ihrer Wirksamkeit geradezu auf das Massenwesen zugeschnitten ist. Die oft bis zum Hasse gesteigerte Abneigung so vieler feinerer Geister gegen die Presse ist grofsenteils nichts anderes als die Empörung des Individualismus gegen das Massentum, eine Reaktion des selbständigen Ichtums gegen jenen grofsen Nivellierer und Gleichmacher der Meinungen [1]).

Die Gefahr, dafs durch die Presse die Denkfähigkeit und Selbständigkeit der Leser beeinträchtigt wird, erscheint um so ernster, als das Urteil der Tageszeitung bei der aufserordentlichen Raschheit, mit welcher es geschöpft und formuliert werden mufs, naturgemäfs nicht immer ein gründliches sein kann. Ein teilweise wirksames Gegenmittel ist, wie bereits bemerkt, in dem Bestande einer gut redigierten Wochenpresse zu erblicken, auch von Halbmonats- und Monatsschriften, wie sie zumal in England und Amerika zur Blüte gelangt sind; denn diese periodischen Schriften verzichten auf die Anziehungskraft der unmittelbarsten Aktualität und sind naturgemäfs darauf angewiesen, den Reiz der Neuheit zu ersetzen durch Sorgfalt, Gründlichkeit und Gediegenheit in Form und Inhalt.

---

[1]) Diese Abneigung gegen die Presse ist zu einer Art von Freimaurerzeichen vieler hochstehender Geister geworden. Richard Wagner und Graf Gobineau erkannten daran ihre Zusammengehörigkeit. In Gobineaus „Pléiades“ sagt einer der dort vorgeführten Höhenmenschen, er empfinde selbst, er liebe und hasse nicht nach den Anweisungen des Tageblattes. (Vgl. Eugen Kretzer: „Josef Arthur Graf v. Gobineau“, Leipzig 1902.) Mommsen nennt Cicero bissig „eine Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Wortes, an Worten überreich, an Gedanken über alle Begriffe arm“.

Das hier erörterte Verhältnis zwischen der Tagespresse und ihrem Leserkreise hat bereits vielfach den Gegenstand ernster Erwägung gebildet. Franz v. Holtzendorff hat in einem Aufsatze über Englands Presse die Frage näher besprochen. Er hält es für einen wenig wünschenswerten Zustand, wenn das Publikum seiner Zeitung ein blindes, völlig kritikloses Vertrauen entgegenbringt. „Prefsfreiheit“, sagt er, „verlangt nicht blofs ungehinderten Meinungsausdruck gegenüber der Staatsgewalt, sondern auch Unabhängigkeit des Urteils in den lesenden Personen gegenüber den von den Parteiblättern verfochtenen Ansichten. Könnte es jemals geschehen, dafs die Presse ausschliefslich die Meinungen des den einzelnen Parteiblättern zugehörenden Leserkreises beherrschte, dafs der Geist der Kritik durch die blinde Hingabe an den Leitartikel erstickt würde, so wäre die öffentliche Meinung nur der beschönigende Ausdruck für eine neue Form der Knechtschaft. . . . Die Besorgnis, dafs eine unselbständige Menge auf die Parteilehren der Tagespresse sich vereidigen lasse, ist nur dadurch zu beseitigen, dafs der Staat durch einen vom blinden Autoritätsglauben befreienden, die Beobachtungsgabe entwickelnden Unterricht jene Freiheit des Geistes sicherstelle, die die Völker davor bewahrt, sich selbst in die Knechtschaft zu begeben.“

In diesen zutreffenden Ausführungen Holtzendorffs ist das Vortrefflichste wohl jener Gedanke, der — leider nur zu aphoristisch — im Schlufssatze niedergelegt wurde. Denn sieht man näher zu, so findet man, dafs die Presse das Werk nur fortsetzt und vollendet, das schon von der Schule begonnen worden. Der Unterricht von der Elementarschule bis hinauf zur Hochschule ist dadurch gekennzeichnet, dafs er den Schülern nicht blofs die erfahrungsgemäfse Kenntnis des Objektiven und Tatsächlichen, sondern auch subjektive Meinungen und Ansichten beibringt. Der Schüler wird vergiftet mit angelernten fremden Urteilen, Bewertungen und Taxierungen — vergiftet, ob nun das Urteil richtig sei oder falsch, denn es ist jedenfalls ein fremdes. Anschauungen, die erst den Schlufsstein eines selbständigen, strengen

Gedankenprozesses bilden sollten, werden halbreifen Knaben und Mädchen als ein fertiger Lehrstoff eingedrillt. Im historischen Unterricht z. B. lernen sie nicht bloſs die feststehenden Tatsachen etwa der römischen Geschichte kennen, sie müssen auch die tiefen und verborgenen Ursachen des Verfalles der römischen Weltherrschaft „lernen“, und, halb unverstanden, eine Meinung in sich aufnehmen, die nur das reifste Ergebnis eigener strenger Prüfung sein sollte. In den ästhetischen Disziplinen, in Kunst- und Literaturgeschichte, werden dem kindlichen, kritiklosen und darum doppelt empfänglichen Geiste gleichfalls subjektive Wertungen beigebracht: A ist der gröſste Maler aller Zeiten, B der hervorragendste Plastiker der Deutschen, C der bedeutendste Dramatiker der Weltliteratur; die prosodischen Formen des D seien zwar seinerzeit viel bewundert worden, seien aber geschmacklos und widerwärtig, während der E verdiene, der Vergessenheit entrissen zu werden, der er anheim gefallen sei. Was ist die Folge? Das schwerste Stück Arbeit, das der geistig regsame Mensch an sich selbst vollbringen muſs, besteht darin, sich von dem Wust angelernter Meinungen zu befreien, und ehe er dieses unerläſsliche, aber doch nur negative Läuterungswerk an sich vollbracht hat, ist ein gut Stück seines Lebens und seines persönlichen Entwicklungsganges dahin. Die geistige Trägheit des Menschengeschlechtes, der passive Widerstand gegen neuere Gedankenrichtungen mag zum groſsen Teile darin begründet sein, daſs der Weg zum Intellekte der einzelnen durch frühzeitig aufgenommene und eben darum tief wurzelnde fremde Ideen verrammelt ist. Lombroso[1]) spricht vom „Misoneismus“ als einer eigentümlichen Krankheit der Volksseele. Sie ist nach seiner Auffassung angeboren. Mag sein. Gewiſs aber ist sie auch anerzogen, das Ergebnis einer bestimmten, bei allen Völkern, in allen Ländern gleichmäſsig geübten Er-

[1]) C. Lombroso und R. Laschi: „Der politische Verbrecher und die Revolutionen“. Deutsch von Dr. H. Kurella. Hamburg 1891, S. 6—27.

ziehungs- und Unterrichtsmethode, nämlich einer steten, systematischen Durchdringung des Geistes mit fremden Anschauungen, ein Prozefs, der von der Schule begonnen und von der Presse fortgesetzt wird.

So gelangt man denn zu der Folgerung, dafs die Frage nach dem geistigen Einflusse des Prefswesens sich zur grofsen Frage des Systems der Volksbildung ausweitet. Der Leser kann und wird nicht verzichten auf die subjektiven Erörterungen publizistischer Führer über öffentliche, ästhetische und andere Tagesfragen. Er kann es schon darum nicht, weil bei der verwickelten und schwierigen Natur der meisten einschlägigen Fragen eine sachkundige Führung, die über die genaue Kenntnis des Materials verfügt, unentbehrlich geworden ist. Der Leser soll aber in sich selbst, in seiner allgemeinen Vorbildung die Gewähr besitzen, dafs er kritisch zu lesen versteht und keine fremde Ansicht, die ihm mit der suggestiven Kraft der Druckerschwärze entgegentritt, ungeprüft in sich aufnimmt. —

Und nun wollen wir uns dem Einflusse der Presse in ihrer zweiten, objektiven Funktion zuwenden, als Vermittlerin des Tatsächlichen, als Verbreiterin der Nachrichten und Mitteilungen über Zuständliches und Werdendes. Hier mufs das Urteil vorwiegend günstig lauten, denn hier ist die Presse die unentbehrliche Schule der Erwachsenen, sie und sie allein besorgt die ununterbrochene aktuelle Fortsetzung des Schulunterrichtes durch den ganzen weiteren Lauf des Lebens. Hat uns die Schule auf allen Wissensgebieten das Gewordene und Bestehende gelehrt, so lehrt uns die Presse das Werdende und Geschehende und verweist uns auf das Kommende [1]). Sie tut es in einer so sorgfältigen

---

[1]) Salomon (Bd. I, S. 82) betont mit Recht, dafs sogar die jämmerliche Zeitungsliteratur in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine grofse kulturelle Mission erfüllte. „In einer Zeit, da viele Bildungsanstalten vollständig eingingen, wie die Gymnasien zu Steinfurt, Hanau, Herborn und das Collegium illustre zu Stuttgart, und die Hörsäle der Universitäten fast ganz verödeten — die Universität Heidelberg hatte 1626 nur noch zwei Studenten; in Helmstädt waren bis auf Calixt

und umfassenden Art, wie es noch vor wenigen Jahrzehnten für ganz unmöglich gehalten worden wäre. Durch ein System der telegraphischen Berichterstattung, das in wertvollster Weise durch die Verbindung offizieller Telegraphenagenturen in allen Grofsstädten gefördert wird, ist es möglich geworden, dafs heute jeder belangreiche Vorfall, der sich an irgend einem Punkte der civilisierten Erde ereignet, innerhalb vierundzwanzig Stunden allüberall bekannt wird. Die segensreichste und gar nicht hoch genug zu veranschlagende ideelle Folge dieses Zustandes ist darin zu erblicken, dafs durch den unausgesetzten Informationskontakt ein starkes Band der Kulturgemeinschaft um die Völker des Erdballes geschlungen wird. Hier liegt auch eine Nivellierung vor, aber eine Nivellierung im besten Sinne des Wortes, eine Ausgleichung angestammter Gegensätze, ein Näherbringen und Näherrücken, eine Vorbereitung zur Verständigung. Einzelerscheinungen betrübender Art dürfen über diesen grofsen Zug unserer Zeitentwicklung nicht hinwegtäuschen: heute, wo wir über die Schicksale fremder Völker täglich fast ebenso genau unterrichtet werden, wie über unsere eigenen, ist es ganz undenkbar, dafs sich eine solche Summe von Vorurteilen und Abneigungen zwischen die Nationen lagern könnte, wie ehevor.

Es ist vielleicht die unbewufste Anerkennung dieser segensreichen Tätigkeit der Presse, dafs sie, ohne Widerspruch von irgend einer Seite, geradezu ein Monopol für die Tatsachenmitteilungen aller Art erobern durfte. Wenn ehe-

---

sämtliche Professoren geflohen —, waren die Zeitungen das einzige Bildungsmittel, konnte man nur aus ihnen allein einige Kenntnisse über die Vorfälle und Zustände in der Welt schöpfen.“ Darum schrieb Caspar Stieler („Zeitung Lust und Nutzen“): „Wir ehrliche Leute, die wir itzt in der Welt leben, müssen auch die jetzige Welt erkennen; und hülft uns weder Alexander, Cäsar noch Mahomet nichts, wann wir klug sein wollen . . .“ Denselben Gedanken spricht Dr. Johann Winckler („Die periodische Presse Österreichs“, Wien 1875) aus: „Die periodische Presse macht jeden einzelnen zum Mitwisser und Teilnehmer an den Ereignissen der Gegenwart und an den Bestrebungen und Errungenschaften der Gesamtheit.“

dem im Zivilprozesse der Satz galt: „Quod non est in actis, non est in mundo“, kann man heute unbedenklich sagen: Was nicht in der Tagespresse mitgeteilt wurde, existiert nicht für das grofse Publikum. Die interessanteste und wissenswerteste Tatsache führt ein latentes Dasein, sie ist für das Volksbewufstsein nicht vorhanden, solange sie nicht in die Spalten der Tagespublizistik Eingang gefunden hat. Die Erfindung des Professors Röntgen, welche längst die Welt mit ihrem Ruhm erfüllt, war viele Wochen vor ihrem wirklichen Bekanntwerden bereits in einem exklusiven gelehrten Fachblatte publiziert und in einer Fachvereinigung von ihrem Erfinder besprochen worden. Aber man darf doch sagen: niemand wufste davon. Da kam ein Wiener Tagesblatt, „Die Presse“, und machte als erstes unter allen Kollegen am 5. Juni 1896 Mitteilung von der Sache. Erst von diesem Augenblicke an war die Photographie des Unsichtbaren wirklich bekannt und machte, wieder nur durch das Mittel der Tagespublizistik, ihren Rundgang über den ganzen Erdball. Und nicht etwa blofs die Laien-, auch die gelehrte Welt erfuhr die grofse Neuigkeit zumeist nur aus den politischen Tagesblättern.

Wer mag wissen, wie viele herrliche und fruchtbare Ideen vordem im Keime ersterben und ungenützt verderben mufsten, weil ihnen diese mächtige Resonanz im grofsen Publikum fehlte, die ihnen Unterstützung und Kapital in reicher Menge zugeführt hätte! Man braucht in dieser Richtung nur an manche Tatsachen aus der Geschichte der Erfindungen zu erinnern. Es war im September des Jahres 1707, da bot sich den Bewohnern der Ufer des Fuldaflusses ein seltsames Schauspiel. Von Kassel nach Münden fuhr ein Schiff hinab, dessen Anblick unheimlich wirkte. „Auf der Fulda fährt ein feuriges Schiff“, so ging es von Mund zu Munde, und das Ende der Sache war, dafs in Münden die Schiffersleute über das Fahrzeug herfielen und es in Trümmer schlugen. Das war das Schicksal des ersten und ältesten Dampfschiffes, der Erfindung Papins. Hätte es damals so etwas wie eine Presse unserer Tage gegeben, so hätte es

unmöglich geschehen können, dafs diese Erfindung ganz und gar in Vergessenheit geriet und ein volles Jahrhundert verfliefsen mufste, bis die Erfindung sozusagen neu erfunden wurde und Fultons Dampfboot im Jahre 1807 von New-York nach Albany fuhr. Könnte man sich vorstellen, dafs heutzutage etwas Ähnliches mit dem Glühlicht oder dem Fernsprecher sich ereignet hätte? Oder hätte jemals dem genialen Österreicher Josef Ressel sein unsterblicher Ruhm, die Schiffschraube ersonnen zu haben, streitig gemacht werden können, wenn es um das Jahr 1830 eine entwickelte Publizistik gegeben hätte?

Öffentlich ist heute nur, was den Weg in die Presse findet. Nur die Publizistik verleiht Publizität. Wenn unsere Gesetze die Öffentlichkeit der gerichtlichen und der parlamentarischen Verhandlungen festsetzen, so besteht diese Öffentlichkeit effektiv in nichts anderem, als in der Berichterstattung der Presse; denn der Zweck, um dessenwillen die Öffentlichkeit dieser Verhandlungen angeordnet worden ist, würde schwerlich erreicht, wenn nur die paar Dutzend oder paar Hundert wirklicher Besucher zur Kenntnis der betreffenden Vorgänge kämen[1]). Auch alle anderen Formen der Publikation, die in einzelnen Gesetzen vorgesehen sind, wie Maueranschlag, Bekanntmachung bei Trommelschlag und Trompetenschall, Verkündigung von der Kanzel herab, oder beispielsweise die Verteilung des gedruckten Strafurteils

[1]) Das haben auch die Gegner dei einzig durch die Presse geschaffenen Publizität richtig gewürdigt. Als es sich im österreichischen Reichsrate (1862) um die Veröffentlichung der Gerichtsverhandlungen und die Zulässigkeit der Publikation der Anklageschrift handelte, sagte Anton v. Schmerling, der gegen die Zulässigkeit plaidierte, er sei zwar ein unbedingter Anhänger der „Öffentlichkeit“, aber zwischen den beiden Momenten, dafs eine gewisse Anzahl von Personen bei einer Verhandlung anwesend sei, oder aber dafs die Vorgänge bei der Verhandlung bis in die entferntesten Winkel des Reiches bekanntgegeben werden, sei ein Unterschied. Das heifst: Schmerling sprach sich für die auf die persönliche Anwesenheit von Zuhörern eingeschränkte Publizität aus, die nach den heutigen Vorstellungen so gut wie keine Publizität ist.

nach einer Hinrichtung — das alles sinkt immer mehr zur leeren Formel, zum dekorativen Beiwerk herab, es verblaſst und tritt in den Hintergrund gegenüber der einzig reellen Öffentlichkeit, die durch die Mitteilung in den Journalen begründet wird[1]).

Es ist aber nicht zu verkennen, daſs der reiche Informationsdienst der Journale auch seine nachteiligen Folgen hat. Tagtäglich erhält der Leser eine Momentphotographie des Weltalls, einen Mikrokosmos in allerneuester Ausgabe.

---

[1]) Es klingt heute unfaſsbar, daſs die englische Presse einen langen Kampf führen muſste, ehe sie das Recht der Berichterstattung aus dem Parlamente errang; die Eifersucht des Parlamentes auf seine Privilegien wuſste die längste Zeit die parlamentarische Berichterstattung zu vereiteln. Schon in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts faſste das Haus der Gemeinen einen Beschluſs, welcher die Veröffentlichung von Parlamentsberichten als Privilegienbruch hinstellte, der in Zukunft aufs schärfste zu bestrafen wäre. 1738 kam die Sache neuerlich zur Sprache, ohne daſs ein Beschluſs gefaſst worden wäre; Sir Robert Walpole soll damals für die freie Berichterstattung eingetreten sein. Die Presse machte schüchterne Versuche, das Verbot zu umgehen. Die Redner bezeichnete man, da die volle Namensnennung eine Verletzung der Privilegien bedeutet hätte, bloſs mit dem ersten und letzten Buchstaben des Namens, ja man wagte nicht einmal genau zu sagen, in welchem der beiden Häuser die Debatten geführt worden waren, sondern bezeichnete die Pairskammer als „H— of L—ds", das Unterhaus als „H— of C—ns". Man brachte die Berichte oft ein halbes Jahr später, die Reporter muſsten auf Schleichwegen in den Beratungssaal gelangen und dort heimlich Notizen machen. Mr. Cavey, der Eigentümer vom „Gentleman's Magazine", ging in seiner Angst so weit, die mitgeteilten Debatten in das Fabelreich Liliput zu verlegen. Im Jahre 1760 wurde neuerlich von dem Hause der Gemeinen eine Resolution beschlossen, daſs es „gegen die Verbreiter von Berichten mit der äuſsersten Strenge einschreiten würde"; die Drucker der vier gröſsten Londoner Blätter muſsten vor den Schranken des Hauses erscheinen, einen Verweis entgegennehmen und knieend Abbitte tun. Endlich aber sah das Parlament das Lächerliche seines Widerstandes ein, und nachdem es sich noch 1771 über die „unerhörte Frechheit" der Zeitungen, welche Debattenberichte veröffentlichten, gründlich echauffiert hatte, lieſs es weiterhin die Journale gewähren, da es zur Einsicht kam, daſs die öffentliche Meinung und das eigene Interesse des Parlamentes eine gewissenhafte Berichterstattung erheischten.

Es wird unendlich viel, aber eben darum auch zu viel an Tatsachen geboten. Unser Geist lebt zu intensiv, wir erleben als Leser zu vieles. Noch vor wenigen Jahrzehnten hatte man Mufse, das dargebotene geringe Material an Tatsachen in sich aufzunehmen, durchzudenken und geistig zu verarbeiten. Heute aber haben Telegraph und Telephon eine geistige Umwälzung hervorgebracht, deren Umfang und Tragweite uns kaum bewufst ist. Der ganze Erdball ist in den Bereich unseres unmittelbaren, täglichen Interesses hereingezogen. Diese Fülle des Stoffes vermögen wir nicht mehr zu beherrschen, die Wogen der Ereignisse schlagen über unseren Köpfen zusammen, und so kommt es, dafs wir vielfach nur das Nächste, das Heute und das Gestern sehen, — der Blick für das Ganze, der Ausblick und der Rückblick auf das Weite ist uns verloren gegangen; mit einem Worte: unser Gesichtskreis ist trotz seiner geographischen Erweiterung enger geworden, wir denken „unphilosophischer" als unsere Vorfahren [1]). Wenn man mit Recht

[1]) In einer geistvollen Untersuchung hat E. M. Vogué („Die Wage", Wien, Nr. 47 vom 16. November 1902) den physiologischen Einflufs der Presse auf das Gehirn erörtert. Innerhalb weniger Minuten mufs der Geist des Lesers unvermittelt von der Politik in den Gerichtssaal springen, von der Anekdote aus dem Gesellschaftsleben zur Sonnenfinsternis, von der wissenschaftlichen Entdeckung zu frivoler Literatur, von der schreienden, gemeinen Reklame für irgend eine Pille zur momentan mafsgebendsten Persönlichkeit. Und zu welcher Tageszeit dreht sich dieses Walzwerk in unserem Gehirne? Des Morgens, wann der normal angelegte Mensch sich durch den Schlaf gestärkt hat und bei seiner Morgenbeschäftigung über einen ausgeruhten Geist verfügt; wann seine Aufmerksamkeit, die das Tagewerk später ganz in Anspruch nimmt, noch frisch ist und leicht konzentriert werden kann. Dies ist der Moment, wo jeder Städter seine Zeitung liest. Der Wirbelwind bunter Tagesneuigkeiten und Leidenschaften, die das Aufsenleben erregen, ist plötzlich mit rasender Geschwindigkeit über uns gestrichen und hat zur Folge, dafs einen Augenblick später unser Gehirn seiner Tagesbeschäftigung nur mehr zerstreute Aufmerksamkeit entgegenbringt, da diese durch die vorangegangenen Bilder bereits abgelenkt worden ist . . . Ganz augenscheinlich nimmt die kostbare Gabe beharrlicher Aufmerksamkeit bei dermafsen behandelten Gehirnen ab; ebenso büfst die Menge der Zeitungsleser ein gut Teil an intellektueller Strammheit

darüber klagt, daſs gegenwärtig das Interesse für philosophische Studien auf einen Tiefpunkt gesunken ist wie kaum je zuvor, so liegt die Schuld an dieser unerfreulichen Erscheinung zunächst an der allgemeinen Unruhe, Nervosität und Flüchtigkeit des heutigen Geschlechtes, dann aber auch an der eben berührten Seite des modernen Zeitungswesens.

Zweifellos hat unter diesem vehementen Ansturm einer verwirrenden Fülle von Mitteilungen auch die Gedächtnisstärke des jetzigen Geschlechtes gelitten. Die Dinge jagen an uns vorüber wie eine endlose, nebelumwobene, schattenhafte wilde Jagd, und je zahlreicher die Eindrücke, desto weniger bleiben sie haften. In welchem Maſse diese zunehmende Gedächtnisschwäche des neuen Geschlechtes das öffentliche Leben beeinfluſst, das zu untersuchen und im einzelnen zu erweisen, wäre sehr verlockend; allein wir würden damit ein Gebiet betreten, das bereits an konkrete politische Gegenwartsfragen grenzt und darum auſserhalb des strenge umfriedeten Raumes dieser tendenzlosen Betrachtungen liegt. Nur das eine darf hier ausgesprochen werden: der kühle Beobachter, der seinen Standpunkt ein wenig oberhalb und auſserhalb der Dinge gewählt hat, staunt oft über den Mut, mit welchem Männer des öffentlichen Lebens und politische Preſsorgane die Inkonsequenzen aufeinander häufen und sich in Widerspruch mit sich selbst setzen. Erstaunlicher ist aber, daſs sie dies wagen d ü r f e n,

---

und Ausdauer ein. Den Beweis hierfür bietet uns bereits die Ungeduld unserer Kinder, welche vor jeder ernsten Lektüre, wenn sie länger währt als ein Zeitungsartikel, zurückschrecken.

Als Entgelt für diese Schäden kann der Optimist hoffen, daſs der ewige Ideenwechsel den Intelligenzen mehr Elastizität und Beweglichkeit verleihen und das gleichzeitige, rasche Erfassen der verschiedenartigsten Fragen fördern werde, daſs wir die Welt überschaulicher, von oben herab betrachten werden; man wird eben anders urteilen, andere Fehler, andere Tugenden besitzen. Ich fürchte aber sehr, schlieſst Vogüé, daſs bei dem harten Zusammenprall der Rassen und ihrem erbitterten Kampfe die feiner angelegte, schwächere Art, welche die Presse zur Blüte gebracht und ihre Verbreitung so sehr gefördert hat, untergehen werde, besiegt von den gröberen Arten, die jener Luxuspflanze keine Pflege angedeihen lieſsen.

und das wieder erklärt sich nur aus der Tatsache, dafs sie keine strafende Erinnerung zu fürchten haben. —

Allerdings sind es nicht die Zeitungen allein, die man für die Überfülle der Berichterstattung verantwortlich machen darf. Die Ursache liegt tiefer: es ereignet sich eben unendlich viel mehr als in der alten Zeit. Weitgedehnte Gebiete des Erdkreises, die noch vor einem Jahrhunderte in einem traumhaften Zustande der Unkultur dahinschlummerten, sind heute mitten in den Wirbel des modernsten politischen und ökonomischen Getriebes hineingerissen, und um die ganze bewohnte Erde schlingt sich das Band materieller Interessengemeinschaft. Das Kapland, Südamerika und andere entlegene Gegenden sind zum Tummelplatze des internationalen Börsenspiels geworden; wenn im fernsten Orient die Völker aufeinander schlagen, werden die europäischen Industrien in ihrem Lebensnerv berührt, mit angehaltenem Atem mufs Europa die ökonomische Entwicklung in den Vereinigten Staaten verfolgen, weil jede Phase derselben ihre unmittelbare Rückwirkung auf unsere Geldpolitik und unsere nationale Produktion übt. Diese Gemeinsamkeit der Interessen aller Kulturvölker zwingt die Zeitung von heute, ihre Leser mit den internationalen Vorgängen bekannt zu machen, und es ist somit keineswegs die blofse Sucht, ihre Spalten zu füllen, sondern das eherne Gesetz der Entwicklung, das dieses unheimliche Anschwellen des Tatsachenmateriales in den Zeitungen herbeiführt. Selbst wenn wir innerhalb der Grenzen des deutschen und des benachbarten Kulturgebietes bleiben, begegnen wir derselben Erscheinung: die starre Ruhe, welche im absolutistischen Zeitalter über Deutschland und Österreich lagerte, ist mit einem Schlage gewichen, als die autonome Selbstverwaltung und das konstitutionelle Repräsentativsystem ins Leben traten, und die Blätter müssen ihre Spalten füllen mit den Debatten der Selbstverwaltungs- und gesetzgebenden Körperschaften.

Es ist überflüssig, dieses Gesetz der Expansion auf allen übrigen Gebieten nachzuweisen. Das Erwähnte genügt, um darzutun, dafs man hier einem organischen Prozesse gegenüber-

steht, dem auch die Journale sich unterwerfen müssen. Diese Ausführung bezweckt jedoch keineswegs, jenes ungesunde Übermafs des Tatsachenberichtes zu rechtfertigen, welches nicht in zwingenden Verhältnissen seine Begründung findet. Gerade weil das Notwendige so sehr angewachsen und angeschwollen ist, mufs das Überflüssige mit gesteigerter Sorgfalt gemieden und das Notwendige selbst mit knapper Sachlichkeit vorgetragen werden. Es wurde bereits erwähnt, dafs der Wettkampf der Zeitungen die Ansprüche des Publikums künstlich gesteigert hat und diese gesteigerten Ansprüche ihrerseits wieder befeuernd und anspornend auf die Blätter zurückgewirkt haben. Diesem circulus vitiosus verdanken wir jene Übelstände, die hier wiederholt beleuchtet wurden und die eine weitgehende Überschätzung der Verdauungsfähigkeit des Publikums zur Voraussetzung haben. Beide, Zeitung und Leser, müssen sich dessen entwöhnen, den Wert des Blattes nach der Masse bedruckten Papieres zu bemessen, selbst wenn dessen Inhalt mit ungeheuren Telegraphenkosten beschafft worden ist. Die grofse Aufgabe, welche die Presse der Zukunft noch zu lösen hat, ist die, durch strenge Auswahl und feinsinnige Kunst des Redigierens es zuwege zu bringen, dafs der Leser das Wissenswerte erfahre, ohne vom Lesestoff erdrückt zu werden. Reiche Zeitungen veranstalten oft prachtvoll dotierte Preisausschreibungen für Novellen, Skizzen und Humoresken. Wie wäre es, wenn man einmal eine Preiskonkurrenz veranstaltete, in welcher derjenige Sieger bliebe, der etwa über eine vielstündige parlamentarische Sitzung am geschmackvollsten und erschöpfendsten in einem Artikel von 100 Zeilen zu referieren weifs? Das ist auch eine Kunst, und der Kulturmensch würde daraus vielleicht gröfseren Vorteil ziehen als aus irgend einem zierlichen Gebilde der Erzählerphantasie. —

Man spricht längst von einem Verzweiflungskampfe des Buches gegen die Zeitung. Es ist sehr bezeichnend, dafs schon vor zwei Jahrhunderten gegen die Zeitungen die Beschwerde erhoben wurde, sie zögen das Publikum vom

ernsten Studium ab. Das von den französischen Jesuiten herausgegebene Journal de Trévoux (gegründet 1701) sah sich schon damals genötigt, zu dieser Anklage Stellung zu nehmen und suchte sie mit gut gewählten Gründen zu entkräften[1]). Weit über ein Jahrhundert ist es bereits her, dafs der englische Kleriker und Schriftsteller George Crabbe (1754 bis 1832) in stelzbeinigen Alexandrinern darüber gejammert hat, wie die Zeitung allgemach das Buch verdrängt, wie die zarte Muse dem robusten neuen Eindringling das Feld räumen mufs. In seinem Lehrgedichte „The newspaper“ (1785) schreibt er unter anderem (nach Karl Abels Übersetzung):

„Die Zeit ist schlimm für Dichter. Atemlose Hast
Hat Verse nie geliebt und Reime stets gehafst . . .
Warum denn sinkest du, die einstens triumphiert,
Die in der Schwestern Neun das Szepter hat geführt?
Ach, neuer Zauber hat gelockt die schwanke Menge!
Des Lesers Auge bannt ein buhlerisch Gedränge,
Ein täglich neuer Schwarm von Blättern sonder Zahl;
Der Sterbliche benennt die tötlichen: Journal.
Und ungelesen liegt der edlen Geister Band,
Und ungeknittert stirbt, was der Olymp gesandt;
Es harret ungekauft, jungfräulich manches Buch,
Es sinket ungesehen. Die Zeitung ist sein Fluch.“

---

[1]) „Es ist falsch,“ heifst es dort, „dafs die Zeitungen, wenn ihrer nicht allzu viele sind, die ernsten Studien beeinträchtigen. Abgesehen davon, dafs wir durch die Zeitungen von allen seltenen Büchern erfahren, die in Europa gedruckt werden, mufs man auch noch folgende einfache Erwägung anstellen: entweder sind die Zeitungen gut — und welches Bildungsmittel bedeuten sie dann für jene, die sich wegen Mangels an Zeit oder an Begabung nicht den ernsten Studien widmen können! —, oder aber sie sind schlecht, dann kennt man sie als solche in der Öffentlichkeit, und das Publikum wendet sich reicheren und minder verdächtigen Bildungsquellen zu. Bevor es jedoch diese Institution gab, haben nur die eigentlichen Gelehrten gute Bücher gekannt und gelesen. Die wirklich Berufenen studieren sie ja auch heute; die vielen anderen aber sind in den Stand gesetzt, die interessantesten literarischen Erscheinungen kennen zu lernen und sich davon eine gewisse Kenntnis zu verschaffen, die, wenn sie auch oberflächlich sein mag, doch immerhin jener Unwissenheit vorzuziehen ist, in der man vor der Existenz der Zeitungen schier notgedrungen lebte.“ (Tavernier a. a. O. S. 19.)

Vor sechzig Jahren rief Sidney Smith schmerzerfüllt aus: „Wer liest noch ein Buch in Amerika?“, und Hatin schrieb in seiner Bibliographie der französischen Presse: „Le feuilleton devint toute ou presque toute la litérature française.“ In Deutschland sprach 1845 Robert Prutz die prophetischen Worte: „Der Journalismus ist die vollendetste Anwendung, zu welcher die Erfindung Gutenbergs gebracht werden konnte; er ist sozusagen die Presse in höchster Potenz, ein energischer Auszug und Inbegriff aller der Wirkungen, welche die Buchdruckerkunst überhaupt ausübt. Es ist daher ein sehr richtiger Instinkt des Sprachgebrauches, wenn man neuerdings anfängt, unter der einfachen Bezeichnung der ‚Presse‘ hauptsächlich und vornehmlich die Tagespresse zu verstehen. Nicht zwar als ob alle Literatur sich schliefslich in Journalistik auflösen und Kunst und Wissenschaft in den Spalten unserer Zeitungen untergehen werden; aber den ersten Rang wird sie behaupten, sie wird wie ein Ozean alle übrigen Strömungen der Literatur in sich aufnehmen, und das um so mehr, je gebildeter unser Volk werden und je freier in selbstbewufster Arbeit sein historisches Dasein sich bewegen wird.“ Dafs ihm die Ereignisse Recht gegeben haben, wird allseits anerkannt. Selbst auf jenem Felde geistiger Arbeit, das ausschliefslich auf die grofs angelegte und systematische Buchdarstellung angewiesen zu sein scheint: selbst in der Wissenschaft begegnen wir derselben Expansion der Zeitung. „Gewisse Zweige der Wissenschaft“, sagt Obergerichtsrat Dr. Neukamp[1]), „wie insbesondere Chemie und Technik, finden ihre Pflege fast ausschliefslich in den periodischen Zeitschriften, schon weil die Entdecker, um sich die Priorität der Entdeckung zu sichern, die zeitraubende Niederlegung ihrer Gedanken in einem Buche gar nicht abwarten können.“ Und Karl Bücher, der Leipziger Nationalökonom, spricht es geradezu aus, dafs „die Publikationsform des Buches von Jahr zu Jahr an Boden verliert“. —

---

[1]) „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ unter „Zeitungswesen“.

Die Zeitung rückt also dem Buche an den Leib, unaufhaltsam und mit vollkommener Siegesgewifsheit. Die Zeitung wächst, schwillt an, wird selbst ein kleines Buch, und sie ist es, der der Durchschnittsleser die knapp bemessene Zeit der Lektüre immer ausschliefslicher opfern mufs. Welcher beschäftigte Mann kann sich heute an ein Werk von drei oder vier Bänden wagen? Die französischen Romandichter und Verleger nehmen längst Rücksicht auf diese Scheu des Publikums und bieten fast ausschliefslich einbändige Romane.

Man könnte einwenden, dafs es noch immer Bücher gibt, die fabelhafte Auflagen erzielen. Gewifs. In Amerika wurde im Jahre 1901 der Roman „David Harum“ in mehr als 520 000 Exemplaren abgesetzt, „Richard Carvel“ erreichte 700 000, „The Crisis“ und „Christian“ je 300 000, „Quincey Adams Sawyer“ eine Auflage von einer viertel Million Exemplaren. Ähnliches könnte man von Rudyard Kipling berichten. Aber solche Ausnahmen beweisen nichts. Sie beweisen vor allem nichts für uns Deutsche. Dem Deutschen war stets die Neigung eigentümlich, Bücher zu lesen, ohne sie zu kaufen; der Engländer und besonders der Amerikaner kauft, auch ohne zu lesen. Ihm ist es Sache der nationalen Ehre, die Werke eines anerkannten Schriftstellers anzuschaffen, vielleicht nur, um darin zu blättern, jedenfalls aber, um sie in die Bücherei einzustellen. Auch vermag die Kaufkraft einer Nation von dem Reichtum der amerikanischen nichts zu beweisen für engere und weniger erquickliche Verhältnisse. Aber im übrigen handelt es sich in unserer Betrachtung nicht um das Kaufen, sondern um das Lesen, und da dürfte es kaum einem Widerspruche begegnen, wenn ich erkläre, dafs das Publikum der schöngeistigen Buchliteratur sich immer ausschliefslicher aus der Frauenwelt rekrutiert, bei dem männlichen Geschlechte nur aus jüngeren Leuten, die noch nicht im Berufe stehen, oder jenen verhältnismäfsig wenigen Glücklichen, die kein regulärer Beruf in Anspruch nimmt. Der erwachsene Mann jedoch, auf dem Berufs- und Erwerbspflichten lasten, kommt immer seltener zur Buch-

lektüre, die Zeitung nimmt seine Lesezeit fast völlig in Anspruch [1]).

Allein die Klage, dafs die Zeitung dem Buche die Leser und die Leser dem Buche entfremdet, ist wesentlich nur insoweit berechtigt, als man die gebildeten Volksklassen ins Auge fafst. Was bei ihnen unerfreulich erscheint, das Monopol der Zeitung in der Lektüre, das ist ein Segen, soweit die breite Masse in Betracht kommt. Die grofse Mehrheit der Bevölkerung würde ohne Zeitung überhaupt nicht lesen, sie würde, sobald die wenigen Schuljahre zu Ende sind, jede weitere Fortbildung vernachlässigen und bestenfalls sich der niedrigsten Sorte von Romanliteratur hingeben, die weit schlimmer ist als gar keine Lektüre. Hier übt die Presse eine eminent erziehliche Mission. Für diese kompakte Majorität ist die Gewohnheit und das Bedürfnis, tagtäglich die Zeitung zu lesen, gleichbedeutend mit einer ständigen Übung der geistigen Kräfte, und dank der Zeitung wird immerhin ein gewisser, wenn auch loser Zusammenhang mit dem grofsen Strome des geistigen Lebens der Zeit hergestellt. Ein Franzose, ich glaube Michelet, sagte, die grofse Tat Luthers sei gewesen, dafs er die Menschen die Bibel lesen lehrte — nicht nur

---

[1]) Ein Pariser Blatt hat vor kurzem nachgewiesen, dafs der richtige Pariser Weltmann täglich eine Menge an Zeitungslektüre zu bewältigen hat, die 298 Seiten eines Romanes vom Durchschnittsformat gleichkommt. Hier die Rechnung: des Morgens wird ein Sou-Blatt zu sechs Seiten gekauft; wenn er den „Métropolitain" verläfst, kauft er wieder ein Sou-Blatt, das dann im Bureau gelesen wird; während des Déjeuners versenkt er sich in eines der „grofsen" Blätter zu drei Sous. Was sind das für Journale! „Mit einem einzigen Exemplar", meint der wohlgelaunte Verfasser, „könnte man 67 Insulanerinnen von Tahiti, 18 Chanteusen vom Café concert und noch dazu den Herrn Déroulède bekleiden," der sich keiner Überfülle an Leiblichkeit erfreut. Das gibt, wie gesagt, an Lesestoff so viel wie 298 Romanseiten in einem Tage oder 8940 Romanseiten im Monate. Rechnet man dazu etwa vier Wochen- und Monatsschriften, die der Pariser lesen mufs, wenn er mitzählen will, so haben wir weitere 1208 Seiten ... In diesem grotesken Scherze steckt Wahrheit, er liefert eine ziffernmäfsige Illustration zu dem oben Gesagten.

wegen der Bibel, sondern vor allem auch wegen des Lesens. Man mag das wortwörtlich auf die Presse übertragen: es ist gut, dafs das Volk die Zeitung liest, nicht nur wegen der Zeitung, sondern wegen des Lesens. Würde es keine Zeitung lesen, so würde es zumeist das Lesen — verlernen.

Das Buch hat aber noch eine zweite Beschwerde gegen die Zeitung. Sie entzieht ihm nicht nur die Leser, auch die Talente — nicht nur das Publikum, auch die schaffenden Kräfte. In der Tat, die Presse verzehrt erschrecklich viel Talente. Wer einen Einblick hat in das Getriebe des Zeitungswesens, wer da weifs, welche Summe von Wissen und Erfahrung, von Witz und Geist in den Spalten der Blätter täglich in kleiner Münze verausgabt wird, der wird daran nicht zweifeln, dafs mit diesem Kapital an geistiger Kraft wertvolle bleibende Werke schöngeistiger und wissenschaftlicher Literatur geschaffen werden könnten, wenn diese Kraft eben in der Lage wäre, sich auf einheitliche, systematische Bucharbeit zu konzentrieren. Zola hat in ergreifenden Worten das Elend des Tagespublizisten geschildert, der nicht warten darf, bis die frohe Stunde der Inspiration über ihn kommt, um dann schaffensfreudig an die Arbeit zu gehen, sondern Tag für Tag seinen Geist anzapfen mufs, um den augenblicklichen Bedarf des Lesers zu befriedigen. Und der heitere Labiche nannte, als er seine Antrittsrede in der Akademie hielt, den Journalismus den Minotaurus der Intelligenz. „Beklagen wir“, rief er, „aus tiefstem Herzen den Anblick so vieler grofser und schöner Geister, die das Buch nicht schaffen, das sie der Welt schuldig sind, sondern ihr Talent, ihr Feuer, ihre Einsichten verzetteln und vergeuden!“ . . .

Doch ehe man ein vorschnelles Verdammungsurteil gegen die Zeitung fällt, mufs man zwei gewichtige Umstände in Betracht ziehen. Zunächst bedenke man, dafs dieser Unhold Zeitung in unzähligen Fällen das Talent vor der Not rettet. Die Literatentragödie ist seltener geworden, seitdem die Zeitung dem brotlosen Schriftsteller eine Zuflucht gewährt. Um ein Beispiel aus hunderten anzuführen: Herbert

Spencer wurde, nachdem er als Eisenbahningenieur Schiffbruch gelitten hatte, Redakteur des Londoner „Economist“; vielleicht wäre keines der Werke dieses durchdringenden Geistes geschrieben worden, wenn ihn nicht die Zeitung aus schwerer Bedrängnis errettet hätte. Und ein zweites darf die Presse zu ihren Gunsten anführen. Wie sie vielen Literaten Brot gibt, so erleichtert sie vielen auch den Schritt in die Publizität. Wenn man von zahlreichen Schriftstellern liest, sie hätten sich ihre ersten Sporen im Journalismus verdient, so heifst das nichts anderes, als dafs sie zuerst in der Presse und durch die Presse den Kontakt mit dem lesenden Publikum hergestellt und sich ein Kapital an Publizität und Notorietät des Namens erarbeitet haben, mit dem sie dann als Literaten weiter wirtschaften konnten.

Endlich ist folgendes zu erwägen: die Formel, dafs die Zeitung die Talente aufzehrt und sie einer fruchtbareren literarischen Betätigung entzieht, läfst sich keineswegs so glatt hinstellen und darf keine Allgemeingültigkeit in Anspruch nehmen. Es gibt Schriftsteller genug, die ihre Kraft dem ständigen Zeitungsdienste widmen, sich aber durch die Zeitung nicht völlig in Beschlag nehmen lassen, sondern Mufse und Sammlung finden, um sich zu vertiefen und gröfsere einheitliche Werke zu schaffen. Es wurden bereits die Namen einer grofsen Zahl von Männern genannt, die, wiewohl sie im internen journalistischen Dienste gewirkt hatten, sich einen Platz in der Ruhmeshalle des deutschen Schrifttums und der deutschen Wissenschaft erobern konnten. Die Beispiele liefsen sich reichlich vermehren. Dr. C. F. Meyer, der langjährige Chefredakteur der „St. Petersburger Zeitung“, trat nach zweiundzwanzigjähriger journalistischer Arbeit die ordentliche Professur für deutsche Literatur an der Heidelberger Universität an; für Karl Bücher war seine Frankfurter Redaktionstätigkeit kein Hindernis des akademischen Aufstieges. Auch in der französischen Presse begegnen wir vielen Publizisten, denen die ständige Zeitungsarbeit kein Hindernis einer vertieften literarischen Betätigung ist. Nennen wir aus der älteren Geschichte der französischen

Presse den leuchtenden Namen Maximilian Paul Emile Littré: langjähriger Redakteur des Pariser „National", Übersetzer sämtlicher Werke des Hippokrates, eifriger Popularisator der Werke Auguste Comtes, Schöpfer des berühmten „Dictionnaire de la langue française" und vieler geachteter Werke aus den Gebieten der Medizin, Philosophie, Sprachkunde, Kulturgeschichte und Naturkunde; aus der neueren Geschichte aufs Geratewohl die Namen Jules Claretie (Mitarbeiter mehrerer Pariser Blätter, Romancier, Bühnenschriftsteller, Historiker, Mitglied der Akademie, Leiter des Théâtre français), Anatole France (Redakteur des „Figaro", Verfasser der bekannten „Histoire contemporaine"), Jules Lemaître (Akademiker, Dramatiker, Redakteur), François de Pressensé (Journalist und Historiker). Der englische Journalkorrespondent und Kriegsberichterstatter Dillon war als Zeitungsreporter in Kreta, in China, in Armenien, in der Türkei, aber dieses aufreibende Geschäft hat ihn nicht gehindert, umfassende wissenschaftliche Studien zu treiben, sie fortzusetzen, ihre Ergebnisse in gewichtigen Schriften niederzulegen. Dillon ist Philologe, Theologe, Historiker, ein hervorragender Orientalist, Schüler von Renan, Tachereau, Bickell und Lange, Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften, besonders solcher für die Erforschung Asiens, geschätzter Mitarbeiter einer Reihe von gelehrten Zeitschriften, ein moderner Mezzofanti — kurz die lebendige Widerlegung des Satzes, dafs Zeitungsdienst und vertiefte Geistesarbeit einander ausschliefsen.

Aber es sei schlankweg zugegeben, dafs diese glänzenden Namen noch nicht das Gegenteil der Anklage beweisen — zugegeben, dafs wirklich viele Talente, die dem Zeitungsdienste verfallen, damit für das Buch verloren sind — zugegeben, dafs die Not der Literatenexistenz solche Opfer immer häufiger werden läfst. Dem steht aber doch wieder eine starke Aktivpost zu Gunsten der Zeitung gegenüber: Was solcherart durch den Journalismus dem dauernden Geistesschatze der Nationen entgeht, ist nicht überhaupt verloren. Die unzähligen kleinen Samenkörner, welche die Presse aus-

streut und welche scheinbar der Wind des Tages verweht, fallen doch zu Boden und werden zu ebenso vielen triebkräftigen Keimen geistigen Lebens. Die Presse wirkt extensiv, nicht intensiv. Der Mann, der sich, oft zum eigenen Schaden, dem aufreibenden Dienste der Tagespublizistik widmet, ist und bleibt doch ein Kulturpionier, denn gerade die grofsen Schöpfungen der bahnbrechenden Geister würden ohne seine vermittelnde und popularisierende Tätigkeit der grofsen Menge immerdar ein Fremdes und Unbekanntes bleiben. —

Man wird also ungefähr dahin zusammenfassen dürfen, dafs der Einflufs des Prefswesens auf das geistige Leben der breiten Masse zweifellos ein überwiegend günstiger ist, während die geistig höher stehenden Volksklassen in der Benützung der Presse gewisse Gefahren für ihre intellektuelle Verfassung zu befürchten und zu meiden haben. Ein einheitliches und einseitiges Urteil über den Einflufs der Presse auf das geistige Leben der Gegenwart ist sonach ausgeschlossen. Einer Reihe gewichtiger Vorteile und unverkennbarer Vorzüge stehen offensichtliche Nachteile und schädigende Wirkungen gegenüber. Es ist unmöglich, die einen gegen die anderen mit mathematischer Genauigkeit abzuwägen und zu werten, immer wird das Urteil einen subjektiven Einschlag zeigen, weil es sich nicht loslösen läfst von den sozialen, politischen, wirtschaftlichen, ästhetischen Anschauungen des Urteilenden. Schon Plato hat gesagt, die Schrift sei ein Unglück für die Menschheit gewesen, die Phantasie und das Gedächtnis hätten sehr darunter gelitten. Und Treitschke ergänzt zustimmend, dieses Unglück sei dann noch vermehrt worden durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und durch ähnliche Erfindungen, die wir einseitig als einen Segen betrachten. Da begreift es sich, wenn gewissenhafte Beurteiler bei ihrer Meinungsäufserung über die kulturelle Wirksamkeit der Presse eine gewisse Unsicherheit, Zwiespältigkeit und Beklommenheit verraten. Selbst Pobedonoszew, im ganzen ein Feind des Zeitungswesens, sieht sich zu folgender vorsichtiger

Formulierung veranlafst: „Die Zeitung dient unzweifelhaft der Menschheit als äufserst wichtiges Werkzeug der Kultur. Aber wenn man auch den Nutzen der Verbreitung vieles Wissenswerten und des Austausches der Gedanken und der Meinungen gerade durch die Zeitungen anerkennt, mufs man auch mit dem Bewufstsein einer gewissen Furcht erkennen, dafs in der Tagespresse eine mysteriöse, verhängnisvolle, zersetzende Macht liegt, die auf der Menschheit lastet.“

Dennoch wird man meines Erachtens an dem Aktivsaldo zu Gunsten der Presse kaum zweifeln können. Die einzige Tatsache, die an die Spitze dieser Betrachtungen gestellt wurde — dafs erst die Presse eine freie und allgemein zugängliche Arena für den Kampf der Meinungen geschaffen hat — überragt alle anderen an Wert und Bedeutung. Wer Zweifel hegt, sei nochmals auf jenes Argument hingewiesen, das sich aus der historisch-organischen Auffassung menschlicher Dinge ergibt: die Tatsache, dafs die Presse seit Jahrhunderten bei allen Völkern des Erdballes in steter ununterbrochener Entwicklung, in gleichmäfsigem, unaufhaltsamen Aufschwung und Aufstieg begriffen ist, spricht dafür, dafs diese Institution einem echten und unabweisbaren Bedüfnisse der Kulturmenschheit entspricht. Die Presse ist fast die einzige unter allen grofsen kulturellen Einrichtungen, welche diesen ebenmäfsigen, in allen Wechselfällen des Schicksals gleichbleibenden Entwicklungsgang zeigt. Überall sonst, in allen anderen Institutionen des politischen und wirtschaftlichen Lebens, gewahren wir Schwankungen, Rückfälle und Unregelmäfsigkeiten: die Verfassungsformen wechseln in buntem Vielerlei zwischen Absolutismus und Konstitutionalismus, zwischen Despotismus, Oligarchie und Demokratie, die Maximen der Volkswirtschaftspolitik schwanken zwischen Gebundenheit und Freiheit; in allen Organisationen, welche die Beziehung des Einzelnen zum Ganzen regeln, gewahrt man ein stetes Tasten und Suchen. Nur in der Geschichte der Presse gibt es kein Schwanken, kein Zurück, kein Abweichen von der geraden Linie. Kein Volk hat jemals, auch nur für kurze Zeit, auf dieses

Instrument seines Fortschrittes verzichtet, hier gibt es keine Perioden des Niederganges und der Stagnation, hier gibt es nur einen steten Fortschritt zu immer höherer und reicherer Entfaltung. Hierin darf man den stärksten Beweis dafür erblicken, dafs die Zeitungspresse einem Bedürfnisse der menschlichen Kulturbewegung entsprungen ist, und aus diesem Bedürfnisse schöpft sie ihre unzerstörbare Lebenskraft. Darum sei diese Betrachtung mit einem Worte Richard Cobdens beschlossen, der das Problem von hoher Warte gesehen hat: „Vielfach wird das Zeitungswesen abfällig beurteilt; aber man mufs jeden Weg, der die Menschheit zum Denken führen kann, alles, was den Geist über die Gegenwart hebt und ihn zum Nachdenken über die Vergangenheit oder Zukunft zwingt, ihn von der Herrschaft des bewufstlosen Träumens befreit, als ein Mittel betrachten, uns im Leben vorwärts zu bringen. Ob nun eine Zeitung oder ein Buch diesem Zwecke dient, jedenfalls ist ein solches Mittel wert, sich der Beachtung aller Menschenfreunde zu erfreuen.“ —

Zweites Kapitel.

Die Presse und die öffentliche Meinung.

Erster Abschnitt.

Die Eigenart der journalistischen Produktion.

a) Die Aufgaben der Presse. Das Problem des Verhältnisses zwischen Presse und öffentlicher Meinung kann nicht angefafst werden, ehe die besondere Eigenart der journalistischen Produktion klargestellt wird. Der Journalismus ist ein Zweig des allgemeinen nationalen Schrifttums, aber er ist gekennzeichnet durch besondere Charakterzüge, insbesondere durch die spezifische Art seiner Wirksamkeit. Am schärfsten prägt sich die Besonderheit des publizistischen Betriebes im Gegenhalt zum wissenschaftlichen Betriebe aus. Die Wissenschaft sucht: sie sucht Tatsachen, Zusammenhänge, Gesetze. Der Publizist sucht nicht, für ihn steht von

vornherein die Schlufsfolgerung fest, zu der er gelangen soll, und was er sucht, ist nur der dialektische Weg, auf welchem er den Leser zu dieser Konklusion führen wird. Der Publizist soll und will nicht ein Forscher sein, der „voraussetzungslos“, wie das vielgenannte Wort lautet, an die Tatsachen herantritt, er will und mufs vielmehr die Tatsachen seiner Gesamtanschauung unterordnen und im Rahmen derselben verwerten. Der Publizist ist nicht ein Schiffer, der sich auf See begibt, ohne vorbestimmtes Ziel und mit der einzigen Absicht, dort zu landen, wohin die induktive Gedankenarbeit ihn führen wird — nein, er sieht das Ziel, dem er zusteuern will und alle Segel werden eben so gestellt, dafs sie ihn ans Ziel bringen. Mit einem Worte: die Forschung sucht Erkenntnis, die räsonierende Tätigkeit der Presse sucht auf den Willen zu wirken.

Dies feststellen heifst die publizistische Tätigkeit nicht verkleinern, sondern ihr den Platz anweisen, den sie tatsächlich einnimmt. Indem sie so und nicht anders wirkt, zeigt sie den auffallendsten Parallelismus mit der Politik, deren vorzügliches Instrument sie ist. Die Politik ist die Kunst der Tat. Auch sie mufs im vollsten Gegensatze zur „voraussetzunglosen“ Wissenschaft von vornherein das Ziel kennen, das erreicht werden soll, und ihre Technik ist die, Menschen und Dinge so zu leiten, dafs sie, bewufst oder automatisch, zur Erreichung des Zieles mitwirken. Darin liegt auch, was man das Brutale in der Politik nennen möchte. Bei den meisten Entschliefsungen politischer Art handelt es sich um eine scharf formulierte Alternative, um ein blankes Ja oder Nein, in welchem keine Feinheit der Unterscheidung, keine Zwischenglieder und Abstufungen zu ihrem Rechte kommen. Ein Beispiel: es handelt sich um die Frage der Kriegserklärung des Staates A an den Staat B. Es ist nun der eine Fall möglich, dafs 10 ernste Gründe für die Kriegserklärung sprechen, und kein einziger dagegen. Es ist aber auch der andere Fall möglich, dafs 6 Gründe dafür sprechen, 4 ebenso gewichtige dagegen. In beiden Fällen wird die Entscheidung mit Ja lauten. Im zweiten Falle

aber, wo 4 Gründe dagegen sprachen, kann die Existenz dieser 4 Gründe in der endgültigen Schlufsfassung ebensowenig zum Ausdruck gelangen, wie wenn kein einziger Grund dagegen bestünde. Welches ist nun die Aufgabe des Politikers in dem zweiten, komplizierteren Falle? Da es für ihn feststeht, dafs die Entscheidung im Sinne der Kriegserklärung zu fallen hat, mufs seine Tätigkeit darauf gerichtet sein, eine solche Situation herbeizuführen, als ob die 4 Gegengründe überhaupt nicht vorhanden wären, d. h. deren Wirkung völlig aufzuheben. Alle die Feinheiten von Für und Wider können in der auf ein unbarmherziges Ja oder Nein gestellten Schlufsentscheidung nicht zum Ausdruck gelangen, weil man nicht zu sechs Zehnteln Krieg erklären, zu vier Zehnteln Frieden halten kann.

Man mag dieses Merkmal der Politik unerfreulich finden, intellektuell wie moralisch unerfreulich — gewifs ist, dafs es zum innersten Wesen der Politik gehört. Wenn man die Politik die Kunst der Tat nennt, so kann man sie auch die Kunst der zur Tat gewordenen Einseitigkeit nennen. Nur Perioden der „holden Einseitigkeit“ sind politisch fruchtbar und schöpferisch; ein von Zweifeln zernagtes Geschlecht mag geistig höher stehen, aber es verfällt dem Schicksale der politischen Impotenz. Vom Lord Halifax sagte Macaulay: „Er war zu geistreich, um schnell zu handeln, denn er sah so viele Gründe für und gegen, dafs er, um zu einem Entschlusse zu gelangen, längere Zeit brauchte, als ein beschränkter Mann gebraucht hätte. Anstatt sich bei seinem ersten Gedanken zu beruhigen, exzipierte, replizierte, duplizierte er gegen sich selbst. Diejenigen, die ihn reden hörten, bekannten, dafs er wie ein Engel sprach; aber zu oft, wenn er alles was gesagt werden konnte, erschöpft hatte, und es dann zum Handeln kam, war die Zeit zum Handeln vorüber“. Die Tiefe dieses Ausspruches vermag man erst dann zu ermessen, wenn man sich von einer überkommenen und gedankenlos übernommenen Vorstellung befreit. Es klingt recht schön, wenn man einem schaffenden Politiker nachrühmt, er habe jede seiner Mafsregeln wohl

erwogen, alle ihre Seiten ins Auge gefafst, jede Folgewirkung sorgfältig abgemessen, sich von den pro und contra getreulich Rechenschaft abgelegt. Aber in politischen Fragen — das Wort „politisch“ im weitesten Sinne genommen — ist die Sachlage gemeiniglich die, dafs jedem Für ein Wider gegenübersteht und dafs das Ding fast immer zwei Seiten hat. Wie eine Bahnlinie zu tracieren ist — ob sie in der Talsohle oder an der Berglehne geführt werden soll, ob auf diesem oder jenem Ufer des Flusses, ob im Einschnitt oder im Tunnel —, das sind Fragen, die sich gewöhnlich ganz bestimmt in diesem oder jenem Sinne beantworten lassen. Die genaue Prüfung der geologischen, hydrographischen, orographischen Verhältnisse wird zumeist gestatten, eine von den verschiedenen Varianten als die zweifellos vorteilhafteste zu erkennen und sich für sie zu entscheiden. Handelt es sich aber bei einem Staatsmann etwa um die Frage, ob er seine Wirtschaftspolitik auf die Maxime des Freihandels oder auf die des Protektionismus gründen soll, so stehen die Dinge anders. Der Ingenieur hatte mit gegebenen und rechnerisch erfafsbaren Gegenwartsfaktoren zu tun, der Staatsmann müfste in seinen Kalkul hunderte von Zukunftsmöglichkeiten einstellen, von denen sich kaum eine einzige mit apodiktischer Gewifsheit vorher feststellen läfst —, davon ganz abgesehen, dafs die wissenschaftliche Doktrin mit ihren widerspruchsvollen und ungeklärten Aufstellungen ihn ganz und gar im Stiche läfst. Wollte er alle Für und Wider mit mathematischer Gewissenhaftigkeit gegeneinander abwägen, so wären Entschlufs und Tat in endlose Ferne gerückt. Zum Entschlusse wird er schliefslich doch nur gelangen können, wenn er aus seiner wirtschaftlichen Gesamtüberzeugung heraus mit mannhafter Willkür sich für das eine oder das andere entscheidet. Das trifft in erhöhtem Mafse dann zu, wenn es sich um Entschliefsungen rein politischer Art handelt, wo den Staatsmann selbst die unvollkommene Theorie im Stiche läfst und wo ohne die Kraft des beherzten Zugreifens eine Tat nicht oder nicht zur rechten Zeit gesetzt werden kann. Am klarsten erweist sich

die Richtigkeit dieser Erwägung in jenen nicht seltenen Fällen des politischen Lebens, wo selbst eine mangelhafte Entscheidung besser ist als gar keine, — in jenen Fällen, wo irgend welche positive Lösung vorteilhafter erscheint als die Fortschleppung einer unmöglichen Situation. Aus alledem geht zur Genüge hervor, dafs der Politik und ihrem Werkzeuge, der Publizistik, ein gewisses Mafs an Einseitigkeit von Natur aus eigen ist. Diesen Befund mag man wie immer beurteilen, — ignorieren kann ihn nur derjenige, der die politischen Dinge nicht nach realen, sondern nach ideologischen Momenten beurteilt. —

In diesem Sinne nun wird man Rankes Wort verstehen und würdigen müssen: „Die periodische Presse ist ihrer Natur nach parteiisch und verlangt gleichsam auch die Parteinahme des Lesers.“ Eben darum begegnet man in der Presse jener Praxis, die Anton Menger [1]) die „einseitige Wahrheit“ genannt hat. Diese besteht darin, dafs „die einem persönlichen oder Parteiinteresse günstigen Tatsachen in den Vordergrund gestellt, die nachteiligen aber entweder gänzlich verschwiegen oder wenigstens in den Hintergrund gedrängt werden. Die einseitige Wahrheit“, bemerkt Menger weiter, „ist auf dem Gebiete der Wissenschaft ein unendlich gefährlicherer Feind als die Lüge“. Man beachte, dafs Menger hier von der Wissenschaft, und nur von der Wissenschaft spricht. In der aktiven Politik und in der ihr dienenden Publizistik ist aber die Praxis der einseitigen Wahrheit unentbehrlich, denn es mufs nochmals wiederholt werden: in den öffentlichen Angelegenheiten gibt es kaum eine, die aufserhalb der Kontroverse stünde, und zur Tat wird man nur gelangen können, wenn man sich aus dem Gestrüpp der zahllosen Für und Wider befreit. Raoul Frary, der Verfasser des „Manuel du Démagogue“ (Paris 1884), hat in dem der Presse gewidmeten Abschnitte dieses Werkes wahrhaftig keine Apologie der Zeitung schreiben wollen, und er sagt ihr die bittersten Wahrheiten. Aber er besitzt

---

[1]) „Neue Staatslehre“. Jena 1903, S. 281.

einen tiefen Einblick in das innerste Wesen und die eigentlichen Aufgaben der Publizistik und darum bemerkt er: „Ich schreibe keine Satyre, ich führe keinen Prozefs gegen die Männer von der Presse. Alles in allem tun sie nur ihre Pflicht. Der Publizist ist ein Advokat, der tagtäglich dieselbe Sache vertritt, eine Sache, die ihm teuer ist. Mufs er nicht alle wirksamen Mittel anwenden, um die Parteigänger zu ermutigen, um neue zu gewinnen, um den Leser immer mehr mit derselben Überzeugung zu erfüllen, die ihn selbst beseelt und ihm alle Ehre macht? Hat er da das Recht, alles zu sagen, was er denkt und was er weifs? Wären nicht gewisse Wahrheiten, von seiner Feder niedergeschrieben, kompromittierende Geständnisse? Wäre nicht ein Übermafs an Freimütigkeit und Offenherzigkeit ein halber Verrat angesichts der Feinde, die jede Waffe benützen?" —

Wir haben also gesehen, dafs sich die Publizistik von der Wissenschaft wesentlich durch das *Ziel* unterscheidet, dem jede von ihnen zustrebt. Aber auch die *Methode* ist auf beiden Seiten eine völlig andere. *Die Publizistik steht unter der Herrschaft der Aktualität, die Wissenschaft mufs, um Wissenschaft zu sein, sich dieser Herrschaft entziehen.* Das Wort, dafs die Geschichtschreibung einer Epoche erst dann möglich geworden ist, wann die „historische Perspektive" gewonnen ist, — dieses Wort bedeutet, ins Negative übersetzt, dafs *Wissenschaft und Aktualität unvereinbar* sind. Aus alledem ergibt sich, dafs es unzutreffend ist, wenn man nach einem alten Gemeinplatze die Presse die Geschichtschreiberin des Tages nennt. Die Presse will weder, noch kann sie diese Funktion üben. Ihre Aufgabe ist es nicht, die objektive Wahrheit in den Ereignissen und Entwicklungen des Tages zu erforschen, sondern sie mufs auf den Willen ihres Publikums einwirken, um ihn in eine bestimmte Richtung zu lenken und damit die Ziele zu fördern, in deren Dienst sie sich gestellt hat. Der Geschichtschreiber wird deshalb richtig vorgehen, wenn er die zeitgenössische Presse nicht blofs als eine Erkenntnisquelle, sondern vor

allem als einen mitwirkenden Faktor würdigt, wenn er sie nicht nur als Zeugnis, sondern als Kraft und Agens in seine Rechnung stellt. Selbst in ihrer referierenden Funktion kann die Presse nur bedingt als die Geschichtschreiberin ihrer Zeit gelten. Sie vermag im grofsen und ganzen nur jene Tatsachen aufzuzeichnen, die sich an der Oberfläche des öffentlichen Lebens abspielen; der Zugang zu den primären Quellen ist ihr in der Regel verschlossen, der Zugang zu jenen Konzepten, ersten Entwürfen, internen Amtsberichten, kurzum zu jenen geheimen Staatsakten, in denen die Entstehung der wichtigsten Entscheidungen, ihre Zwecke und Absichten niedergelegt sind. Aber auch die offensichtlichen Tatsachen des Völker- und Staatenlebens werden in der Presse naturgemäfs nur einseitig berücksichtigt. Der Informationsdienst der Zeitungen pflegt vorwiegend das Ereignis, das sich vollzogen hat, nicht das Zuständliche, das Milieu. Der mächtige Strom des öffentlichen Lebens hat aber nicht nur Wellen, die an der Oberfläche sich bilden, wir müssen auch den Querschnitt seines Gerinnes, die Konfiguration des Bodens, die Stärke des Gefälles kennen, um uns die Art seines Laufes zu erklären; die unruhige Bewegung zum Beispiel, die an einer bestimmten Stelle des Laufes wahrzunehmen ist, werden wir erst dann verstehen, wenn wir wissen, dafs an dieser Stelle eine felsige Klippe bis nahe an den Wasserspiegel heraufreicht.

Es heifst also disparate Dinge vermengen, wenn man der Publizistik die Aufgaben der Wissenschaft zuweist. Eben darum ist es ein müfsiges und wertloses Beginnen, wenn man mit der billigen Weisheit des Nachkommen an den publizistischen Erscheinungen früherer Zeiten den Treppenwitz der Geschichte üben will. Es ist nicht Sache der Presse, Prophezeiungen anzustellen, und wenn die Presse in diesem und jenem Falle von der Zukunft ins Unrecht gesetzt wird, so kann ihr dies nur derjenige vorhalten, der sich eben über die wahren Aufgaben der Presse einem fundamentalen Irrtum hingibt. Das gilt nicht nur für die politische, sondern für jede andere Rubrik. Wenn eine ganze Reihe deutscher

Musikkritiker in ihrem Kampfe gegen Richard Wagners neue Kunst unterlegen ist, so beweist dies nichts gegen die Kritik im allgemeinen und nichts gegen jene Kritiker im besonderen[1]). Von dem Ästhetiker, der in der Tagespresse wirkt, ist nicht mehr zu verlangen, als daſs er seine höchstpersönliche Überzeugung mit Würde und Wissen, mit Kraft und Talent vertrete. Ob er vor den folgenden Jahrzehnten Recht behält oder nicht, das hängt von zahllosen, zum Teile dem schärfsten Blicke verborgenen, unwägbaren und unmeſsbaren Umständen ab, und niemand kann dem im Kampfe des Tages Stehenden verargen, daſs er diese zukünftigen Entwicklungen nicht vorherzusehen vermochte. —

b) Die Mittel ihrer Wirksamkeit. Nachdem wir als die wesentlichste Aufgabe der Publizistik in ihrer subjektiven Funktion die Einwirkung auf den Willen erkannt haben, wollen wir nun an die Betrachtung der Mittel schreiten, mit denen die Presse diese ihre Aufgabe erfüllt.

Das vorzüglichste dieser Mittel ist zunächst die Wiederholung. Die an und für sich sehr bedeutende Wirkung des gedruckten Wortes wird durch die Wiederholung aufs höchste gesteigert, empfängt durch die stete Wiederholung eine suggestive und hypnotisierende Kraft. Was heute eine noch zu beweisende Aufstellung war, wird morgen als eine bewiesene Tatsache hingestellt und dient übermorgen bereits als Präsumption, als der selbstverständliche Ausgangspunkt für weitere Deduktionen. Insbesondere diese stille, unauffällige Umwandlung einer These in ein Axiom ist ein ganz vorzügliches Mittel, um den Leser zu der These

---

[1]) Wilhelm Tappert hat ein Buch verfaſst: „Richard Wagner im Spiegel der Kritik. Wörterbuch der Unhöflichkeit, enthaltend grobe, höhnende, gehässige und verleumderische Ausdrücke, die gegen den Meister Richard Wagner, seine Werke und seine Anhänger von den Feinden und Spöttern gebraucht wurden.“ (Leipzig 1903.) — Auch diese wirklich sehr unterhaltende Sammlung kann mit Recht nicht gegen die Kritik ausgespielt werden. Daſs eine Persönlichkeit von der Gewalt Richard Wagners auch in den Gegnern erhöhte Leidenschaften wach werden lieſs, die in der ungewöhnlichen Schärfe ihrer Äuſserungen zu Tage traten, ist eine ganz natürliche Erscheinung.

zu bekehren. So lange ich mich im Schweifse des Angesichtes abmühe, darzutun, dafs die Mafsregel A eine sehr gelungene oder eine gänzlich verfehlte sei, bleiben dem Zweifel und der Kritik des Lesers noch manche Gelegenheiten offen. Wenn ich aber langsam und unter der Hand zu der Formel übergehe: „Da bekanntlich die Mafsregel A eine höchst vortreffliche (oder durchaus verfehlte) ist, so . . .“ — dann gibt sich der Leser weit bereitwilliger gefangen, denn sein Widerstand gegen eine „bekanntlich“ bereits feststehende Tatsache ist naturgemäfs viel geringer. Verstärkt wird der Effekt der Wiederholung durch die Raschheit des Urteils. Die Aktualität ist das schärfste Merkmal, aber auch die schärfste Waffe des Journalismus. In der Regel wird dem Leser mit der Tatsache zugleich deren Beurteilung vorgesetzt, ja die Beurteilung geht sogar in der räumlichen Anordnung voran, indem nach der herkömmlichen Anlage des Blattes zunächst der Leitartikel dem Leser entgegentritt und erst später der Bericht über das Ereignis, dem der Artikel gewidmet ist. Der Leser tritt sonach an die Lektüre des Tatsachenberichtes bereits in einer durch den Leitartikel präparierten geistigen Verfassung heran. Die Gewalt, welche der Raschheit des Urteiles innewohnt, wird selten in ihrer ganzen Gröfse gewürdigt. Mit der fortschreitenden Kompliziertheit der öffentlichen Dinge wird deren Verständnis und sachkundige Beurteilung immer schwieriger. Würde der Durchschnittsleser der nackten Tatsache gegenüber gestellt, so würde es lange währen, ehe er sich Klarheit darüber verschafft, wie er das Einzelfaktum in seine politische Gesamtanschauung einzureihen hat. Nun kommt aber der sachkundige Führer, dem die Technik des politischen Urteils zur Verfügung steht, der die Fähigkeit besitzt, jedem Ereignisse sofort die Stellung anzuweisen, die ihm innerhalb einer bestimmten Parteianschauung gebührt, und dessen Blick dafür geschärft ist, an jeder Tatsache des öffentlichen Lebens sofort die für die Parteiauffassung vorteilhaften und nachteiligen Seiten herauszufinden. Es ist selbstverständlich, dafs diese sachkundige,

zielbewufst einem bestimmten Zwecke dienende Behandlung auf den Leser Eindruck übt und leicht imstande ist, von vornherein dessen Auffassung in eine bestimmte Bahn zu lenken. Das alles gilt, wie nochmals betont sei, von dem Durchschnittsleser, der nicht die erforderliche Schulung und Reife der politischen Erkenntnis besitzt, um zu jeder Tatsache des öffentlichen Lebens persönlich Stellung nehmen zu können. Die Zahl dieser Leser ist aber eine sehr grofse und reicht weit hinauf in die sogenannten gebildeten Klassen. Man staunt oft über die rührende Hilflosigkeit und Unselbständigkeit von sonst sehr unterrichteten Männern, sobald es sich um die Beurteilung öffentlicher Dinge handelt; mehr als eine schlechte Wiedergabe des kurz vorher gelesenen Artikels ihrer Zeitung wird man von ihnen nicht vernehmen. Da ist es begreiflich, dafs die Zeitung zunächst der willkommene Behelf ihrer Unselbständigkeit, in der Tat aber ihr Führer wird. Sie wird es um so leichter, als zu den beiden Momenten der Wiederholung und der Raschheit als drittes die Kaptivierung hinzutritt. Es ist keine fingerdick aufgetragene Schmeichelei, mit der die Zeitung ihrem Leser begegnet; aber aus dem intimen Verhältnisse, das zwischen der Zeitung und ihrem Publikum herrscht, aus dem Verhältnisse der tagtäglichen Gedankenmitteilung, der Parteigenossenschaft etc. ergibt sich eine gewisse wohlwollende und schmeichelhafte Anerkennung für den Leser, die ihm um so mehr behagt, je weniger plump und deutlich sie ausgesprochen ist. Männer mit scharfem Blick für die Eigenart des Prefswesens haben dieses Hilfsmittel seiner Wirksamkeit erkannt. Der geistvolle, viel zu wenig bekannte Raoul Frary schreibt in seinem „Manuel du Démagogue" (S. 260): „Das Handwerk des Publizisten gleicht ein wenig dem des Höflings. Man schmeichelt nur jenen Vorurteilen, denen man selbst huldigt, jenen Leidenschaften, denen man selbst ergeben ist, aber man schmeichelt ihnen alle Tage. Man rühmt sich einer rauhen Offenherzigkeit, einer beherzten Wahrheitsliebe, man tadelt heftig die Regierung, man sagt selbst dem Volke mitunter bittere Wahrheiten.

Dennoch aber wiederholt man täglich seiner Partei und seinem Leser: ‚Du hast recht, du kämpfest für die gute Sache, du bist der Streiter für Recht und Gerechtigkeit. Deine Gegner aber sind Schwachköpfe oder Elende . . .‘ Ich weiſs nicht, ob Ludwig XIV. selbst in den Tagen seines herrlichsten Glanzes so fein gedrechselte, so ununterbrochen fortgesetzte, so elegant variierte, so berauschende Schmeicheleien zu hören bekommen hat, wie sie sich jeder von uns heutzutage um einen Sou kaufen kann.“ Derber und bissiger spricht Hector de Balzac denselben Gedanken in den Worten aus: „Gäbe es ein Journal der Buckligen, es würde morgens und abends die Schönheit, die Güte, die innere Notwendigkeit der Buckligen predigen.“

Als viertes Mittel endlich, dessen Kraft kaum geringer ist als die der vorgenannten, tritt die Handhabung des Schlagwortes hinzu. Unter „Schlagwort“ verstehen wir einen Ausdruck, der durch seine tönende Kraft bedeutend wirkt, dem aber keine scharf umrissene, unzweideutige Vorstellung, sondern im Gegenteile eine Vorstellung von groſser Unklarheit und Unbestimmtheit entspricht. Wörter, die einen fest umrissenen, jedem Zweifel entrückten Begriff einschlieſsen, können niemals zum Schlagwort werden; Wörter hingegen, deren Sinn auſserordentlich vieldeutig und verschwommen ist, Wörter, zu deren fester Bestimmung ganze Bände notwendig wären, üben die stärkste agitatorische Kraft [1]) Lombroso sagt irgendwo: „Darüber, daſs zweimal zwei vier ist, konnte es niemals zu Kämpfen unter den Menschen kommen; über Worte aber wie Gleichheit oder Freiheit, Demokratismus und Sozialismus entbrennen die verheerendsten Bürgerkriege.“ Es liegt nun in der Natur des Preſswesens, daſs es sich in weitem Ausmaſse des Schlagwortes bedient und daſs das Schlagwort zu einer mächtigen Waffe der Presse wird. Der journalistische Betrieb muſs auf eindringliche kritische Analysen verzichten. Die Zeitung ver-

---

[1]) Vgl. das einschlägige Kapitel in Gustave le Bon's vortrefflicher „Psychologie des foules“. II. Auflage. Paris 1896, S. 91 ff.

fügt weder über den Raum, noch über die Mufse ihres Lesers, um sich in tiefgreifende spekulative Arbeit einzulassen, sie kann sich nicht der langwierigen Mühe unterziehen, die erforderlich ist, um den Wesenskern eines umlaufenden Wortes blofszulegen. Sie nimmt die Worte und Schlagworte wie sie sind, und steigert naturgemäfs deren Wirkung durch das Mittel der Wiederholung und durch die rasche Applikation auf jeden Einzelfall.

Zweiter Abschnitt.

Die materielle Beeinflussung der öffentlichen Meinung.

Nach dem Vorstehenden müfste man nun annehmen, dafs die Presse, die mit einer Reihe so aufserordentlich wirksamer Mittel der Beeinflussung ausgestattet ist, die öffentliche Meinung ausschliefslich beherrschte, ja, dafs Presse und öffentliche Meinung geradezu identische Begriffe wären. In der Tat fehlt es nicht an einer solchen Identifizierung, und vielfach, halb unbewufst, wird die öffentliche Meinung mit dem Journalismus gleichgestellt. Wer aber etwas schärfer hineinblickt in das Getriebe des öffentlichen Lebens und wer die politischen Entwicklungen genauer verfolgt, erkennt leicht die Hinfälligkeit jener Annahme. Wiederholt hat es sich noch in der jüngsten Gegenwart ereignet, dafs grofse und mächtige Volksströmungen sich entwickeln konnten, ohne dafs ihnen eine Parteipresse zur Verfügung gestanden hätte, ja man hat starke Parteien emporkommen sehen *gegen* die Presse eines ganzen Landes. Erst später hat dann die Parteibewegung ihren Parteijournalismus erzeugt, aber es liegt klar zu Tage, dafs in einem solchen Falle die öffentliche Meinung nicht das Produkt der Presse war.

Es kann somit eine öffentliche Meinung aufserhalb der Presse sowie im Gegensatze zur Presse entstehen, sich entwickeln und zur Macht werden. Noch schwieriger wird das Problem dadurch, dafs eine einheitliche öffentliche Meinung infolge der fortschreitenden Differenzierung und Zerklüftung

des Parteiwesens immer seltener wird. Strenge genommen kann von „der“ öffentlichen Meinung nur in dem Falle gesprochen werden, wenn es eben eine ist, eine einzige, oder wenn wenigstens eine von den mehreren Meinungen die erdrückende Majorität für sich hat; in allen anderen Fällen hat man es mit mehreren verschiedenartigen öffentlichen Meinungen zu tun.

Und nun zurück zur Frage: Welches ursächliche Verhältnis besteht zwischen der Presse und der öffentlichen Meinung? Wir blicken auf eine grofse Reihe geschichtlicher Tatsachen zurück, die anscheinend die Annahme rechtfertigen, dafs die öffentliche Meinung ausschliefslich von der Presse geschaffen werde. Nur einige Beispiele seien erwähnt. Der nordamerikanische Freiheitskrieg war nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen vorwiegend das Werk der Presse. Die Presse war es, die unermüdlich predigte, die nicht aufhörte, die Massen zu formieren und um die Chefs der Opposition festzuhalten, die alle Kräfte anspannte, um einem Schwanken der öffentlichen Meinung vorzubeugen, den Glauben an die Sache zu befestigen und die Begeisterung in den Seelen zu nähren, — ein schwieriges Werk in den zahllosen Wechselfällen eines so langwierigen Kampfes. John Adams, der zweite Präsident der Vereinigten Staaten, Washingtons Nachfolger, sagte geradezu, die wahre amerikanische Revolution sei von der Presse gemacht worden. Die französische Julirevolution ging unmittelbar von Prefsfragen und von der Presse aus, und wenn man die Geschichte der Februarrevolution liest, könnte man geradezu von einer Journalistenrevolution sprechen. Aber trotz allem äufseren Schein mufs man sich vor der Annahme hüten, als ob in diesen und ähnlichen Fällen die öffentliche Meinung und die aus ihr hervorgegangene politische Bewegung das ausschliefsliche Werk der Presse gewesen wäre. Es waren überall die Vorbedingungen der Bewegung virtuell vorhanden, der Boden längst vorbereitet, ehe die Funktion der Presse begann.

Welches war nun aber diese Funktion? Welches ist der Anteil der Presse an der Schaffung einer öffentlichen

Meinung? Niemals vermag die Presse eine Bewegung aus dem Nichts zu schaffen, aus dem Boden zu stampfen; ihre Tätigkeit besteht darin, das latent Vorhandene herauszubringen, sich bildende Anschauungen zu befestigen und zu verbreiten, der Bewegung einen taktischen Mittelpunkt zu verleihen, ihr Methode, Folgerichtigkeit und ein klares Ziel zu geben. Mit anderen Worten: die Presse wirkt nicht schaffend, sondern verstärkend, nicht primär, sondern sekundär — oder mathematisch ausgedrückt, sie wirkt als Multiplikator. Die Null, selbst mit der grofsen Kraft der Presse multipliziert, bleibt Null. Setzen wir aber statt der Null eine wenn auch kleine positive Gröfse, so ergibt sich aus der Multiplikation mit der Presse eine grofse Zahl. Blofs mittelst der Presse, das heifst ohne das Vorhandensein der inneren Voraussetzungen, läfst sich somit eine dauerhafte und politisch verwertbare öffentliche Meinung nicht schaffen. Napoleon I. hat, wohin er seinen Fufs setzte, vor allem die Presse in seinen Dienst gezwungen; die Zeitungen in Deutschland, soweit es seiner Gewalt unterlag, mufsten eine Haltung beobachten, die von jener des Pariser „Moniteur" nur wenig zu unterscheiden war [1]). Aber diese dem Volksempfinden und Volksbewufstsein widersprechende Haltung der Presse war nicht im stande, eine wahre öffentliche Meinung für Napoleon zu schaffen, sie brachte nur den toten Schein einer öffentlichen Meinung hervor, ein Potemkinsches Dorf, das in dem Augenblicke in nichts zerflofs, da der Eroberer gestürzt war.

Um sich über das Wesen der öffentlichen Meinung klar zu werden, ist es am besten, nochmals auf die mathematische Formel zurückzugreifen. Die öffentliche Meinung ist das Produkt aus zwei Faktoren; der eine ist die ursprüngliche lebendige Idee, der andere ist der Verstärkungsmultiplikator. Die Idee geht von den Denkern und Lenkern aus, sie wird

[1]) Vergleiche den zweiten Band von Ludwig Salomons „Geschichte des deutschen Zeitungswesens" (Oldenburg 1902), der in seiner Gänze die Geschichte der deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft (1792—1814) behandelt.

in der Gelehrtenstube oder im Kabinett des Staatsmannes geboren. Lebendige Aktionskraft besitzt sie, wenn sie auf die angemessenen Voraussetzungen im Volksleben stöfst, wenn sie dem augenblicklichen Zustande der öffentlichen Dinge und des Volksgeistes adäquat ist. Um aber zur öffentlichen Meinung zu werden, mufs, wie bemerkt, die Idee sich mit dem Multiplikator verbinden. Das ist nun regelmäfsig, aber nicht ausnahmslos die Presse. Dem Propagator der Idee stehen auch andere Mittel der Verbreitung und Verstärkung seiner Idee zu Gebote, das Buch, die parlamentarische Tribüne, das Vereinsleben, Versammlungen, öffentliche Vorträge, gesellige Zusammenkünfte, die unmittelbare stille Agitation von Mann zu Mann, und alle diese Mittel sind in jenen früher erwähnten Fällen erfolgreich zur Anwendung gelangt, in denen eine öffentliche Meinung ohne oder selbst gegen die gesamte Presse ins Leben gerufen wurde. Will man noch eine andere verdeutlichende Vorstellung, so wähle man eine solche aus dem musikalischen Gebiete: die Presse ist ein Resonanzboden, und zwar ein starker — aber der Resonanzboden allein macht noch keine Musik, er verstärkt nur den Schall.

Es war notwendig, diese anscheinend selbstverständlichen Unterscheidungen etwas breiter auszuführen, weil es sich darum handelte, die weit verbreitete, aber unberechtigte Identifizierung von Presse und öffentlicher Meinung zu beseitigen. Wir wiederholen: die Presse ist nur einer von den beiden Faktoren, welche in ihrer Verbindung die öffentliche Meinung erzeugen, und sie kann in dieser ihrer Funktion auch durch andere Mittel ersetzt werden. Die Regel freilich ist, dafs die Presse als das wichtigste und erfolgreichste Verstärkungsmittel dient. Da nun die öffentliche Meinung im Zeitalter des Demokratismus ein politisches Agens von besonderer Kraft und bedeutender Wirkung ist[1]), ergibt sich auch die dominierende Stellung des Prefswesens im politischen Getriebe.

[1]) Es sei hier daran erinnert, dafs das Wort „öffentliche Meinung“ von dem Weltreisenden Georg Forster zum ersten Male in deutscher

Dritter Abschnitt.
Presse und Politik.

Das Verhältnis der einzelnen Zeitung zum öffentlichen Leben, insbesondere zur Parteipolitik, kann von mannigfacher Art sein. Es lassen sich in dieser Richtung drei Typen feststellen. Doch mufs vorausgeschickt werden, dafs diese Typen nicht strenge voneinander gesondert sind, sondern dafs häufig Mischungen und Übergangserscheinungen auftreten. Gleichwohl kann man die im folgenden dargestellten Typen als die Haupt- und Grundformen des Journalismus in seiner Beziehung zur Politik unterscheiden.

1. Das individualistische Blatt. Es ist dies jene Zeitung, welche die streng persönlichen, nach jeder Richtung hin unabhängigen Auffassungen eines oder mehrerer Publizisten zur Geltung bringt. Es liegt nahe, diesen Typus als den vollkommensten aufzufassen. Nicht als ob die Unabhängigkeit der Verfasser die Gewähr für die Richtigkeit der vorgetragenen Anschauungen böte; auch der Unbeeinflufste kann irren. Aber die Unabhängigkeit ermöglicht es, das Beste zu bieten, was die Presse in ihrer subjektivistischen Funktion bieten kann: das durch keinerlei Rücksichten getrübte, höchstpersönliche Urteil eines freien Mannes, mit anderen Worten die reine subjektive Wahrheit. Der ideale Zustand ist nun der, dafs eine Anzahl solcher streng individualistischer Zeitungen bestehe, welche dann in Wirkung und Gegenwirkung das Entstehen einer geläuterten öffentlichen Meinung ermöglichen. Die Gröfse der „Times“ und ihre höchst einflufsreiche Stellung im politischen Leben Englands beruhte wesentlich darin, dafs sie diesen eminent persönlichen Charakter strenge zu wahren wufste.

2. Die Zeitung als Sprachrohr von aufsenstehenden Faktoren, wie politischen Parteien, wirtschaftlichen Gruppen, Regierungen. Die Zeitung dieser Art bedeutet nicht wie

Sprache gebraucht wurde; im Jahre 1794 schrieb er aus Paris, in Deutschland „fehle noch eine als Agens dienende öffentliche Meinung“.

der vorerwähnte Typus eine vollkommen selbständige Potenz im öffentlichen Leben, sondern sie wirkt als Verstärkung von Tendenzen, die auch auf einem anderen Forum, insbesondere dem parlamentarischen, in die Erscheinung treten.

3. Die Zeitung als Unternehmen im ökonomischen Sinne. Am genauesten läfst sich die Entstehung und Entwicklung dieses Typus in der französischen Presse verfolgen. Während der Restauration und unter dem Bürgerkönigtum finden wir die strenge Parteipresse vorherrschend: das Blatt bezieht seine Informationen und Inspirationen von den Parteiführern, wird von Parteifreunden materiell unterstützt, lebt von der Partei und für die Partei; es hat keine andere Aufgabe, als die Anschauungen der Führer und der Parteigenossen, seiner Leser, in die literarische Form zu giefsen. Tendenz ist die Hauptsache, die subjektivistische Funktion tritt stark hervor. Der Abonnementspreis ist unverhältnismäfsig hoch, die Leser zahlen ihn als eine Art von Parteisteuer, der Inhalt ist dürftig, der Nachrichtendienst besonders kärglich. In diese altfränkisch-idyllischen Zustände fährt Émile de Girardin wie ein Wirbelwind hinein. Seine Idee ist: ein Blatt zu schaffen, das nicht von der Partei und für die Partei lebt, sondern von und für sich selbst. Die Herabsetzung des Bezugspreises von den bis dahin üblichen 80 auf 40 Frk. schafft ihm die Möglichkeit, die Klientel ins ungemessene zu erweitern. Er tritt dem Gedanken näher, Abnehmer aufserhalb einer Partei zu suchen, Leser, die nicht weifse und nicht rote, nicht rechts und nicht links sind, sondern vor allem Leser als solche. Das will heifsen: er fafst vorzüglich das nichtpolitische Publikum ins Auge, darunter die Frauen, und danach richtet er seine Zeitung ein. Das Blatt mufs in erster Linie viel allgemein interessierenden Stoff enthalten: Informationen, Pikantes und Schöngeistiges. Welche finanziellen Opfer er dieser Idee bringt, und mit welchem blitzartigen Erfolg, wurde an anderer Stelle erwähnt. So wird die politische Zeitung alten Stiles durch das Informationsblatt, durch das Salon- und das Boulevard-

blatt in den Hintergrund gedrängt[1]. Es liegt nahe, dafs diese Zeitung neuen Stiles nicht oder mindestens nicht in erster Linie einer politischen Mission dient, dafs sie vielmehr ängstlich darauf bedacht ist, stets der jeweiligen Meinung ihrer Leser zu sein. Das in diesen Unternehmungen investierte, oft sehr ansehnliche Kapital ist naturgemäfs empfindlich für jeden Wandel der Stimmungen des Publikums und geneigt, sich diesem Wandel anzubequemen; das Kapital hat nun einmal allerorten und allerzeiten das natürliche Bestreben, sich zu erhalten. Daraus erklären sich Erscheinungen wie die bereits erwähnte des „Figaro“, der durch seine ursprüngliche Stellungnahme in der Dreyfus-Angelegenheit dem Ruin nahe gebracht wurde und sich gezwungen sah, schleunigst seine Haltung zu ändern.

Das englische Prefswesen weist in noch gewaltigeren Mafsstäben dieselben Erscheinungen auf. Neben den alten akkreditierten Parteiorganen wuchs eine mächtige Gruppe von Zeitungen empor, die ihr Dasein und ihr Gedeihen von vornherein nicht auf Tendenz, sondern auf Technik gründeten, auf Reichtum und üppige Mannigfaltigkeit des Inhaltes, auf glänzenden Informationsdienst und leuchtende Namen. Schlägt ein Unternehmen dieser Art ein, so wird es innerhalb kurzer Zeit ein Millionenwert, und es ist begreiflich, dafs die Eigentümer, die zumeist sehr bedeutende Anlagekapitalien gewagt und investiert haben, nicht den Heroismus aufbringen, ein solches Besitztum durch hartnäckige Opposition gegen eine starke Volksbewegung zu gefährden, ja zu zerstören. Lehrreich in dieser Hinsicht waren die Begleiterscheinungen des südafrikanischen Krieges. Man darf heute wohl bereits ein ruhiges Wort über diese Angelegenheit sprechen, die seinerzeit auch in Deutschland die Leidenschaften in so hohem Grade erregt hat. Eine objektive Beurteilung wird anerkennen, dafs das englische Volk in seiner erdrückenden Mehrheit den Transvaalkrieg

[1] Vergleiche Charles Fonsegrive a. a. O. S. 3—18.

als eine grofse nationale Angelegenheit, ja als eine Existenzfrage der angelsächsischen Rasse aufgefafst und durchgeführt hat; anders liefse sich die heroische und opferwillige Ausdauer nicht erklären, welche alle schlimmen Wechselfälle des Krieges überstanden hat. Die Begeisterung war grofs, war zäh und war fast allgemein. Gleichwohl genügt diese Tatsache für sich allein nicht, um die Erscheinung zu erklären, dafs in den grofsen Londoner Morgenblättern die Opposition gegen das kriegerische Unternehmen fast gar nicht zu Worte kam; um diese Erscheinung zu verstehen, wird man an den oben entwickelten Gedankengang anknüpfen und sich vor Augen halten müssen, dafs ein Widerstand gegen diese Volksbewegung für die grofsen Blätter die Zerstörung eines Riesenbesitzes bedeutet hätte. Herr Massingham, der Leiter des „Daily Chronicle“, mufste von der Leitung des Blattes zurücktreten, da er sich zur ministeriellen Politik in der Transvaalfrage nicht verstehen wollte.

Wohl am schärfsten ausgeprägt ist dieser dritte Typus in Amerika — am schärfsten deshalb, weil er dort mit einer fast versöhnenden Aufrichtigkeit zu Tage tritt. Die amerikanische Zeitung will keine Gesellschaftsrettung betreiben, sie will vor allem das Publikum durch ihre technische Vollendung gewinnen, und weit entfernt, ihre Natur als Geschäftsunternehmen zu verschleiern, erzählt sie gelegentlich recht offenherzig, wie vorzüglich sie rentiert, wie herrlich der country seat ihres Besitzers ist und welche Wohltaten der Mann zu üben vermag. Dafs es dort auch Newspaper brokers gibt, die Geschäfte in Zeitungsaktien machen gleich wie in Kohlenpapieren oder in Minenshares, erweckt in Amerika weder Staunen noch Entrüstung.

Auch die deutsche Presse konnte sich der Gewalt dieses Entwicklungsprozesses nicht entziehen, der ja vor allem in den Neigungen des Publikums wurzelt, und so sind auch hier zahlreiche journalistische Unternehmungen entstanden, die mehr oder minder deutlich die Züge des dritten Typus aufweisen. Ein lehrreiches Dokument dieser neuen Ära ist

ein kürzlich erschienenes Buch [1]), welches mit einer schlechthin amerikanischen Selbstverständlichkeit das Zeitungswesen ausschliefslich aus dem kommerziellen Gesichtspunkte behandelt. Zur Kennzeichnung des Geistes, in welchem der Verfasser an das Zeitungswesen herantritt, mögen folgende Sätze (S. 54) aus dem Kapitel über die Rentabilitätsberechnung dienen: „Wer sein Vermögen zum Ankaufe oder zur Unterstützung einer Zeitung verwenden soll, wird wissen wollen, welchen Wert das Unternehmen selbst hat. Die Werte einer Zeitung stecken zum grofsen Teil in dem unberechenbaren Bedürfnis für (sic!) die von der Zeitung vertretenen Meinungen. Wenn nun einmal das Bedürfnis für die von der Zeitung vertretene Tendenz nachläfst, dann sinkt auch der Wert des Blattes erheblich. Die Möglichkeit, mit dem Blatte die Schwenkung der öffentlichen Meinung mitmachen zu können, verspricht keine allzugrofsen Vorteile, denn es gibt jetzt in Deutschland überall genügend andere Blätter, die auf solche Wandlungen und Schwankungen hinarbeiten und stets bereit sind, schon bei beginnender Veränderung der Situation das Erbe anzutreten. . . .“ Die Naivität, womit hier der Gesinnungswechsel als das nächstliegende und selbstverständliche Mittel zur geschäftlichen Rettung des Unternehmens behandelt wird, darf nicht mit einem Lächeln erledigt werden, man mufs vielmehr die angeführte Äufserung als das unbewufste und darum sehr eindrucksvolle Bekenntnis einer weitverbreiteten Auffassung des Prefswesens gelten lassen.

Da hier weder eine Apologie noch ein Pamphlet, sondern die objektive Feststellung und Erklärung von Tatsachen des Prefswesens geboten werden soll, wird der Leser auf den temperamentvollen Ausdruck des Mifsfallens über diese Entwicklung eines Teiles der modernen Presse verzichten müssen. Dieses Mifsfallen ist ebenso wohlfeil, wie unnütz und einseitig. Man darf nämlich nicht übersehen, dafs die

---

[1]) „Kauf, Gründung und Finanzierung von Zeitungen und Zeitschriften“ von Gustav Schmidt. Leipzig 1903.

Schuld an dieser Entwicklung zum grofsen Teile dem Publikum zuzumessen ist. Das Publikum hat die Expansion der Tagespresse nicht nur geduldet, sondern gefördert; das Publikum ist es, das sich daran gewöhnt hat, von seiner Zeitung die vollkommenste Enzyklopädie des Tages zu fordern; das Publikum ist es, das den Wettbewerb der Blätter mit seinem ermunternden Beifall begleitet und bereit ist, seine Gunst jeweils dem reichsten, üppigsten Blatte zuzuwenden. Dafs dieser Zustand auch als Phänomen des Kultur- und Bildungswesens nicht erfreulich ist, wurde bereits an früherer Stelle dargelegt, wo von dem Monopol der Presse über das Lesebedürfnis des heutigen Geschlechtes gehandelt wurde. Eine Rückbildung zu bescheideneren Verhältnissen tut zweifellos not; aber es bedürfte eines langwierigen, von den besten Geistern der Nationen geförderten Erziehungsprozesses, um diese wohltätige Rückbildung herbeizuführen. Heute stehen wir offenbar auf dem Höhepunkt der, man könnte sagen, plutokratischen Entwicklung des Prefswesens. Der schlagende Beweis hierfür liegt in der wohlbekannten Tatsache, dafs die technisch vollkommensten Blätter ihren Leserkreis aus allen, auch aus den feindlichen Parteilagern rekrutieren, dafs zahlreiche Leser — unbeschadet und vorbehaltlich ihrer politischen Überzeugung — ein gegnerisches Blatt halten, weil sie in der eigenen Parteipresse keine Zeitung finden, die sie technisch befriedigt. Erst wenn das Publikum seine Anforderungen wieder auf ein besonnenes Mafs herabgesetzt und damit die Existenz von Zeitungen mit einem bescheidenen Apparat und mäfsigen Budget ermöglicht hat — erst wenn ein solcher Zustand geschaffen ist, in welchem die Zeitung kein kapitalistisches Grofsunternehmen sein mufs und durch einen Wandel der Gunst des Publikums nicht mit einem Schlage Millionenwerte vernichtet werden — erst dann und nicht früher wird das Publikum ein Recht haben, die heutige Entwicklung der Dinge zu tadeln, und dann werden ihm auch in gröfserer Zahl als zur Stunde Blätter zur Verfügung stehen, welche sich den jetzt oft unerschwinglichen, weil tötlichen Luxus gönnen

dürfen, in jedem Sturm und Braus und selbst gegen die mächtigste Volksbewegung das Banner der Überzeugung hochzuhalten.

Ich bin mir der Gefahr bewufst, wegen dieser Auslassungen des Widerspruches geziehen zu werden. An anderer Stelle habe ich die bedenklichen Folgen der Hypertrophie des Prefswesens für das geistige Leben der Gegenwart dargelegt, und hier wird eine Vermehrung der Blätter als wünschenswert hingestellt. Allein der Widerspruch ist ein scheinbarer. Schädlich für die geistige Verfassung des Lesers ist das Anschwellen seiner Zeitung, das Übermafs des Inhaltes in dem einzelnen Blatte, weil der Leser der Versuchung nicht widersteht, sich den ganzen Inhalt des Blattes anzueignen und damit Gefahr läuft, aufser seiner Zeitung nichts mehr lesen zu können. Eine Vermehrung der Zahl der Zeitungen stelle ich mir aber vor Hand in Hand gehend mit einer angemessenen Reduktion des Umfanges, des Inhaltes und somit der Gestehungskosten. Die Zeitung dieser Art würde nicht mehr das Monopol über die Lesezeit und Lesekraft des Publikums ausüben, und für die politische Erziehung der Völker ergäbe sich jener Vorteil, der bei der Besprechung des ersten Typus der politischen Zeitungen dargelegt wurde: aus Wirkung und Gegenwirkung solcher streng individualistischer Zeitungen entstünde eine geläuterte öffentliche Meinung. Denn — und hier knüpfen wir an einen bereits in anderem Zusammenhange ausgesprochenen Gedanken an —: jedes Übel, das die Presse verursacht, wird nur wieder durch die Presse beseitigt, und damit dies möglich sei, mufs das Entstehen und Bestehen einer zahlreichen Presse ermöglicht werden. „Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baum: geniefst man die Frucht, so erkrankt man; geniefst man die Blätter, so genest man von dieser Krankheit — und umgekehrt.“ So schrieb ein guter Kenner der Psychologie der Presse und ihres Publikums, Heinrich Heine[1]). Und Louis Veuillot, der gröfste katholische Publizist

[1]) „Gedanken und Einfälle“. IV. Teil: Staat und Gesellschaft.

Frankreichs, schrieb 1871 höchst pessimistisch, weil unmittelbar unter den schrecklichen Eindrücken der Kommune: „Ich habe mein ganzes Leben lang in der Presse gearbeitet und ich liebe sie nicht. Ich könnte sagen, ich hasse sie. Aber sie gehört zu der ansehnlichen Kategorie der notwendigen Übel. Die Zeitungen sind eine solche Gefahr geworden, dafs es notwendig ist, ihrer viele zu schaffen. Die Presse kann nur durch die Presse bekämpft, nur durch ihre Menge neutralisiert werden. Fügen wir zu diesen Giefsbächen immer neue Giefsbäche hinzu, damit einer im andern aufgeht und sie alle einen grofsen Sumpf, wenn man will, ein Meer bilden. Der Sumpf hat seine Lagunen, das Meer hat seine Augenblicke der Ruhe. Wir wollen sehen, ob man da irgend ein Venedig aufbauen kann . . .[1]“.

---

[1]) Tavernier a. a. O. S. 321.

Vierter Teil.

Presse und Staatsgewalt.

---

a) Die Regierenden und die Presse. Da das gedruckte Wort sich frühzeitig als Macht offenbarte, mufste sich die Staatsgewalt in ein bestimmtes Verhältnis zur Presse setzen. Die Entwicklung und die mannigfachen Phasen dieses Verhältnisses bilden bei allen Kulturvölkern einen wichtigen Bestandteil der geistigen Bewegung und der politischen Geschichte. Es wäre jedoch irrig, anzunehmen, als ob dieses Verhältnis zwischen den Regierenden und dem Zeitungswesen ausschliefslich ein Streitverhältnis gewesen wäre, als ob es sich in Beschränkungen der Presse einerseits, im Kampfe gegen diese Beschränkungen andererseits erschöpft hätte. Vielmehr haben die leitenden Mächte im Staate, Höfe und Regierungen, dem Journalismus frühzeitig reges Interesse und vielfache Förderung zugewendet; lange bevor weitere Volkskreise die Kraft und Bedeutung des Zeitungswesens erfafsten, haben Staatshäupter und Staatslenker den jungen Riesen gehegt und gepflegt und ihn selbstverständlich auch in ihre Dienste gestellt. Schon die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung war ein deklariertes kaiserliches und Regierungsorgan; im Laufe des 17. Jahrhunderts finden wir an den meisten deutschen Höfen Staatszeitungen. In Frankreich waren es Ludwig XIII. und Richelieu, die im Journalismus ein kostbares Werkzeug ihrer Pläne erkannten und sich eifrig seiner bedienten. Die „Gazette“ des Renaudot wurde häufig als Sprachrohr benutzt, der König selbst griff manch-

mal zur Feder — es soll eine etwas plumpe Feder gewesen sein —, und der grofse Kardinal informierte, inspirierte, konzipierte und redigierte. In Rufsland war die St. Petersburger Zeitung unmittelbar eine Schöpfung der offiziellen Stellen, sie war von der kaiserlichen Akademie gegründet, und später traten Blätter hinzu, die von den einzelnen Ministerien herausgegeben wurden. Friedrich der Grofse war ein eifriger und geschickter Publizist, wufste die „Spenersche Zeitung“ klug zu verwerten, vollführte in ihren Spalten manches diplomatische Kunststückchen, und von ihm stammt das in einem Briefe des Kabinettsministers Grafen Podewils an den Minister v. Thulmayer vom 5. Juni 1740 bezeugte, seither vielberufene Wort, dafs „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genieret werden müfsten“. Napoleon I. wufste wie keiner die Kraft der Presse zu würdigen; es war erstaunlich, in welchem Ausmafse und mit welcher Sorgfalt er sich über die Haltung fast der gesamten europäischen Presse informierte. Sein Streben, die Zeitungen sich dienstbar zu machen, verleitete ihn zu einem Prefsdespotismus, wie er in solcher Schärfe und Rücksichtslosigkeit seither kaum je wieder erlebt wurde; doch mufste er erleben, dafs die Presse nur so weit, als sein eiserner Arm reichte, ihm dienstbar war und dafs die gedruckten Huldigungen sofort in ihr Gegenteil sich wandelten, als die Gunst des Waffenglückes ihm untreu wurde. Aber im Leben des Kaisers finden sich auch feinere Züge. Napoleon mifstraute dem Übermafs an Begeisterung, womit ihn die Pariser Zeitungen regalierten, und er liefs deshalb für sich, für sich ganz allein, eine Zeitung schreiben, deren Verfasser Fiévée, ein früherer Mitarbeiter des „Mercure“, die Pflicht hatte, in seinen Artikeln dem Kaiser die volle, ungeschminkte Wahrheit über die Tagesfragen vorzusetzen. Napoleon hatte keinen gelehrigeren Schüler als seinen grofsen Gegner Metternich, der unter der Beihilfe Friedrichs v. Gentz die Handhabung des Prefsapparates zur Höhe einer staatsmännischen Kunst erhob. Des Kaisers Neffe, der dritte Napoleon, erbte das warme Interesse für das Zeitungswesen,

bei ihm wurde es zur Liebhaberei, er hatte geradezu eine Leidenschaft für bedrucktes Papier. In hohem Mafse schätzte er die Kunst, einen feinen politischen Artikel zu bauen, und selbst technische Fragen des Zeitungswesens waren seiner Teilnahme gewifs. Granier de Cassagnac erzählt, dafs der Kaiser sich recht sachverständig über den fulminanten Erfolg des jungen „Figaro“ unterhalten und die Meinung geäufsert habe, der Erfolg sei vornehmlich auf die zahlreichen, knappen und mannigfaltigen Artikel des Blattes zurückzuführen. Kaiser Wilhelm I. legte schon als Prinzregent von Preufsen grofses Gewicht darauf, sich genau über die publizistischen Erscheinungen zu unterrichten; in der königlichen Bibliothek zu Berlin finden sich auch viele aus der königlichen Hausbibliothek übernommene Broschüren, deren Ausführungen die Hand des Regenten mit dem Rotstifte begleitet hat [1]). Die eingehende und objektive Information des Staatsoberhauptes über die politischen Äufserungen der Presse gehört gegenwärtig in einer Reihe von Staaten zu den Obliegenheiten der höchsten Zentralstellen. —

Diese flüchtige Skizze genügt wohl, um zu verdeutlichen, dafs das Verhältnis zwischen Presse und Staatsgewalt keineswegs blofs durch den Kampf für und gegen die Prefsfreiheit bezeichnet ist. Allerdings trat diese Seite des Verhältnisses schon von den ersten Tagen des Prefswesens an besonders scharf hervor. Die aufserordentliche Wucht und vehemente Wirksamkeit des gedruckten Wortes mufste der Staatsgewalt frühzeitig die Veranlassung geben, dem Prefswesen ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dafs die Tätigkeit der Staatsgewalt hierbei in weitem Ausmafse eine abwehrende war, kann nicht wundernehmen. Allzu plötzlich, überraschend, verwirrend und beängstigend war die neue Macht hereingebrochen, und leicht konnte es deshalb geschehen, dafs sich die gefährdete und ältere legitime Macht zu einer Über-

---

[1]) Theodor Scheffer: „Die preufsische Publizistik im Jahre 1859 unter dem Einflusse des italienischen Krieges. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland.“ Leipzig 1902.

schreitung der Notwehr hinreifsen liefs. Die überharte Beurteilung der Prefspolitik früherer Jahrhunderte wird einer milderen Auffassung weichen, wenn man dieses psychologische Moment sowie die Tatsache würdigt, dafs jede Macht das natürliche Bestreben hat, sich mit allen Mitteln zu erhalten. Die mildere Auffassung mufs zumal dann Platz greifen, wenn man wahrnimmt, dafs spätere Zeiten, die bereits über eine sehr ausgebildete Doktrin der Prefsfreiheit verfügten, sich in diesem Punkte nur wenig von einer viel früheren Vergangenheit unterschieden, und dafs auch in diesen späteren Zeiten die herrschenden Machtinteressen jeweils geneigt waren, dem Einflusse des gedruckten Wortes mit dem uralten und einfachen Mittel der Unterdrückung zu begegnen. Von dieser Regel machten auch solche Parteien keine Ausnahme, die von einer radikalen Freiheitsbewegung emporgetragen waren; sobald sie in den Besitz der Gewalt gelangt waren, hegten sie wenig Bedenken, im Falle der Not die Grundsätze zu verleugnen, denen sie ihr Emporkommen verdankten. Das Wort des französischen Satyrikers: „Die Roten, das sind die Weifsen, die noch nicht am Ziele angelangt sind; die Weifsen, das sind die Roten, die ihr Ziel erreicht haben“ — dieses Wort findet seine Bekräftigung auch auf dem Gebiete der Prefspolitik. Seit Jahrhunderten wird in einer unermefslichen und unübersehbaren Literatur die Theorie der Prefsfreiheit entwickelt, nirgends hat die naturrechtliche Betrachtungsweise, die sich ihr Recht aus den Wolken herabholt, solche Triumphe gefeiert wie hier. Aber es erfüllt mit wehmütigen Gedanken über die Hinfälligkeit politischer Theorien, wenn man zusieht, wie sie rasch und leichten Herzens von jenen über Bord geworfen werden, von denen sie mit machtvoller Überzeugung, hinreifsendem Pathos und grofsem persönlichen Erfolge vertreten worden waren. Die Gewalthaber der ersten französischen Revolution, die unter dem Banner der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit den Sieg errungen hatten, leiteten ihre Herrschaft mit mafslosen Vergewaltigungen der gegnerischen Presse ein; in einem Blatte der Revolutionszeit,

„Le Thé", konnte man eine entsetzliche Liste lesen, die Namen der Publizisten, die seit dem 14. Juli 1789 geköpft, gemeuchelt, erdolcht, deportiert, gefoltert oder ihres Vermögens beraubt worden waren. Achtzig Jahre später, während der Pariser Kommune, dieser vulkanischen Eruption eines anarchischen Freiheitsdranges, forderte Lissagaray in der Zeitung „L'action" peremptorisch die Unterdrückung aller Blätter, die der Kommune feindlich gesinnt waren, und Tags darauf wurden „Journal des Débats", „Constitutionel" und „Paris-Journal" prompt unterdrückt. (Tavernier a. a. O.) Es ist kaum nötig, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren, die alle auf das weise Goethesche Motto gestimmt sind:

„O Freiheit süfs der Presse!
Nun sind wir endlich froh;
Sie pocht von Messe zu Messe
In dulci jubilo.
Kommt lafst uns alles drucken,
Und walten für und für;
Nur sollte keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir[1])."

b) Beschränkungen der Prefsfreiheit. Die vorher erwähnten Fälle von Einschränkung oder Vernichtung der Prefsfreiheit haben sich allerdings aufserhalb der Bahnen der Rechtsordnung, in Zeiten tiefreichender Erschütterungen des öffentlichen Lebens ereignet. Die Rechtsordnungen der meisten abendländischen Staaten sind heute auf dem Grundsatze einer mehr oder minder ausgebildeten Prefsfreiheit aufgebaut; man darf die Prefsfreiheit so ziemlich als gemeines Recht dieser Staaten bezeichnen. Eine Betrachtung der Beschränkungen der Prefsfreiheit bietet deshalb überwiegend nur mehr geschichtliches Interesse; in den Verfassungsstaaten haben sich wenige von ihnen erhalten, und diese wenigen sind vielfach Ordnungsvorschriften, die offenkundigen Rücksichten des Staatswohles entsprechen und nur uneigentlich als Einengung der Prefsfreiheit bezeichnet werden können.

---

[1]) „Zahme Xenien" II.

Die Beschränkungen der Prefsfreiheit lassen sich in vier Gruppen scheiden, und zwar:

Beschränkungen, welche unmittelbar die Entstehung und das Dasein der Zeitung berühren;

Beschränkungen in Bezug auf den Inhalt der Zeitung;

Beschränkungen, welche die Verbreitung des Blattes berühren;

Beschränkungen, die mit einer finanziellen Belastung verbunden sind und somit das materielle Gedeihen der Zeitung berühren.

1. Zur ersten Gruppe gehört das Privilegien- und Konzessionssystem. Die Zeitung konnte nur mit ausdrücklicher landesherrlicher oder behördlicher Genehmigung ins Leben treten. Da für die Erteilung des Privilegiums auch regelmäfsig gröfsere oder geringere Zahlungen zu leisten waren, so fällt das Privilegiensystem gleichzeitig in die vierte Kategorie der Beschränkungen. Sehr straff wurde es in Frankreich gehandhabt, wo bis ins 18. Jahrhundert hinein die Blätter nur auf Grund eines Privilegiums bestehen durften, und zwar wohlgemerkt nichtpolitische Blätter; die Veröffentlichung politischer Neuigkeiten war Monopol der „Gazette de France“. Ausländische Zeitungen, die nach Frankreich kamen, mufsten an das Ministerium des Äufseren Zahlungen entrichten. Auch in Deutschland war das Konzessionssystem lange Zeit in Übung und wurde vorzüglich aus fiskalischen Gesichtspunkten gehandhabt. Es ist bereits an anderer Stelle erwähnt worden, dafs die Einnahmen aus dem Ertrage der privilegierten Intelligenzblätter von vornherein bestimmten Verwendungszwecken zugewiesen wurden; das gleiche geschah oft, auch in Österreich, mit dem Erträgnisse der übrigen Privilegien. Die Zahlungen des „Wiener Diariums“ waren zunächst für die Kosten des Baues der Hofbibliothek bestimmt, die der „Schlesischen Zeitung“ für die Verbesserung der schlesischen Brunnen und Badeanstalten; in Preufsen wies man die Erträge dem Potsdamer Militärwaisenhaus zu, in Frankreich bestritt man namentlich die Pensionen für Literaten aus dieser Quelle, die übrigens ganz reichlich

flofs: bis zum Jahre 1762 wurden zu Lasten des „Mercure de France“ nicht weniger als 28000 Livres an Schriftstellerpensionen ausgezahlt, die „Année litéraire“ war beim Tode ihres Begründers Fréron mit 4000 Livres belastet, das „Journal de politique et de litérature“ ergab 22000 Franks [1]).

2. Die Beschränkungen in Bezug auf den Inhalt waren und sind zum Teile noch heute von zweierlei Art: rechtlicher Zwang zur Aufnahme oder Verbote der Aufnahme von Mitteilungen und Auslassungen eines bestimmten Inhaltes. In der älteren Zeitungsgeschichte begegnet man häufig einem Monopol einzelner Blätter für Mitteilungen bestimmter Art, so dafs allen anderen Zeitungen eines Verwaltungsrayons die Veröffentlichung gleichartiger Mitteilungen verwehrt war. So genofs die im Besitze der sächsischen Regierung befindliche, im Jahre 1660 gegründete „Leipziger Zeitung“ über anderthalb Jahrhunderte, bis zum Jahre 1830, das Vorrecht, allein im ganzen Umkreise der kursächsischen Länder politische Nachrichten aus dem Auslande zu melden, während alle anderen sächsischen Zeitungen Nachrichten solcher Art nur mit Genehmigung der Redaktion der Leipziger Zeitung bringen durften, in jedem Übertretungsfalle aber zehn Taler Strafe zahlen mufsten [2]). Recht offenherzig und bezeichnend für seine Zeit war auch das Vorgehen jenes Statthalters der Niederlande, der im Jahre 1605 dem Abraham Verhoeven das Recht erteilte, in seinem Blatte nur mitzuteilen „toutes les victoires, les sièges et prises de villes que les dits princes feraient ou gagneraient“.

Während solche und ähnliche Beschränkungen aus früheren Zeiten unmittelbar politischen Absichten oder dem Zwecke der Begünstigung einzelner Zeitungen dienten, kennt das heutige Prefsrecht eine Reihe von Einschränkungen, die sich wesentlich aus dem öffentlichen Interesse ableiten; es sind dies unter anderem die Verbote der Mitteilung militä-

---

[1]) Tavernier a. a. O. S. 48.

[2]) „Dresdener Anzeiger. Seine Geschichte von 1730 bis zur Gegenwart“. Dresden 1903, S. 3.

rischer und diplomatischer Geheimnisse, der Veröffentlichung von Anklageschriften vor der Verhandlung, die Verbote öffentlicher Aufforderung zu Geldsammlungen behufs Ersatzes einer wegen einer strafbaren Handlung verhängten Geldstrafe und der Empfangsbestätigungen hierfür. Auf der anderen Seite finden wir die rechtlichen Gebote zur Aufnahme amtlicher Bekanntmachungen sowie der Berichtigungen von Behörden und Privaten.

Das wichtigste Mittel aber zur Beeinflussung des Inhaltes der Zeitungen, das denn auch im Mittelpunkte des mehrhundertjährigen Kampfes um Prefsfreiheit stand, war die Präventivzensur: es dürfen nur jene Gedankenäufserungen durch mechanische Vervielfältigung mitgeteilt werden, die vorher von der Behörde zur Kenntnis genommen und approbiert worden sind. Die Anfänge der Zensur darf man vielleicht schon im alten Rom suchen, wo nach den Berichten des Dio Cassius die Kaiser Tiberius und Domitianus sorgfältig die Veröffentlichungen in den Acta diurna überwachten, damit darin nichts ihren Absichten Zuwiderlaufendes Aufnahme fände. Als eigentlicher Begründer der Zensur gilt Papst Alexander VI., doch folgte der kirchlichen Gewalt alsbald die weltliche, und Jahrhunderte hindurch, zum Teile bis spät ins 19. Jahrhundert hinein, hat bekanntlich die Zensur in der literarischen und geistigen Bewegung die gröfste Rolle gespielt. Heute wird die Zeitungszensur teilweise noch in Rufsland und in der Türkei gehandhabt; in England fiel sie im Jahre 1694, in Schweden 1766, in Dänemark 1770, in den Vereinigten Staaten 1787, in Frankreich 1791 und definitiv 1830, in Norwegen 1814, in Belgien und den Niederlanden 1815, und die letzten Reste der Zensur wurden in Mitteleuropa durch die Stürme des Jahres 1848 beseitigt. Die Gründe, die zu ihrer Aufhebung führten, waren aufser den allgemein politischen auch besondere technische: es war schwer, für das ebenso verantwortungsvolle wie odiose Amt des Zensors die geeigneten Kräfte zu finden; mancherorts, wie in England, wurde durch die Zensur eine schlimme Korruption in

literarischen Dingen grofsgezogen[1]), und schliefslich kam auch der Umstand in Betracht, dafs die Behörde, ohne es zu wollen, die Verantwortung für die freigegebenen Publikationen im vollen Umfange übernahm.

Aufser der Zensur war das Verwarnungssystem dazu bestimmt, auf den Inhalt der Zeitungen Einflufs zu nehmen. Dieses speziell während der ersten Hälfte der fünfziger Jahre in Mitteleuropa viel gehandhabte, heute noch in Rufsland und der Türkei teilweise geltende System besteht darin, dafs die Zeitung wegen eines als mifsliebig empfundenen Artikels eine Verwarnung erhält, und dafs nach mehrmaliger Wiederholung solcher Verwarnungen die gänzliche oder zeitweilige administrative Unterdrückung des Blattes erfolgen kann. Dieses Schicksal widerfuhr schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts der „Polnisch-schwedischen Zeitung", welche durch wiederholte „Verwarnungen vor weiteren Exzessen unter namentlicher Empfehlung der Moderation" solange vexiert wurde, bis sie einging.

3. Beschränkungen, die sich auf die Verbreitung des Blattes beziehen, sind in älteren Zeiten direkte Leseverbote für Kleriker oder Männer der Wissenschaft, wodurch diese oder jene Publikation von der Lektüre ausgeschlossen wurde, ferner unmittelbare Verwaltungsverbote der Verbreitung, insbesondere gegen ausländische Zeitungen, dann Kolportageverbote, Erschwerungen des postalischen Vertriebes oder gänzliche Einstellung desselben durch Entziehung des Postdebits, endlich die richterliche und polizeiliche Beschlagnahme. Eine Reihe dieser Beschränkungen steht noch heute in Kraft, sie dienen weniger Zwecken einer bestimmten Prefspolitik, als Rücksichten der öffentlichen Ordnung und der Strafrechtspflege in Prefssachen.

4. Beschränkungen finanzieller Art sind die Papiersteuer,

---

[1]) Miltons „Verlorenes Paradies" hatte mit Zensurschwierigkeiten zu kämpfen, weil der Verfasser im oppositionellen Lager stand; hingegen vermochten die Schlüpfrigkeiten Drydens, Wycherleys und Etheredges die Zensur leicht zu passieren, weil die Autoren der herrschenden Partei angehörten.

der Zeitungsstempel (gegenwärtig noch in der Türkei), die Inseratensteuer und der Kautionszwang, der noch in Rufsland besteht. Der Kautionszwang wurde insbesondere mit der Erwägung begründet, dafs er eine gewisse Sicherheit für ein gediegenes materielles Fundament des Zeitungsunternehmens gewähre. Angesichts der mächtigen Entwicklung des neuzeitlichen Prefswesens waren aber die Kautionen selbst dort, wo die höchsten Beträge hierfür festgestellt waren, kaum geeignet, in dieser Richtung einen irgendwie erheblichen Nutzen zu bringen. In der Tat wurde die Kaution einfach zu einem Garantiefonds für eventuelle Geldstrafen, die über das Blatt verhängt werden sollten, und da der Staat den vorherigen Erlag solcher Strafkautionen sonst nirgends fordert, gewann die Kaution immer mehr den Charakter einer exzeptionellen Mafsregel, und damit war ihr frühes oder späteres Hinwegfallen gewifs. —

c) Die Theorie der Prefsfreiheit. Wie bereits erwähnt, gehören in den Verfassungsstaaten die meisten der erwähnten Beschränkungen der Geschichte an; soweit in diesen Staaten Fragen der Prefsfreiheit zur Diskussion stehen, handelt es sich weniger um das Prinzip, als um dessen weitere Ausgestaltung. Aber wenn nun auch die Prefsfreiheit wenigstens in ihren Grundzügen als vollendete Tatsache und mit der Macht jener Realität vor uns steht, die der theoretischen Begründung entbehren kann, so ist es doch von Bedeutung, sich darüber klar zu werden, ob und auf welche allgemeine und grundsätzliche Erwägungen sich die Prefsfreiheit zurückführen läfst.

Die nächstliegende Erklärung wäre, die Prefsfreiheit aus einem persönlichen Rechte auf absolute Freiheit der Meinungsäufserung abzuleiten, — eine seit der französischen Revolution beliebte Theorie. Nun erscheint aber ein solches individuelles Recht in dem erwähnten Ausmafse nicht erforderlich. Das Individuum mufs es sich gefallen lassen und läfst es sich gefallen, dafs ihm viel wichtigere und wertvollere Rechte gekürzt werden. Man wird kaum einem Widerspruche begegnen, wenn man erklärt, dafs der weitaus

gröfsten Zahl von Staatsbürgern beispielsweise die schrankenlose Ausübung des Eigentumsrechtes viel bedeutungsvoller erschiene als die des Rechtes der freien Meinungsäufserung; gleichwohl hat sich das ursprünglich unbegrenzte römischrechtliche Eigentum unter dem Einflusse deutschrechtlicher Anschauungen sehr wesentliche Kürzungen gefallen lassen müssen. Eines der kostbarsten Rechte, das der Freizügigkeit, wird dem männlichen Staatsbürger in der Zeit seiner vollsten physischen Kraft gekürzt und eingeschränkt, er mufs es der allgemeinen Wehrpflicht opfern. Nicht allzulange ist es her, dafs ein so selbstverständlicher und fundamentaler Anspruch wie der auf freie Eheschliefsung und Gründung des eigenen Hausstandes ohne weiteres an dem Einspruche der Gemeinde scheitern konnte, ja es fehlt nicht an Stimmen, die die Wiedereinführung dieses Heiratskonsenses fordern. Befragt man das ursprüngliche, von politischen Doktrinen nicht berührte Volksempfinden, so wird man kaum der Meinung begegnen, dafs es zu den angeborenen und unentbehrlichen Menschenrechten gehöre, über alle öffentlichen Dinge eine Meinung mit voller unbeschränkter Freiheit abgeben zu können, und noch überdies mit jener unendlich verstärkten Wirkung, welche durch die mechanische Vervielfältigung herbeigeführt wird[1]).

Die Begründung der Prefsfreiheit aus einem angeborenen und ursprünglichen Individualrechte heraus besitzt also keine hinlängliche Überzeugungskraft, und an ihre Stelle tritt denn auch in der politischen und wissenschaftlichen Erörterung häufig eine andere Motivierung, die richtigerweise von den Interessen der Gesamtheit ausgeht, nicht von dem Rechtsanspruche des einzelnen: die Prefsfreiheit, oder er-

[1]) Eine heitere Illustration hierzu liefern die merkwürdigen Vorstellungen, welche die im März 1848 in Österreich verkündete Prefsfreiheit in weiten Kreisen der Bevölkerung wachrief. Die Tuchmacher glaubten, es handle sich um die Freigebung der bis dahin privilegierten Prefsmaschinen, und die Weinbauer in Niederösterreich meinten, sie würden nun „frei pressen“ dürfen. (Winckler, „Die periodische Presse Österreichs“. Wien 1875.)

schöpfender ausgedrückt, die Rechtsordnung in Prefssachen wird aus der Sphäre der elementaren Menschenrechte in die der politischen Nützlichkeitsfragen verlegt. Diese theoretische Begründung wird gemeiniglich folgendermafsen formuliert: Das Gedeihen des Staatswesens, eine heilsame Gesetzgebung und ein zweckdienlich funktionierender Verwaltungsapparat setzen voraus, dafs die leitenden Elemente des Staates, also der Souverän, die Regierung, die Behörden und das Parlament, von den Anschauungen, Wünschen und Beschwerden des Volkes unterrichtet seien; damit das geschehen könne, mufs eine freimütige und rückhaltlose Erörterung öffentlicher Dinge in der Presse ermöglicht werden. Bei dieser Argumentation wird also die Presse als Dolmetsch, Ausdruck und Exponent der öffentlichen Meinung ins Auge gefafst. Das ist richtig, aber es ist zu wenig. Die Presse ist nicht nur und ist nicht in erster Linie Ausdruck und Zeugnis der öffentlichen Meinung, sondern sie ist vor allem deren Mitbegründerin und Mitschöpferin. Will man also die Nützlichkeitsfrage der Prefsfreiheit beantworten, so mufs man die Presse auch in dieser ihrer Eigenschaft ins Auge fassen. Indem wir dies im folgenden tun wollen, sei antizipativ bemerkt, dafs auch aus diesem zweiten Gesichtspunkte unsere Nützlichkeitsfrage sich bejahen läfst.

Eine beliebte und anscheinend praktisch brauchbare Formel lautet: Es gibt eine „gute“ und eine „schlechte“ Presse. Die gute Presse ist die Freundin und Bundesgenossin der Staatsgewalt bei der Förderung des öffentlichen Wohles, die schlechte Presse ist der Feind und Schädling; die erste zu fördern, die zweite zu bekämpfen ist die Aufgabe richtiger Prefspolitik. Diese Formel ist einfach und einleuchtend, aber ungenügend. Vor allem ist die Diagnose zwischen guter und schlechter Presse keine absolut sichere. Dafs Revolver- und Erpresserblätter oder pornographische Zeitungen zur schlechten Presse gehören, ist zweifellos; aber die Schwierigkeiten beginnen, wenn die Blätter je nach ihrem politischen Verhalten in die eine oder die andere Kategorie eingereiht werden sollen. Bekanntlich tritt auch jene Presse,

die man die schlechte nennt und die es ja häufig wirklich ist, mit dem Anspruche auf, das allgemeine Beste anzustreben. Man hat es hier zumeist nicht mit fixen, unverrückbaren Distinktionen zu tun, sondern mit subjektiven Wertungen, die überdies dem Wandel der Zeiten unterworfen sind; was heute als die gute Presse gilt, kann morgen die schlechte sein und umgekehrt. Da scheint es nun zweckdienlich, die öffentliche Gewalt tunlichst der Notwendigkeit zu entheben, eine autoritative Diagnose zwischen guter und schlechter Presse anstellen zu müssen, und dies wird in weitem Ausmafse dann möglich, wenn man eine selbsttätige Ausgleichung zwischen den Einflüssen der guten und der schlechten Presse anbahnt. Es müssen die Bedingungen geschaffen werden, damit die Presse selbst die Wunden heile, die sie schlägt, mit anderen Worten, damit die gute Presse stark genug sei, um die Wirkungen der schlechten zu neutralisieren. Die Wirkung der Prefsfreiheit, zumal der Freiheit von besonderen fiskalischen Lasten, ist nun die, dafs sie das Entstehen und das Bestehen der Zeitungen erleichtert, hierdurch die Voraussetzungen für das freie Spiel der Kräfte schafft und jenen Zustand herbeiführen hilft, der oben[1]) als der wünschenswerteste im Zeitungswesen hingestellt wurde: aus Wirkung und Gegenwirkung von Blättern verschiedener Richtungen soll eine geläuterte öffentliche Meinung hervorgehen. Diesen Gedanken hat auch John Milton in seiner berühmten Apologie der Prefsfreiheit: „Areopagitica“ (1644) in den Vordergrund gerückt: „Lafst immerhin die entgegengesetztesten Lehren entfesselt werden und auf Erden ihr Spiel treiben, — wenn nur auch die Wahrheit auf dem Plan ist, dann tun wir Unrecht, durch Zensuren und Verbote den Zweifel an ihrer Kraft zu bekunden. Lafst sie ruhig mit dem Irrtum streiten! Wer hat jemals die Wahrheit unterliegen sehen im offenen und freien Kampfe? Die Widerlegung durch die Wahrheit ist die beste Unterdrückung des Irrtums.“

---

[1]) Seite 256.

Allerdings soll nicht übersehen werden, dafs dasjenige, was wir unter dem Worte „Prefsfreiheit“ begreifen, wesentlich ein Negativum ist. Prefsfreiheit im weitesten und entschiedensten Sinne des Wortes bedeutet einfach das Abhandensein eines jeden odiosen Privilegs der Presse, bedeutet den Verzicht der Staatsgewalt auf jede Sonderbehandlung der Presse. Dafs aber und aus welchen Gründen dieses Negativum allein noch nicht hinreicht, um jeder Tendenz und Bestrebung die Arena der Presse zu erschliefsen, wurde bereits dargelegt: die Ursache liegt in den enormen Kosten der Anlage und des Betriebes, gegenüber welchen die fiskalische Belastung keine entscheidende Rolle mehr spielt. Die Staatsgewalt kann ihrerseits bestenfalls Hindernisse aus dem Wege räumen, sie kann aber die Neigungen des Publikums nicht beeinflufsen, und diese Neigungen wenden sich heute überall vorwiegend der grofsen, reichen, und dadurch gleichsam monopolistisch geschützten Zeitungspresse zu. Die Wirkung der Prefsfreiheit im Sinne des Emporkommens einer zahlreichen Presse von mannigfachen Tendenzen ist seit jeher erheblich überschätzt worden; der fetischistische Glaube an die unbegrenzte Macht von Parlamentsbeschlüssen und Verwaltungsmafsregeln, der das ganze öffentliche Leben der Neuzeit kennzeichnet, mufste sich eben auch hier eines besseren belehren lassen. Prefsfreiheit vermag einiges zur Belebung des Zeitungswesens und der Zeitungsindustrie, zur Förderung eines mannigfaltigen, differenzierten Journalismus — aber sie vermag bei weitem nicht alles. Es wäre etwa noch zu erwägen, ob nicht der Staat über das Negativum hinaus zu einer positiven und aktiven Prefsförderungspolitik fortschreiten könnte. Gewifs liefse sich eine solche nach mancher Richtung hin entfalten. Es wäre z. B. möglich, dafs die Staatsverwaltung den offiziellen Berichterstattungsapparat in noch reicherem Ausmafse, als es schon geschieht, den Zeitungen zur Verfügung stellte; es wäre möglich, dafs durch die staatliche Organisation der journalistischen Fachausbildung dem Zeitungswesen ein besseres Material an Kräften zugeführt würde. Aber man täusche sich nicht

darüber, dafs das weitestgehende Wohlwollen der Staatsgewalt niemals mehr leisten kann, als für alle gleichmäfsige Voraussetzungen schaffen, auf denen dann Talent, Erfahrung und Kapitalskraft der einzelnen selbständig weiterbauen müssen [1]).

Fafst man das Problem der Prefsfreiheit als politische Nützlichkeitsfrage auf, so lassen sich zwei weitere Argumente zu ihren Gunsten anführen. Das eine liegt in der Eigenschaft der publizistischen Erörterung als eines Sicherheitsventils; selbst Treitschke [2]) erachtet „die Ungezogenheiten einer freien Presse für weniger bedenklich als die Gefahr einer tiefen grollenden Verbitterung derer, denen man den Mund verbunden hat". Das zweite Argument liegt in dem häufig wahrnehmbaren Mifsverhältnis zwischen Kraftverbrauch und Nutzeffekt bei weitgehenden Beschränkungen der Prefsfreiheit. Wir müssen hier auf das zurückkommen, was über das Kausalverhältnis zwischen Presse und öffentlicher Meinung gesagt wurde. Wir haben gefunden, dafs die Presse nur als Verstärkungsfaktor, als Multiplikator für die Idee wirkt, dafs sie somit für sich allein noch keine öffentliche Meinung schafft; ferner dafs nicht die Presse allein es ist, die jene Verstärkung bewirkt, sondern dafs die Idee auch über vielerlei andere Mittel verfügt, z. B. die parlamentarische Tribüne, Vereine, Versammlungen und die persönliche

---

[1]) Um Mifsdeutungen vorzubeugen, sei festgestellt, dafs hier nur ein beschränkter, hinter den hochgespannten Erwartungen zurückbleibender Erfolg, keineswegs etwa die Wirkungslosigkeit solcher Mafsregeln behauptet wird. Für Österreich, wo mit dem 1. Januar 1900 die Aufhebung des Zeitungsstempels in Kraft trat, hat Karl Junker in einer gründlichen Studie („Die Aufhebung des Zeitungsstempels und die österreichische Presse". Wien 1901) nachgewiesen, dafs im Gefolge jener Mafsregel schon im Laufe des nächstfolgenden Jahres 35 Prozent der bereits bestehenden Zeitungen eine Veränderung erfahren haben; bei 20 Prozent der Blätter wurde der Preis herabgesetzt, bei 15 Prozent fand eine Ausgestaltung statt. Der Zuwachs an neuen Blättern der bis dahin stempelpflichtigen Kategorie betrug $12^1/_2$ Prozent.

[2]) „Politik" Band I, S. 175.

Propaganda von Mann zu Mann. Verliert die Idee das eine Mittel der Verstärkung, so hat sie das natürliche Streben, sich der anderen um so ausgiebiger zu bedienen. Ein Kampf der Staatsgewalt gegen die Presse im allgemeinen oder gegen die Presse einer bestimmten Richtung kann daher leicht zu einer falschen Ökonomie der Kräfte führen, indem die Staatsgewalt ihren Widerstand nach einer Richtung hin bis zum äufsersten anspannt, während die übrigen Mittel der Propaganda offen bleiben und um so eifriger ausgenützt werden.

d) Wert der Prefsfreiheit. Die Beurteilung der Wirkungen und des Wertes der Prefsfreiheit für das öffentliche Leben läfst sich nicht loslösen von den politischen Grundanschauungen der Urteilenden und wird immer vorwiegend eine politische, keine fachliche Äufserung sein. Daher die aufserordentliche Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit der Meinungen, daher auch die Schwierigkeit, über diese Frage anderes als unerweisliche und höchstpersönliche Ansichten oder richtiger gesagt Empfindungen kundzugeben. Wie sehr die Auffassungen auseinander gehen, sei an wenigen Beispielen dargetan. Macaulay behauptet, eine der wohltätigsten Wirkungen der Prefsfreiheit in England sei die Verbesserung des Tones und die Hebung der Sittlichkeit gewesen. Die Zensur habe der wirklichen Ausgelassenheit und Gottlosigkeit kaum irgendwelche Zügel angelegt, und mit dem Tage, da die Emanzipation der englischen Literatur vollzogen war, habe deren Reinigung begonnen. Diese Reinigung sei nicht hervorgebracht worden durch die Dazwischenkunft von Senaten oder Magistraten, sondern des grofsen Körpers gebildeter Engländer, denen die freie Wahl gelassen war zwischen dem Guten und dem Schlechten, das ihnen vorgelegt wurde; so sei die freieste Presse in Europa zugleich auch die prüdeste geworden. Cucheval-Clarigny hingegen führt den besonnenen Ton der englischen Presse darauf zurück, dafs sie in einer Schule vieljähriger Verfolgungen und unter dem Joche strenger Gesetze Mäfsigung und Zurückhaltung gelernt habe. Wie strenge man in

England noch im 19. Jahrhuudert gegen die Presse vorging, zeigt der Fall der Gebrüder Hunt: sie wurden im Jahre 1812 zu je einem Jahre Gefängnis und 2000 Pfund Geldbufse verurteilt, weil ihr Blatt, der „Examiner“, geschrieben hatte, die „Morning Post“ sei wohl zu weit gegangen, als sie einen — damals fünfzigjährigen — Prinzen des königlichen Hauses einen Adonis nannte!

Hier wird also der gemessene Ton der englischen Zeitung auf das frühere drakonische Prefsregime, dort umgekehrt auf die Prefsfreiheit zurückgeführt. Ähnlich ist es mit allen anderen Aufstellungen. Während auf der einen Seite der Prefsfreiheit nachgerühmt wird, sie gestatte den Zeitungen, indem sie sie von fiskalischen Lasten befreit, die Aufwendung reicherer Mittel und hebe dadurch das geistige Niveau der Presse, wird ihr auf der anderen Seite vorgeworfen, sie fördere das Entstehen kleiner unzulänglicher Blätter von mangelhaftem Bildungswerte. Hierbei übersieht man, was bereits wiederholt hervorgehoben wurde, den mächtigen Einflufs der freien Wahl des lesenden Publikums auf die Gestaltung des Prefswesens — ein Faktor, der durch die Prefsgesetzgebung nicht neutralisiert werden kann. Es läfst sich überhaupt als gemeinsamer Zug aller Bewertungen des Prefsregimes eine gewisse Überschätzung seines Einflusses feststellen und eine Unterschätzung aller anderen Elemente des geistigen und öffentlichen Lebens. Man weist der Presse eine isolierte Stellung an und vergifst, dafs die Wirkungen, die sie entfaltet, von zahlreichen aufser ihr liegenden Momenten mitbestimmt, teils gefördert, teils geschwächt und durchkreuzt werden.

Die Taxierung des rein politischen Wertes der Prefsfreiheit ist naturgemäfs in noch weit höherem Ausmafse durch die politische Gesamtauffassung des Urteilenden bedingt. Die politischen Strebungen bewegen sich zwischen zwei Polen: Demokratismus und Autoritarismus. Diese Worte dürften, wenigstens für die Gegenwart, die gegensätzlichen Tendenzen im Staatsleben schärfer bezeichnen als die überkommenen Kategorien von Fortschritt und Reaktion, Liber-

alismus und Konservativismus, denn heute und in der nächsten Zukunft wird es sich wesentlich um die Entscheidung, oder besser gesagt um die richtige Ausgleichung zwischen Demokratie und Autorität handeln. Die demokratische Staatsauffassung nun stellt, da sie wesentlich von der Vorstellung des Ringens mit den leitenden Staatsgewalten beherrscht ist, den Nutzen der Prefsfreiheit in den Vordergrund und hält es mit Sheridans berühmtem Ausspruche: „Mag das Haus der Lords verderbt sein, das Haus der Gemeinen käuflich, mögen die Fürsten tyrannisch und die Gerichtshöfe servil sein — gebt mir eine nicht gefesselte Presse und ich will getrost alle diese Gewalten herausfordern, der Freiheit Englands auch nur um Haaresbreite nahe zu treten." — oder mit dem Worte Armand Carrels: „In der Kammer sind wir heute geschlagen worden, aber wir ziehen uns auf unsere uneinnehmbare Verschanzung zurück, auf die Presse. Dort gibt es keine Tagesordnung, um uns das Wort abzuschneiden, kein wutentbranntes Zentrum, um uns zu unterbrechen, keinen Präsidenten, den wir um die Erlaubnis bitten müssen, der Krone zu sagen, was wir von ihrem Ministerium denken." — Die autoritäre Staatsauffassung hingegen wirft der Prefsfreiheit vor, dafs sie wohl im Kampfe „gegen oben" gute Dienste zu leisten vermag, hingegen in dem unter Umständen ebenso notwendigen Kampfe gegen eine übermütige und gewissenlose Demagogie versage, ja zum gefährlichen Werkzeuge dieser Demagogie werde, weil das geschäftliche Interesse die Zeitung leicht zur Dienerin populärer, wenn auch verderblicher Strömungen mache. Angesichts dieser beiden gegensätzlichen Auffassungen begreift man, wenn in einem dritten Lager die Prefsfreiheit einfach als ein unabwendbares Fatum hingenommen wird, das jenseits von gut und böse steht, und über dessen Wirkungen nachzudenken eigentlich überflüssig ist. In diesem Sinne schrieb Alexis de Tocqueville („La démocratie en Amérique") die resignierten Worte, es gebe zwischen Sklaverei und Ungebundenheit der Presse kein Drittes, für die unschätzbaren Vorzüge der Presse müsse man eben ihre unvermeid-

lichen Nachteile hinnehmen. Und Napoleon I. meinte auf St. Helena, die Freiheit der Presse gehöre zu den Dingen, bei denen man heute nicht mehr zu entscheiden habe, ob sie gut sind oder nicht, sondern bei denen es höchstens darauf ankomme, ob man sich dem Strome der öffentlichen Meinung widersetzen kann.

Wenn dem so ist — und die geschichtliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts scheint Napoleon Recht gegeben zu haben — dann erübrigt nichts als wenigstens den Nachteilen der Prefsfreiheit tunlichst vorzubeugen. Georg v. Oertzen empfiehlt als Gegengift die Selbstzucht der Presse: wahrhaftig frei, so meint er, werde die Presse nicht von aufsen her, sondern indem sie zuerst innerlich frei wird, das heifst gehaltvoll und mafsvoll, besonnen und würdig sich selbst in eigene Zucht nimmt. Das ist ein edler Gedanke, und seine Verwirklichung könnte vielleicht gefördert werden durch die bereits angedeutete aktive Prefspolitik, durch zielbewufste publizistische Fachausbildung und durch öffentliche Organisation des publizistischen Berufes. Immer aber wird die beste Prophylaxe gegen die Nachteile der Prefsfreiheit gegeben sein in einer gediegenen politischen Erziehung des Volkes, welche dessen kritischen Sinn und geistige Selbständigkeit weckt, dann aber auch in einer Prefsgesetzgebung, welche, indem sie der Presse die volle Freiheit der Bewegung gewährt, dem Staate gleichzeitig die Mittel vorbehält, um offenkundigen Mifsbräuchen der Presse kraftvoll zu begegnen. —

Schlufsbetrachtung.

Die Zukunft der Presse.

Am Ende des Weges angelangt, der uns durch das weite Gebiet des Zeitungswesens, durch seine Vergangenheit und Gegenwart geführt hat, mögen wir das Verlangen empfinden, mit forschendem oder ahnendem Blick in die Zukunft der Presse zu schauen. Nicht um wohlfeile Prophezeiungen handelt es sich hier, die sich weder beweisen noch widerlegen lassen, sondern darum, ob wir nicht auf Grund gegebener und genau bestimmbarer Faktoren irgend eine Wahrscheinlichkeitsrechnung über die kommende Entwicklung des Prefswesens anstellen können. Und an solchen Berechnungsgrundlagen fehlt es in der Tat nicht. Wir müssen nur die Bedingungen ins Auge fassen, von denen der bisherige Entwicklungsgang des Prefswesens bestimmt wurde, und wenn diese Bedingungen nicht nur fortbestehen, sondern in verstärktem Ausmafse fortbestehen und fortwirken, dann darf man wohl annehmen, dafs auch die fernere Entwicklung der Presse eine fortschreitende und keine rückläufige sein wird.

Drei Umstände haben vorzüglich das Aufblühen des Journalismus gefördert. Vor allem war es die Zunahme der allgemeinen Volksbildung, die den Zeitungen ein immer gröfseres Publikum zugeführt hat. Es bedarf wohl keines Beweises für den unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Intensität der Volksbildung und der Ausbreitung des Prefswesens; immerhin aber ist es von Interesse, das Einleuchtende und Selbstverständliche sich auch ziffer-

mäfsig zu verdeutlichen. In der folgenden kleinen Übersicht, die nach den „Geographisch-statistischen Tabellen“ Otto Hübners (52. Ausgabe für das Jahr 1903) zusammengestellt ist, findet man jenen Zusammenhang an besonders drastischen Beispielen illustriert.

	Anzahl der Analphabeten auf je 1000 Rekruten (R.) oder je 1000 Einwohner (E.)	Anzahl der Elementarschüler auf je 10000 Einwohner im Jahre 1901	Anzahl der Zeitungen, die auf je 100 Einwohner im Jahre 1901 versendet wurden
Rufsland . . .	R. 617 (1894)	370	223
Serbien. . . .	E. 861 (1895)	418	159
Griechenland .	R. 300 (circa)	676	320
Italien	R. 329 (1900)	813	577
Frankreich . .	R. 47 (1900)	1428	1744
Deutsches Reich	R. 0,5 (1901)	1576	2514
Norwegen . . .	?	1810	2513

Da nun eine Rückentwicklung der allgemeinen Volksbildungsverhältnisse kaum zu denken, vielmehr als gewifs anzunehmen ist, dafs die Kenntnis des Lesens und Schreibens immer weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden wird, so ist damit auch der Fortbestand der ersten Voraussetzung einer ferneren Blüte des Zeitungswesens gegeben.

Der zweite Faktor, der in sehr erheblichem Ausmafse das Gedeihen der Presse beeinflufst hat, ist der Konstitutionalismus. Der Verfassungsstaat und das Repräsentativsystem setzen die lebendige Teilnahme weitester Volkskreise an den öffentlichen Dingen voraus; die Zeitungen aber sind es, welche sowohl in ihrer informierenden, wie in ihrer subjektivistischen Funktion diese Teilnahme vermitteln und dadurch ein unentbehrliches Element des konstitutionellen Staatslebens geworden sind. Nun dürfte allerdings vielen Zeitgenossen die Zukunft des Parlamentarismus nicht so völlig sicher und zweifellos erscheinen, wie der Rückgang des Analphabetentums. Empfindlich sind die Enttäuschungen, die der Parlamentarismus bereitet hat, schwer sind die

Erschütterungen, die er von innen heraus erfuhr und die den einst felsenfesten Glauben an seinen unveränderten Bestand ins Wanken gebracht haben. Doch wie immer sich das Schicksal des Parlamentarismus gestalten mag, die Presse dürfte davon nicht in erheblichem Ausmafse berührt werden. Auch wenn man den heutigen Parlamentarismus nur als die augenblickliche, keineswegs unabänderliche Form der Selbstbestimmung der Völker auffafst, so dürfte doch das Verlangen nach Selbstbestimmung immerdar aufrecht bleiben, und wie auch die Form beschaffen sein wird, in der dieses Verlangen künftighin seine Befriedigung finden soll — in allen Fällen werden die Völker die Kenntnis der öffentlichen Dinge benötigen, werden Belehrung und Führung suchen, und dieser Aufgabe ist keine andere Institution in solchem Ausmafse, mit solcher Wirkung ins Volle und Breite gewachsen, wie die Zeitungspresse.

Das dritte Moment, das den ungeahnten Aufschwung des Prefswesens begründet hat, ist das Wachstum der Städte und die Zunahme der städtischen Bevölkerungen. Nur in den Städten lebt jener mächtige Drang, Neues zu erfahren, jene starke Neu- und Wifsbegier, die den fruchtbaren Nährboden des Journalismus bildet[1]), nur die Städte zeigen jene dichte Vereinigung von politischen, wirtschaftlichen und örtlichen Interessen, welche ein „Publikum" im technischen Sinne des Wortes schafft. Nun ist aber die Zunahme der gröfseren Städte und der städtischen Bevölkerungen eine der auffallendsten Erscheinungen der neueren Zeit. In Europa ist in den zwei Dezennien von 1880— 1900 die Anzahl jener Städte, die eine Einwohnerschaft von mehr als 40 000 Seelen haben, von 287 auf 468 gestiegen, die Bevölkerung in diesen mittleren und grofsen Städten hat sich von 39,8 Millionen auf 67,4 Millionen erhöht. Die nachfolgende Tabelle veranschaulicht nach der obengenannten Quelle für eine Reihe europäischer Staatswesen diese überaus wichtige Veränderung in den Siedelungsverhältnissen.

---

[1]) Siehe. S. 45.

Städte mit mehr als 40000 Einwohnern:

	Zahl der Städte dieser Kategorie		Anzahl ihrer Einwohner (abgerundet)	
	im Jahre 1880	im Jahre 1900	im Jahre 1880	im Jahre 1900
Deutsches Reich .	47	90	5634000	12987000
Schweiz	4	6	250000	521000
Österreich-Ungarn	16	28	2719000	4765000
Rufsland . . , .	32	63	4089000	8169000
Italien.	32	55	3636000	5658000
Spanien	17	23	1793000	2765000
Frankreich . . .	38	44	5630000	7173000
Grofsbritannien u. Irland	74	116	12094000	18347000

Diese Ziffern geben nicht nur die Gewähr eines weiteren mächtigen Fortschreitens der Presse, sondern sie bieten auch die Handhabe zur Beantwortung der wichtigen Frage, in welcher Richtung die Entwicklung fortschreiten, ob sie sich im Sinne der Zentralisation oder der Dezentralisation vollziehen wird. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dafs die Tendenz der Entwicklung des Prefswesens eine dezentralisierende ist. In Deutschland war sie es seit jeher, die starke Differenzierung des geistigen Lebens der Deutschen hat auch im Journalismus ihren Ausdruck gefunden. Eine wirkliche Zentralzeitung, deren Einflufs mit einer gewissen monopolistischen Geltung sich gleichmäfsig über die ganze Nation erstreckte, hat Deutschland vielleicht nur damals besessen, als die „Allgemeine Zeitung“ im Zenith ihres Glanzes stand. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt eine zunehmende Dezentralisierung, und es wurde bereits an anderer Stelle erwähnt, dafs jene Blätter, die durch die Häufigkeit ihres Erscheinens und durch den Reichtum des Inhalts den Höhepunkt des modernen Zeitungswesens bezeichnen, sich vorwiegend aufserhalb der Reichshauptstadt finden. Vor 30 Jahren hat Julius Duboc[1])

[1]) In der Vorrede zur deutschen Bearbeitung von J. Grants „Newspaper Press“. Hannover 1873. S. XVIII und XIX.

diesen Gang der Dinge beklagt; er wollte die hauptstädtische Presse „grofsartig und machtvoll entfaltet sehen, damit sie tonangebend würde für das ganze Reich", und er hätte „keinen Verlust darin erblickt, wenn durch diesen Entwicklungsgang die Provinzialpresse und die Presse der aufserpreufsischen Länder teilweise verdrängt, teilweise wenigstens auf den naturgemäfsen Standpunkt, ihren Schwerpunkt — wie in England — in den provinziellen und lokalen Beziehungen zu suchen, zurückgeführt worden wäre". Diese Anschauung Dubocs ist wohl gründlich widerlegt. Es ist zunächst sehr zweifelhaft, ob gerade die Millionenstädte es sind, von denen die heilsamsten Anregungen ausgehen, und ob nicht vielmehr die stärksten Wurzeln der nationalen Kraft in jenen mittleren Städten ruhen, deren Lebenstätigkeit in Gelassenheit und Fleifs, in Arbeit und Sammlung sich vollzieht. Dann aber wird Dubocs Auffassung auch durch die ganze Geschichte der geistigen Entwicklung des deutschen Volkes widerlegt. Die Pracht und Herrlichkeit deutscher Kultur ruht vornehmlich in jener Mannigfaltigkeit und Differenzierung, die das Kennzeichen eines jeden adeligen Organismus ist. Importierte Kulturen können durchwegs einheitlich sein, eine autochthone, geschichtlich gewordene Kultur aber zeigt immer die Verschiedenheiten der Volksstämme, der geographischen Bedingungen, der wirtschaftlichen Entwicklung. Es wäre unerklärlich, wenn das deutsche Zeitungswesen von dem allgemeinen Zuge des nationalen Geisteslebens abweichen sollte, dessen getreuer Ausdruck es ansonsten ist.

Die Annahme, dafs die Zukunft des Prefswesens in der Richtung der Dezentralisation liegt, wird besonders nachdrücklich bekräftigt durch den Gang der Dinge in Frankreich. Gilt Frankreich überhaupt als das Vorbild einer höchstgesteigerten Zentralisation, so war das französische Zeitungswesen bis in die jüngste Gegenwart herein geradezu die Quintessenz des französischen Zentralismus. Man war berechtigt, das französische Prefswesen schlechtweg mit dem von Paris zu identifizieren, die Presse aufserhalb der Haupt-

stadt spielte eine ganz verschwindende Rolle. Zur Zeit, als Hatin seine grofse Bibliographie der französischen Zeitungen verfafste, lagen die Dinge so, dafs er nur der Pariser Presse Bedeutung und politisch-historischen Wert zuerkannte. Durch diese Zustände im Zeitungswesen wurde die Tyrannis, welche die Hauptstadt über das Land ausübte, nur noch verstärkt, die wertvollen konservativen Elemente des Landes wurden niedergedrückt, ihre erhaltende Kraft war neutralisiert durch das nervöse, stets unruhige und abwechslungsbedürftige Paris. Nun ist aber neuestens in dieses stärkste Bollwerk des französischen Zentralismus Bresche gelegt worden. In den letzten Jahren ist der einst vorherrschende Einflufs der hauptstädtischen Presse im Schwinden, während die Provinzpresse einen noch vor kurzem völlig ungeahnten Aufschwung nimmt. Die grofsen Provinzblätter, zumal in den ansehnlichen Städten des Südens und des Süd-Westens, werden bereits in grofsem Stile geführt, hervorragende Pariser Publizisten sind ihre Mitarbeiter, übersenden ihnen oft auf telephonischem Wege ihre Beiträge, und durch eine sorgsame Pflege des telegraphischen Berichterstattungsdienstes vermag diese Provinzpresse die Pariser Zeitungen, die erst nach 12 oder 24 Stunden an die Provinzabnehmer ausgegeben werden, aus dem Felde zu schlagen. Die neuesten Berichterstatter über französisches Zeitungswesen stimmen darin überein, dafs die hauptstädtische Presse in die Defensive gedrängt ist; sie sucht nach allen möglichen Mitteln, um die schwindende Provinzklientel festzuhalten und widmet den provinziellen Angelegenheiten ein sorgfältiges Interesse, das die Absicht deutlich merken läfst. Schon stellen sich auch düstere Prophezeiungen ein, wonach die Pariser Zeitungen über kurz oder lang auf den Rang von Pariser Lokalblättern herabsinken werden. Das mag Schwarzseherei sein, immerhin aber ist es von erheblicher und über das Gebiet der Zeitungsinteressen weit hinaus reichender Bedeutung, dafs an diesem einen Punkte die starre Zentralisation des geistigen Lebens in Frankreich durchbrochen worden ist.

Das Zeitungswesen neigt ja seiner innersten Natur nach zur Dezentralisierung. Ein grofser Teil des Tatsachenmaterials ist durch die Örtlichkeit bedingt; regionale und lokale Interessen können nur in der lokalen Presse die erforderliche Pflege und Vertretung finden, aber auch das politische Leben, die literarische und künstlerische Bewegung sind örtlich nuanciert und widerstreben einer uniformen Behandlung. Aus eben diesem Grunde ist das Prefswesen wohl auch für die Zukunft immunisiert gegen das Gift der Vertrustung. Herr Alfred Harmsworth, ein Grofskonfektionär des englischen Zeitungswesens, hat zwar den Gedanken ausgesprochen, dafs die Tagespresse gleich der Industrie und dem Handel das System der grofsen Trusts annehmen und dafs der Augenblick kommen werde, wo die kleineren Zeitungen verschwinden müssen, um gigantischen Unternehmungen das Feld zu räumen[1]). Dafs der genannte Herr auf diesen Gedankengang geraten ist, kann nicht überraschen, denn er selbst ist ein sehr erfolgreicher Vertreter jener von uns eingehend gekennzeichneten Kategorie des Prefswesens, bei welcher der Charakter des rein kommerziellen Unternehmens am schärfsten ausgeprägt ist. Allein die von ihm angekündigte Entwicklung scheint mir ausgeschlossen, wenigstens für die mitteleuropäischen Verhältnisse, in denen man die Zeitung nicht lediglich als ein mit Nachrichten und Sensationen bedrucktes Papier auffafst, sondern noch an der Vorstellung einer sittlichen und geistigen Mission der Presse festhält. —

Welche Wege im übrigen die Zeitung in Hinkunft wandeln soll, um ihrer Aufgabe tunlichst zu entsprechen, hat der Verfasser im Laufe der Darstellung bei allen entscheidenden Punkten eingehend dargelegt. Ob die kommende Entwicklung sich auch wirklich in diesem Sinne vollziehen wird, darüber wagt er keine Vorhersage, weil hierfür jede sichere Grundlage mangelt und Wünsche noch nicht

---

[1]) „North American Review“ vom Januar 1901.

Notwendigkeiten sind [1]). Der Verfasser verkennt nicht, dafs

[1]) Im Eingange zu Henry Avenels bereits erwähnten Buche „La Presse française au vingtième siècle“ (Paris 1901) finden sich Äufserungen hervorragender Publizisten und Politiker über die Frage: Was wird aus der Presse im 20. Jahrhundert werden, uud welche Rolle wird sie in der menschlichen Gesellschaft spielen? Klug kann man aus diesen Bemerkungen nicht werden, sie stehen in schreiendem Gegensatz zueinander. Yves Guyot, der ehemalige Minister der öffentlichen Arbeiten, spricht sich zu Gunsten der referierenden Funktion aus. Die Presse, schreibt er, war lange Zeit eine Kanzel, sie wird in Zukunft ein Nachrichtenamt werden; heute gibt es keinen anderen Lehrer als die Tatsache. Das gerade Gegenteil verkündet Lucien Victor-Meunier. Nach seiner Meinung ist die Information Nebensache, das eigentliche Blatt besteht in dem Artikel. Nur die Meinungspresse hat eine grofse Zukunft; entweder die Zeitung will überzeugen und überreden, oder sie ist ein wertloser Fetzen . . . Man sieht: viel kommt nicht heraus bei diesen höchst unmafsgeblichen und einander aufhebenden Prophezeiungen. Nur der Kuriosität halber sei auch einer Phantasie gedacht, die Herr Albert Quantin an derselben Stelle entwickelt hat: Im 20. Jahrhunderte wird jeder französische Wähler verpflichtet sein, eine offizielle Zeitung zu halten, wofür er je nach seiner sozialen Stellung und wirtschaftlichen Lage einen Abonnementpreis von 15 bis 5000 Franken zu zahlen hat. Das wird bei einer Summe von 12 Millionen Wählern. die Frankreich dann zählen wird, einen Betrag von 3 Milliarden Franken ergeben. Es wird dies die einzige Steuer in Frankreich sein, sie wird zur Amortisierung und Verzinsung der Staatsschuld wie zur Schaffung zahlreicher Werke der öffentlichen Wohlfahrt genügen. Gleichzeitig wird sich eine ähnliche Entwicklung in anderen Staaten vollziehen, und aus der ständigen internationalen Vereinigung der Presse aller Völker werden der Friede und die Beseitigung des Militarismus erblühen . . . Eine andere Zukunftsaufgabe weist Anton Menger („Neue Staatslehre“, Jena 1903, S. 75) der Presse zu: Sie soll das Sittenrichteramt der römischen Zensoren wieder aufnehmen. Der „volkstümliche Arbeitsstaat läfst durch unabhängige Organe offizielle Zeitungen von lokalem Charakter herausgeben, auf deren Benutzung bei unsittlichen Handlungen, die gegen das öffentliche Wohl gerichtet sind, jeder Staatsbürger, sonst aber nur der Beschädigte einen Anspruch hat. Dem Wesen der blofsen Sittlichkeit entsprechend hätte nur die Veröffentlichung der unsittlichen Handlung stattzufinden; eine andere Strafe dürfte über den Täter nicht verhängt werden. Die Gesetzgebung hätte im einzelnen zu bestimmen, wann vor der Publikation ein Beweis der Wahrheit notwendig und nach derselben ein Beweis der Unwahrheit zulässig ist“.

die von ihm entwickelten Postulate nur eine Seite des Prefswesens berühren, und zwar diejenige, die vielen Beurteilern als die minder wichtige erscheinen mag. Denn was im Laufe dieser Darstellung erörtert wurde, ist vorwiegend nur das technische und methodische Element der Zeitung in ihrer typischen Erscheinung. Aber der Verfasser darf wohl daran erinnern, dafs er eine andere Aufgabe sich nicht gesetzt und dafs er von vornherein alles ausgeschlossen hat, was im Gebiete der konkreten Tagesfragen liegt. Es sollten alle Erörterungen vermieden werden, die eine Beurteilung einzelner Zeitungen oder bestimmter Kategorieen von Zeitungen enthalten würden. Was wäre auch der Gewinn eines solchen Unternehmens? Die „schlechte" Presse auf dem Papiere vernichten, der „guten" Presse Lob und Anerkennung spenden, das hätte weder Erkenntniswert noch praktischen Erfolg. Denn wer tiefer hineinblickt in das Getriebe des Zeitungswesens, wird finden, dafs es im grofsen und ganzen von denselben Motiven, edlen und unedlen, beherrscht ist, wie jedes andere Gebiet menschlicher Betätigung, dafs hier wie dort und überall das Sittliche den schweren Kampf durchkämpfen mufs, den ein rätselhaftes Schicksal ihm auferlegt hat und der fortdauern wird, solange unser unzulängliches Geschlecht auf Erden wandelt.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



